



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Hier fallen Männer und Männer steigen aus Sturz
und Nacht zu ewigem Ruhm empor ...“

Männlichkeitskonstruktionen des Kriegsschriftstellers Fritz Weber

Verfasserin

Michaela Zumpf

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, Jänner 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 312

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Geschichte und Sozialkunde

Betreuerin:

Prof. Dr. Christa Hämmerle

Inhalt

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 5 |
| Einleitung | 7 |
| 1 Soldatische Männlichkeitsbilder im Wandel | |
| - Entwicklungen vom 19. Jahrhundert bis zum Dritten Reich..... | 13 |
| 1.1 Die Veränderung des Männlichkeitsbegriffs | |
| - Heeresreformen im 19. Jahrhundert | 15 |
| 1.1.1 Heeresreform und soldatische Männlichkeit im Deutschen Reich | 16 |
| 1.1.2 Heeresreform und soldatische Männlichkeit in der Habsburger-Monarchie | 18 |
| 1.2 Langemarck, Verdun und die Helden im Gebirge | |
| - Die Entstehung spezifischer Soldatenmythen im Ersten Weltkrieg | 22 |
| 1.2.1 Die Mythen der Westfront | 22 |
| 1.2.2 Der Mythos des Gebirgskriegers an der Südwestfront | 33 |
| 1.3 Die Remilitarisierung Europas am Beispiel der Ersten Republik | 44 |
| 1.4 Nationalsozialismus und die Etablierung des ‚neuen‘ Menschen | 51 |
| 2 Biographische Fragmente | 54 |
| 2.1 Kriegsbiographie | 54 |
| 2.1.1 Erster Weltkrieg | 54 |
| 2.1.2 Zwischenkriegszeit | 57 |
| 2.1.3 Zweiter Weltkrieg | 60 |
| 2.1.4 Nachkriegszeit | 61 |
| 2.2 Publikationen | 66 |

| | |
|---|----------------|
| 3 Die Kriegsliteratur Fritz Webers –Eine Analyse | 70 |
| 3.1 Facetten von Krieg und Männlichkeit | 73 |
| 3.1.1 Der Krieg als heiliges Abenteuer | 73 |
| 3.1.2 Kameradschaft | 83 |
| 3.1.3 Das Versagen von Politik und Heimatfront | 94 |
| 3.1.4 Der ‚moderne‘ Krieg – Technikfaszination und Entmannung | 101 |
| 3.2 Der Krieg erschafft ‚wahre‘ Männer | 107 |
| 3.2.1 Helden im Gebirge und im Karst | 108 |
| 3.2.2 Der ‚Nicht‘-Mann: Feiglinge, Versager, Deserteure | 120 |
| 3.2.2.1 Nerven | 120 |
| 3.2.2.2 Außenseiter | 126 |
| 3.2.2.3 Deserteure | 130 |
| 3.3 Deutschnationale und nationalsozialistische Tendenzen | 135 |
| Exkurs: Webers Selbstdarstellung in ‚Das Ende einer Armee‘ und ‚Frontkameraden‘ | 148 |
| 3.4 Webers Soldatenideal im Diskurs der Mythen des Ersten Weltkrieges | 155 |
| 4 Entwicklungen und Veränderungen in der Darstellung von soldatischer Männlichkeit in Webers Werk bis 1935 | 159 |
| Conclusio und Ausblick | 164 |
| Quellen und Literatur | 167 |
| Anhang | |
| Abstract | 177 |
| Lebenslauf | 179 |

Vorwort

Für die Hilfe und Unterstützung bei dieser Arbeit, sowohl im wissenschaftlichen als auch im privaten Umfeld möchte ich folgenden Personen danken:

Allen voran gilt mein Dank Prof. Christa Hämmerle, die mir während des Studiums und schließlich auch als Betreuerin meiner Diplomarbeit mit großem Engagement und vielen Hilfestellungen zur Seite gestanden ist. Daneben möchte ich auch meinen Studienkollegen und -kolleginnen danken, die mir im Zuge des Diplomandenseminars immer wieder neue Anregungen für die Fortführung meiner Arbeit gegeben haben.

Weiters möchte ich den Mitarbeitern des Bundesarchivs Berlin (ehemals Berlin Document Center) für die unkomplizierte Zusammenarbeit und die stets schnelle Beantwortung von Anfragen sowie den Mitarbeitern des Österreichischen Staatsarchivs für die Hilfe bei der Archiv-Recherche danken.

Abseits der wissenschaftlichen Arbeit danke ich meinen Freunden für moralischen Beistand und aufmunternde Worte in den schwierigen Zeiten des Entstehungsprozesses. Ein besonders großes Dankeschön geht natürlich an meine Eltern, die mir durch ihre Unterstützung die Vollendung des Studiums ermöglicht haben.

Einleitung

Thema dieser Arbeit sind soldatische Männlichkeitskonstruktionen im Werk des österreichischen Kriegsschriftstellers Fritz Weber (1895-1972). Dieser hatte als Soldat an der Südwestfront am Ersten Weltkrieg teilgenommen und ab den frühen 1930er Jahren mehrere Bücher über den Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Italien veröffentlicht. Darin konstruiert der Autor ein bestimmtes, im Rahmen dieser Diplomarbeit untersuchtes Bild vom Krieg und von den Soldaten, die daran teilnahmen. Er betätigte sich somit sehr bewusst als ‚Erinnerungsproduzent‘, dessen Aussagen einen nicht unerheblichen Anteil an der Schaffung einer kollektiven Kriegserinnerung hatten – auch was Webers soldatische Männlichkeitskonstruktionen anbelangt.

Ausgangspunkt der Arbeit war ein von Christa Hämmerle publizierter Aufsatz „Es ist immer der Mann, der den Kampf entscheidet, und nicht die Waffe ...‘, Die Männlichkeit des k. u. k. Gebirgskriegers in der soldatischen Erinnerung“¹, in welchem erstmals in der österreichischen Geschichtsforschung ein kritischer Standpunkt gegenüber Webers Werk eingenommen wird. Mithilfe einer ersten Analyse seiner Kriegsliteratur der 1930er Jahre stellt Hämmerle die Titulierung „österreichischer Remarque“, die bis heute gern als Beschreibung für Fritz Weber verwendet wird, infrage und untersucht beispielhaft die einer solchen Beschreibung gegenläufigen Grundzüge seiner soldatischen Männlichkeitskonstruktionen.² Daran anknüpfend wird im Folgenden eine detaillierte Analyse von Werken von Fritz Weber, die zwischen 1931 und 1935 publiziert wurden, durchgeführt; der Quellenkorpus wird in dieser Arbeit somit erweitert. Der Fokus liegt einerseits auf bereits bei Hämmerle diskutierten Männlichkeitskonstrukten, die hier genauer untersucht werden. Andererseits wird in einem weiteren Schritt ausführlich die Konstruktion eines ‚Kämpfertypus‘ behandelt, der sich, wie Hämmerle anmerkt, letztlich „nahtlos in die sich [...] formierende NS-Ideologie und in das ihr eingeschriebene männlich-martialische Soldatenideal einpassen [ließ]“.³

¹ HÄMMERLE, Christa, Es ist immer der Mann, der den Kampf entscheidet, und nicht die Waffe, Die Männlichkeit des k. u. k. Gebirgskriegers in der soldatischen Erinnerungskultur, in: Hermann KUPRIAN/Oswald ÜBEREGGER (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg im Alpenraum, Erfahrung, Deutung, Erinnerung (Innsbruck 2006) S. 35-60

² vgl. ebenda, S. 35f. Auf der Website des österreichischen Milizverlages wird Weber auch als „Remarque der Dolomitenfront“ bezeichnet. Vgl. <http://www.miliz.at/buecher/10.htm>, Download am 30.11.08

³ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 55

Als Grundlage für die Analyse werden mehrere Kriegsbücher Fritz Webers herangezogen, beginnend mit den vier Erinnerungsbüchern „Granaten und Lawinen“, „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“, die später zu einem Sammelband mit dem Titel „Das Ende einer Armee“ zusammengefügt wurden.⁴ Weiters stützt sich meine Untersuchung auf die Bücher „Frontkameraden“, „Isonzo 1915“, „Isonzo 1916“ und „Isonzo 1917“ sowie das 1935 erstmals erschienene Werk „Alpenkrieg“, das die Kämpfe im Hochgebirge zum Inhalt hat.⁵ Es werden von den genannten Werken jeweils die Erstausgaben zur Analyse verwendet. Das 1932 erschienene Werk „Feuer auf den Gipfeln – Südtiroler Alpenkrieg“ wurde hier vernachlässigt, da es sich bei diesem Buch im Wesentlichen um ausgewählte Kapitel aus „Granaten und Lawinen“ sowie Passagen aus „Alpenkrieg“ handelt.⁶

Im Laufe der Untersuchung wird immer wieder ein Blick nach Deutschland zu werfen sein, einerseits aufgrund der Forschungslage, da für Österreich die wissenschaftliche Bearbeitung der hier behandelten Themenbereiche vielfach erst am Anfang steht, andererseits natürlich auch im Hinblick darauf, dass sich Fritz Weber in mehrfacher Hinsicht stark an Deutschland orientierte.

Der Inhalt des ersten Kapitels liefert die theoretische Basis für die Analyse von Fritz Webers Kriegsbüchern, wobei hier ein besonderes Augenmerk auch auf jene Aspekte von ‚kriegerischer Männlichkeit‘ gelegt wird, welche für die Nationalsozialisten von Bedeutung waren und meiner Ausgangsthese zufolge darum auch in Fritz Webers Werk immer deutlicher in den Vordergrund traten. Dieser erste Teil der Arbeit wird in vier Abschnitte aufgeteilt, die nicht zufällig gewählt sind, sondern sich aus einschneidenden Daten bzw. Ereignissen ergeben. Zunächst werden Veränderungen militärischer Männlichkeitsbilder vom 19. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges behandelt. Für diesen Zeitraum sind vor allem die Forschungen von Karen Hagemann und Ute Frevert, zumal für Deutschland, eine wichtige Referenz. Beide beschäftigen sich in mehreren Publikationen mit den Entwicklungen von Männlichkeit in der deutschen beziehungsweise, eingeschränkter, der preußischen Armee bis zum

⁴ WEBER, Fritz, Granaten und Lawinen (Leipzig/Berlin/Wien 1932); DERS., Menschenmauer am Isonzo (Leipzig/Berlin/Wien 1932); DERS., Sturm an der Piave (Leipzig/Berlin/Wien 1932); DERS., Das Ende der Armee (Leipzig/Berlin/Wien 1931)

⁵ WEBER, Fritz, Frontkameraden (Klagenfurt/Wien 1934); DERS., Isonzo 1915 (Klagenfurt/Wien 1933); DERS., Isonzo 1916 (Klagenfurt/Wien 1933); DERS., Isonzo 1917 (Klagenfurt/Wien 1933); DERS., Alpenkrieg (Klagenfurt/Wien 1935)

⁶ WEBER, Fritz, Feuer auf den Gipfeln, Südtiroler Alpenkrieg (Regensburg 1932)

Ersten Weltkrieg.⁷ Für Österreich sind in Bezug auf diese Entwicklung einerseits Arbeiten von Christa Hämmerle sowie Ernst Hanisch zu nennen, deren Studien zu Männlichkeit in der k. u. k. Armee bedeutende Anhaltspunkte für diese Diplomarbeit geliefert haben.⁸ Im zweiten Abschnitt folgt eine Untersuchung der Kampf- bzw. Soldatenmythen, die der Erste Weltkrieg hervorgebracht hat. Bernd Hüppauf hat in diesem Bereich weitreichende Erkenntnisse gewonnen, die, obwohl wiederum Deutschland betreffend, Rückschlüsse und Vergleiche mit Männlichkeitskonstrukten im Werk Fritz Webers zulassen.⁹ Weiters sind dafür Forschungen von Benjamin Ziemann und René Schilling als Referenzen zu nennen;¹⁰ für Österreich sind es einmal mehr solche von Christa Hämmerle und Ernst Hanisch, sowie von Hans-Georg Hofer und eine bereits etwas ältere Publikation von Christian Rapp.¹¹ Der dritte und vierte Abschnitt dieses Kapitels beschäftigen sich mit den Entwicklungen des kriegerischen Männlichkeitsbildes in der Zwischenkriegszeit, wofür vor allem Oswald Überegger und Ernst Hanisch die Literatur geliefert haben, sowie mit der Vollendung des Konstrukts eines ‚neuen‘ Menschen im Nationalsozialismus.¹² Die Hauptreferenzen für diesen letzten Abschnitt waren Bernd Hüppauf und Thomas Kühne.¹³

⁷ FREVERT, Ute (Hrsg.), Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: DIES. (Hrsg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1997) S. 145-173; Karen HAGEMANN, Der „Bürger“ als „Nationalkrieger, Entwürfe von Militär, Nation und Männlichkeit in der Zeit der Freiheitskriege, in: DIES./Ralf PRÖVE (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger, Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel (Frankfurt/New York 1998) S. 74-102; Karen HAGEMANN, „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“, Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens (Paderborn 2002)

⁸ HÄMMERLE, Christa, Das Militär als „Schule der Männlichkeit“? Erste Anmerkungen zum Projekt „Zwischen Akzeptanz und Verweigerung: Männlichkeit und Militär in der Habsburgermonarchie 1848-1918“, in: Manfred LECHNER/Dietmar SEILER (Hrsg.), zeitgeschichte.at, 4. österreichischer Zeitgeschichtetag '99 (Wien 1999), S. 146-153; DIES., Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für „Militär und Männlichkeiten in der Habsburger Monarchie (1868-1914/18)“, in: Martin DINGES (Hrsg.), Männer – Macht – Körper, Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Reihe „Geschichte und Geschlechter, 49 (Frankfurt/New York 2005), S. 103-121; Ernst HANISCH, Männlichkeiten, Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts (Wien/Köln/Weimar 2005)

⁹ HÜPPAUF, Bernd, Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte 1 (Essen 1993) S. 43-84

¹⁰ ZIEMANN, Benjamin, die Macht der Maschine – Mythen des industriellen Krieges, in: Rolf SPILKER/Bernd ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, Der industrialisierte Krieg 1914-1918 (Bramsche 1998) S. 177-189; René SCHILLING, „Kriegshelden“, Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945 (Paderborn 2002)

¹¹ HÄMMERLE, Christa, Es ist immer der Mann (wie Anm. 1); Ernst HANISCH, Männlichkeiten (wie Anm. 8); Hans-Georg HOFER, Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880-1920), (Wien/Köln/Weimar 2004), S. 271-282; Christian RAPP, The Last Frontiers. Landschaft zwischen Krieg und Erinnerungskultur, in: Anton HOLZER/Wieland ELFERDING (Hrsg.), Ist es hier schön. Landschaft nach der ökologischen Krise (Wien 2000) S. 232-247

¹² ÜBEREGGER, Oswald, Vom militärischen Paradigma zur ‚Kulturgeschichte des Krieges‘? Entwicklungslinien der österreichischen Weltkriegsgeschichtsschreibung im Spannungsfeld militärisch-

Das zweite Kapitel der Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Person Fritz Webers, mit seinem militärischen, aber auch privaten Werdegang. Dies dient dazu, die Interpretation seiner Kriegsliteratur zu kontextualisieren, da sich aus Webers Biographie viele Standpunkte und Aussagen in seinen Werken erklären lassen. Dieses Kapitel will damit auch auf die folgenden Kapitel 3 und 4 vorzubereiten, in welchen die bereits erwähnten Werke Webers über den Ersten Weltkrieg genau beleuchtet werden. Das bis jetzt zugängliche biographische Material ist allerdings sehr lückenhaft, was ausführlich zu besprechen sein wird. Die vorliegenden Quellen umfassen das Melderegister des Wiener Stadt- und Landesarchivs¹⁴, Belohnungsanträge aus dem Kriegsarchiv¹⁵, sowie den Gauakt Webers im Archiv der Republik¹⁶. Außerdem wurde die Personalakte der Reichskulturkammer aus dem deutschen Bundesarchiv (ehemals Berlin Document Center) recherchiert.¹⁷ Weitere herangezogene Quellen sind Zeitungsausschnitte über Fritz Weber und Luis Trenker aus dem Tagblatt-Archiv der Wiener Stadt- und Landesbibliothek¹⁸ sowie eine Auskunft des Oberösterreichischen Landesarchivs über die Registrierungslisten für ehemalige Nationalsozialisten.¹⁹ Zusätzlich zu den vorhandenen archivarisches Dokumenten muss, aufgrund der unauffindbaren Personalstammdaten im österreichischen Kriegsarchiv, die seit einer Aushebung 1999 „in Ver-

politischer Instrumentalisierung und universitärer Verwissenschaftlichung, in: DERS. (Hrsg.) Zwischen Nation und Region, Weltkriegsforschung im interregionalen Vergleich, Ergebnisse und Perspektiven. Tirol im Ersten Weltkrieg, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 4 (Innsbruck 2004) S. 63-122; Ernst HANISCH, Die Rückkehr des Kriegers, Männlichkeitsbilder und Remilitarisierung in Österreich der Zwischenkriegszeit, in: Transit. Europäische Revue 16 (Frankfurt a. Main 1999), S. 108-124

¹³ HÜPPAUF, Schlachtenmythen (wie Anm. 9); Thomas KÜHNE, Kameradschaft, Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 173 (Göttingen 2006)

¹⁴ Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Melderegister, Auskunft M-1088/05 vom 23.2.2005. Für die Recherche und Bereitstellung danke ich Christa Hämmerle.

¹⁵ Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Kriegsarchiv (KA), S. W. 17.755 (Kt. 25), 11365/16, Belohnungsantrag vom 9.6.1916 sowie ÖStA, KA, MBA 231.491 (Kt. 113), Belohnungsantrag vom 26.8.1915. Für die Recherche und Bereitstellung geht mein Dank wiederum an Christa Hämmerle.

¹⁶ Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Archiv der Republik (AdR), Gauakt Fritz Weber, Nr. 85.685

¹⁷ Bundesarchiv Berlin (BA), POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A. Das Berlin Document Center (BDC) wurde nach Kriegsende von der amerikanischen Armee als Sammlung von Dokumenten aus der NS-Zeit zur Vorbereitung der Nürnberger Prozesse errichtet. 1994 wurde es vom Bundesarchiv aus der US-amerikanischen Verwaltung übernommen. Vgl. Website des BA:

http://www.bundesarchiv.de/aufgaben_organisation/abteilungen/reich/00340/index.html

¹⁸ Wiener Stadt und Landesbibliothek (WStLB), Tagblatt-Archiv (TA), Fritz Weber (FW); Wiener Stadt- und Landesbibliothek (WStLB), Tagblatt-Archiv (TA), Luis Trenker (LT)

¹⁹ Oberösterreichisches Landesarchiv (OÖL), Registrierungslisten, E-mail Auskunft vom 5.11.2008. Für die Auskunft danke ich Herrn Franz Scharf vom Landesarchiv. Die relevanten Informationen finden sich auf einem Registrierungs-Meldeblatt Fritz Webers der Gemeinde Griebkirchen im Aktenbestand der Gemeinde Unterach am Attersee (Bestand Registrierungslisten). Leider war es trotz mehrmaliger Nachfrage bis zur Fertigstellung dieser Arbeit nicht möglich, eine Kopie der Registrierungslisten bzw. des Meldeblatts vom Oberösterreichischen Landesarchiv zu erhalten.

stoß geraten“ sind,²⁰ auf eine Informationsquelle zurückgegriffen werden, die im Normalfall nicht in wissenschaftlichen Arbeiten aufscheinen sollte: die freie Internet-Enzyklopädie Wikipedia.²¹ Dieser Schritt ist nötig, weil hier ein, wohl aus verwandtschaftlichen Verhältnissen stammender, Artikel über Fritz Weber zu finden ist, der bestimmte Lücken in seiner Biographie erhellt – wenngleich die getroffenen Aussagen bis zu diesem Zeitpunkt weder widerlegt noch bestätigt werden können.

Im dritten Kapitel wird schließlich die Kriegsliteratur Fritz Webers nach verschiedenen Aspekten soldatischer Männlichkeit untersucht. Die dabei vorgenommene Unterteilung in mehrere Abschnitte dient einerseits der Übersichtlichkeit für den Leser/die Leserin, soll aber andererseits und in erster Linie die Vielschichtigkeit der von Weber bedienten und teils auch konstruierten Mythen²² verdeutlichen. Zum besseren Verständnis und zur Veranschaulichung der Ausführungen dazu werden immer wieder Inhalte der schon erwähnten, zwischen 1931 und 1935 publizierten Werke Eingang in den Text finden. Deren Interpretation erfolgt wiederum auch angelehnt an wissenschaftliche Arbeiten, die sich in erster Linie mit Österreich-Ungarn, aber auch mit Deutschland im Ersten Weltkrieg befassen. So werden für Deutschland unter anderem Forschungen von Kühne und Reimann verwendet,²³ für das Gebiet der k. u. k. Monarchie vor allem Publikationen von Hämmerle und Überegger.²⁴ Daneben sind auch Arbeiten von Christoph von Hartungen, Klaus Eisterer und dem bereits erwähnten Hans-Georg Hofer von großer Bedeutung.²⁵

²⁰ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 35, Anm. 2. Im Zuge der Abfassung dieser Arbeit wurde im Staatsarchiv nochmals versucht, die betreffende Akte zu finden – leider wiederum vergeblich.

²¹ Wikipedia, Die freie Enzyklopädie, http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Weber. Download am 25.10.2008

²² Zur Definition des hier verwendeten Mythos-Begriffs vgl. Kap. 1, S. 12

²³ KÜHNE, Thomas, Kameradschaft, Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 173 (Göttingen 2006); Thomas KÜHNE, Massen-Töten. Diskurse und Praktiken der kriegerischen und genozidalen Gewalt im 20. Jahrhundert, in: DERS./Peter GLEICHMANN (Hrsg.), Massenhaftes Töten, Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert. Frieden und Krieg, Beiträge zur Historischen Friedensforschung 2 (Essen 2004) S. 11-52; Aribert REIMANN, Wenn Soldaten vom Töten schreiben – zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914-1918, in: GLEICHMANN/KÜHNE, Massenhaftes Töten, S. 307-319

²⁴ HÄMMERLE, Christa, Es ist immer der Mann (wie Anm. 1); Oswald ÜBEREGGER, Der andere Krieg, Die Tiroler Militärgerichtsbarkeit im Ersten Weltkrieg. Tirol im Ersten Weltkrieg, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, 3 (Innsbruck 2002)

²⁵ HARTUNGEN, Christoph von, Die Tiroler und Vorarlberger Standschützen – Mythos und Realität, in: Klaus EISTERER/Rolf STEININGER (Hrsg.), Tirol und der Erste Weltkrieg. Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, 12 (Innsbruck 1995) S. 61-104; Klaus EISTERER, „Der Heldentod muss würdig geschildert werden ...“, Der Umgang mit der Vergangenheit am Beispiel Kaiserjäger und Kaiserjägertradition, in: DERS./STEININGER, Tirol und der Erste Weltkrieg, S. 105-137; HOFER, Nervenschwäche (wie Anm. 11)

Kapitel 4 soll abschließend Entwicklungen und Veränderungen in den Werken Webers beleuchten, vor allem im Hinblick auf eine Verstärkung nationalsozialistischer Tendenzen seit 1933. Der Ausgangspunkt für dieses Kapitel ist die Annahme, dass sich mit dem Erstarren des Nationalsozialismus sowie der Machtübernahme Hitlers in Deutschland im Œuvre Fritz Webers eine lineare Entwicklung hin zu einem nationalsozialistischen Kämpfertyp ausmachen lässt, bzw. dass sich ab einem bestimmten Zeitpunkt, nämlich Webers Umzug nach München Ende 1933/Anfang 1934,²⁶ auch in seinen Kriegsbüchern ein deutlicher Schnitt, das heißt eine gesteigerte Hervorhebung seiner politischen Ausrichtung bemerkbar macht. Diese These einer hat sich nicht unbedingt bestätigt, allerdings ist es doch möglich, Veränderungen bzw. Unterscheidungen in den analysierten Werken auszumachen. Weiters sind im Zuge dieser Arbeit Fragen entstanden, die vielleicht Ansatz für weitere Forschungen sein können. Die Arbeit schließt daher mit einem Ausblick auf mögliche Zusammenhänge und interessante Forschungsansätze, die im Zuge meiner Diplomarbeit leider nicht genauer behandelt werden konnten.

²⁶ vgl. dazu Kap. 2.1.2, S. 55f

1 Soldatische Männlichkeitsbilder im Wandel

- Entwicklungen vom 19. Jahrhundert bis zum Dritten Reich

Das Konzept der „soldatischen Männlichkeit“ ist keine Erfindung der Weltkriege oder überhaupt des 20. Jahrhunderts. Vielmehr wurden die Grundlagen für die später teilweise extremen Ausformungen der Idee vom „Mann = Kämpfer ≠ Frau“ bereits früher gelegt. Dieses Kapitel soll, mit dem Hauptaugenmerk auf Österreich (bzw. Österreich-Ungarn) und Deutschland (bzw. Preußen), in vier Teilen einen Überblick über die Entwicklung von Männlichkeitsbildern vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten geben. Es wird Unterschiede ebenso wie Ähnlichkeiten in der Entwicklung von Männlichkeitsbegriffen in den beiden Ländern aufzeigen und vor allem jene Bereiche von soldatischer Männlichkeit besonders hervorheben, die für die Konstruktion des „neuen Menschen“, wie ihn die Nationalsozialisten propagierten, von Bedeutung waren. Wie bereits einleitend angemerkt wurde, ist die Einbeziehung Deutschlands notwendig, da die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Themas hier bereits viel umfassender und detaillierter erfolgt ist als in Österreich.²⁷

Die Unterteilung in vier Bereiche innerhalb des behandelten Zeitraums soll die für die Entwicklung soldatischer Männlichkeit einschneidenden Zäsurpunkte bzw. Perioden markieren, die für Veränderungen wesentlich waren: die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen (1813) und Österreich (1868), der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der vor allem für die Entwicklung eines soldatischen Männlichkeitsbegriff in Österreich ein wichtiges Ereignis darstellte, die Pazifismusbewegung und schließlich die Remilitarisierung in den beiden Staaten in der Zwischenkriegszeit und die Etablierung des martialischen Männlichkeitsbildes nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1932, bzw. des österreichischen Anschlusses 1938.

Wenn hier primär von soldatischen Männlichkeitsbildern die Rede ist, muss vorausgeschickt werden, dass die Abgrenzung von ‚soldatischer‘ und ‚ziviler‘ Männlichkeit auch im wissenschaftlichen Diskurs nicht immer gleich streng gezogen werden kann, wie vor allem im ersten Abschnitt über Entwicklungsstränge im 19. Jahrhundert zu sehen sein wird. Jedoch muss hier im Hinblick auf die Analyse Fritz Webers Kriegsli-

²⁷ siehe Einleitung dieser Arbeit, S. 5

teratur in Teil 3 dieser Arbeit aus forschungspragmatischen Gründen der Fokus auf der Vorstellung des „Mannes als Krieger“ liegen, und andere Männlichkeitskonstrukte müssen daher vernachlässigt werden.²⁸

Bei der Beschäftigung mit der Fachliteratur zu soldatischen Männlichkeitskonstrukten/Männlichkeitsbildern taucht ein Begriff immer wieder auf, der einer kurzen Definition bedarf: der Mythos. Schon seit dem Altertum gibt es eine Tradition, bestimmte militärische Ereignisse und Persönlichkeiten mythologisch zu überhöhen. Vor allem seit dem Entstehen der Nationalbewegungen im 19. Jahrhundert wurden Mythologisierungen von Schlachtenereignissen zu einem Faktor, um nationale Identitäten zu begründen und zu festigen.²⁹ Nach Roland Barthes definiert sich der Begriff Mythos im Zusammenhang mit Krieg als ein „kriegskulturelles ‚Mitteilungssystem‘, das sich nicht über sein ‚Objekt‘ oder seine ‚Materie‘, sondern über seine ‚Bedeutung‘ erschließt“.³⁰ Benjamin Ziemann sieht in den Mythen der Moderne „komplexe Symbolgebilde, in denen ein Handlungszusammenhang erzählerisch entfaltet wird“.³¹ Als politisches Mittel eingesetzt, fungieren sie als „‚gesellschaftliche Sinngeneratoren‘, die bestimmte politische Realitäten oder Ziele mit Plausibilität versehen“. Sie sollen dem Einzelnen ein Gefühl von „Bedeutung und Eingebundenheit in eine symbolische Ordnung“ vermitteln.³²

In Anlehnung an diese Definitionen wird der Begriff Mythos in dieser Arbeit demnach als ein teilweise sehr bewusst gesteuertes Konstrukt verstanden, dessen Entstehung von der militärischen Führung nicht nur erwünscht, sondern mitunter auch offensiv forciert wurde. Unterstützt und verbreitet wurde dieses „Mittel symbolischer Politik“³³ oftmals durch die intellektuelle Literatenschaft und seit dem Ersten Weltkrieg vermehrt auch durch Erinnerungsliteratur von ehemaligen Offizieren und Soldaten.³⁴

²⁸ Umfangreiche Literaturangaben zu Männlichkeitskonstrukten finden sich ua. in: Jürgen MARTSCHUKAT/Olaf STIEGLITZ, „Es ist ein Junge!“, Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Historische Einführungen, 11 (Tübingen 2005)

²⁹ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 177

³⁰ zitiert nach HOFER, Nervenschwäche, S. 274; zum vollständigen Text siehe Roland BARTHES, Mythen des Alltags (Frankfurt a. Main 1964) S. 85

³¹ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 177

³² ebenda

³³ ebenda

³⁴ Zur literarischen Verarbeitung und dem Anteil, den Erinnerungsliteratur an der Verbreitung von Kriegsmythen des Ersten Weltkrieges hatte siehe Kap. 1.2 und Kap. 3 dieser Arbeit

1.1 Die Veränderung des Männlichkeitsbegriffs

– Heeresreformen im 19. Jahrhundert

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts und teilweise bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren Militär und Gesellschaft relativ abgetrennte Bereiche. Die Armee wurde als eigener Stand angesehen, der mit dem ‚zivilen‘ Leben nichts zu tun hatte und von jenem völlig abgeschlossen war. Dass es einen großen Gegensatz zwischen ‚militärisch‘ und ‚zivil‘ gab, wurde auch immer wieder betont.³⁵ Das Militär wurde als ein „Ort der Verwilderung und Brutalisierung“, als Ort kriegerischer Auseinandersetzung gesehen, im Unterschied zur zivilen Gesellschaft, welche prinzipiell nach friedlicher Konfliktlösung strebte.³⁶ Konzepte von militärischer Männlichkeit hatten aufgrund dieser Trennung und des daraus folgenden geringen Anteils der Zivilbevölkerung, der je in Berührung mit dem Militär kam, für die Gesellschaft nur wenig Bedeutung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts änderte sich dies langsam, die Trennung löste sich auf und militärische Männlichkeitsbilder gewannen zunehmend auch außerhalb der Armee an Bedeutung.

Seit Mitte der 1990er Jahre hat es eine wissenschaftliche Diskussion darüber gegeben, inwieweit die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht einen wesentlichen Beitrag zu dieser Entwicklung geliefert hat. Man nahm an, dass militärische Traditionen und militärische Männlichkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur akzeptiert, sondern vielmehr von einem Großteil der Gesellschaft als erstrebenswertes Ideal angesehen wurden und somit einen hegemonialen Stellenwert bekamen, was zu einer militarisierten Zivilgesellschaft geführt hatte, in welcher das Heer und seine Mitglieder ein hohes Ansehen genossen. Militärische Werte und Verhaltensweisen wurden daher auch im zivilen Leben adaptiert und jeder (Mann), der nicht, zumindest eine Zeit lang, gedient hatte, wurde nicht als vollwertiger Mann und Bürger angesehen.³⁷ Die Militarisierung der Gesellschaft durch den Bürgersoldaten sollte zu einem bedeutenden Faktor für die Bildung von Nationalstaaten werden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts setzte sich die Allgemeine Wehrpflicht in fast allen europäischen Staaten durch,³⁸ wobei die ver-

³⁵ FREVERT, Ute, Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert: Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen, in: DIES., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1997) S. 7-16, hier bes. S. 7

³⁶ HANISCH, Männlichkeiten, S. 18

³⁷ FREVERT, Militär als Schule der Männlichkeit, S. 146; HANISCH, Männlichkeiten, S. 18f

³⁸ HÄMMERLE, Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘?, S. 147

stärkte Bedeutung, die der militärisch ‚zugerichteten‘ Männlichkeit in der öffentlichen Wahrnehmung zukam, auch zu einer durchaus beabsichtigten, strikteren Abgrenzung zwischen Mann und Frau führte. „Die Wehrpflicht revolutionierte das traditionelle Männerbild, universalisierte den Mann als Krieger, den Soldatendienst als Ehrendienst, mit dem Kern der individuellen Todesbereitschaft, die von der Zivilgesellschaft durch ein besonderes Prestige honoriert wurde.“³⁹

Vor allem in der deutschen Historiographie wurde diese These breit diskutiert und fand ihren Niederschlag in zahlreichen Publikationen. Es sollen daher im Folgenden zunächst Entwicklungslinien im Deutschland des 19. Jahrhunderts behandelt werden, um danach in einem Vergleich mit der Habsburgermonarchie Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede hervorzuheben.

1.1.1 Heeresreform und soldatische Männlichkeit im Deutschen Reich

Eigentlich wurde die Allgemeine Wehrpflicht zum ersten Mal bereits während der Französischen Revolution mit dem Konzept des *soldat citoyen* eingeführt, bei welchem jeder Soldat Bürger sein sollte und umgekehrt auch jeder Bürger Soldat. 1813, während der Napoleonischen Kriege, wurde dieses Konzept von Preußen übernommen.⁴⁰ Die Bürgerrechte wurden nun prinzipiell an einen geleisteten Militärdienst gekoppelt, der Wehrdienst wurde als „Ehrendienst“ stilisiert; nur jene Männer, die bereit waren, ihr Vaterland auch unter Einsatz ihres Lebens zu verteidigen, waren „ehrenvoll“ und konnten den Bürgerstatus erlangen.⁴¹

Der Armee kam in diesem Zusammenhang eine erzieherische Aufgabe für alle (männlichen) Bürger zu. Als eine „Schule der Nation“ sollte sie dafür sorgen, dass die Rekruten „wehrhaft“ gemacht würden und ihre Liebe für das Vaterland und ihre staatsbürgerlichen Pflichten über alles andere zu stellen bereit wären.⁴² Die Bewusstmachung und Verinnerlichung einer, in diesem Fall deutschen, nationalen Zugehörigkeit war ein wichtiges ‚Bildungsziel‘. Somit kam dem Militär, wie immer wieder betont wurde, ab nun eine bedeutende Rolle in der Herausbildung moderner Nationalstaaten

³⁹ HANISCH, Männlichkeiten, S. 20

⁴⁰ ebenda, S. 18f

⁴¹ HAGEMANN, Mannlicher Muth, S. 305

⁴² FREVERT, Militär als Schule der Männlichkeit, S. 162

zu. Das Ziel, eine „Schule der Nation“ zu sein, stand in engem Zusammenhang mit dem Ziel, eine „Schule der Männlichkeit“ zu sein.⁴³ Denn das Militär sollte junge Soldaten auch zu ‚echten‘ Männern ausbilden, die stark und mannhaft ihrer Nation sowohl im Krieg wie auch im Frieden dienten. Die Rekruten sollten sowohl geistig als auch körperlich zum Männern ‚erzogen‘ werden. Der disziplinierte Soldat sollte körperlich gehärtet und gestählt sein und seinen Körper unter ständiger Kontrolle haben, sodass er den Befehlen eines militärischen Vorgesetzten jederzeit „automatisch-mechanisch“ gehorchen konnte.⁴⁴ Neben körperlichen Tugenden sollte der Soldat in der „Schule der Männlichkeit“ aber auch geistige Fähigkeiten vermittelt bekommen: selbstbewusst und willensstark sollte der Mann sein, dabei aber immer auch autoritätsbewusst, beherrscht und kameradschaftlich. In der Armee sollte sich der Mann „seiner persönlichen Kraft bewusst werden, sie jedoch zugleich zu disziplinieren und einem höheren Zweck, einem größeren Ganzen unterzuordnen wissen“.⁴⁵ Die soldatische Männlichkeit sollte also aus Patriotismus und Wehrhaftigkeit zusammengesetzt sein, wobei traditionelle Werte von Soldatenehre und christlich-bürgerlicher Moral mit neuen Vorstellungen von „politischer Partizipation, nationaler Identifikation und romantischem Heroismus“ verbunden wurden.⁴⁶

Ein wichtiger Aspekt dieses männlichen Leitbildes war die klare Abgrenzung zum weiblichen Geschlecht.⁴⁷ Männer, die ihm nicht genügten, die keinen Wehrdienst geleistet hatten, standen schnell im Verdacht, ‚unmännlich‘, also ‚weibisch‘ zu sein, sie wurden tendenziell als Feiglinge und Schwächlinge angesehen.⁴⁸ Jene, die aufgrund körperlicher Unzulänglichkeiten den Ansprüchen der Armee nicht genügten und bei der Musterung durchfielen, mussten beispielsweise in Bayern und in Württemberg ab 1868 das sogenannte Wehrgeld entrichten, das im Volksmund bezeichnenderweise auch „Krüppelsteuer“ genannt wurde, was darauf hinweisen könnte, dass Untauglichkeit mit „Unmännlichkeit“ assoziiert wurde.⁴⁹

Zum Ende des 19. Jahrhunderts scheint die Funktion des Militärs als „Schule der Männlichkeit“ und als „Schule der Nation“, zumindest im Deutschen Reich unumstritten

⁴³ HÄMMERLE, Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘?, S. 147

⁴⁴ FREVERT, Militär als Schule der Männlichkeit, S. 167

⁴⁵ ebenda, S. 162

⁴⁶ HAGEMANN, Mannlicher Muth, S. 305

⁴⁷ zitiert nach: FREVERT, Militär als Schule der Männlichkeit, S. 150

⁴⁸ FREVERT, Militär als Schule der Männlichkeit, S. 150; HAGEMANN, Mannlicher Muth, S. 305

⁴⁹ FREVERT, Militär als Schule der Männlichkeit, S. 166

ten gewesen zu sein. Auch die Wichtigkeit von psychischer und physischer Stärke und die Bereitschaft, diese auch im Krieg zu beweisen um ‚wahre Männlichkeit‘ zu erlangen, wurden allgemein akzeptiert.⁵⁰ Diese Vorstellung wurde bis zum Ersten Weltkrieg und darüber hinaus weitertradiert und verstärkt und fand vor allem in bildungsbürgerlichen Schichten ihre ausdrucksstärkste Entsprechung in Mythen wie zum Beispiel dem Langemarck- und dem Verdun-Mythos, von denen noch zu sprechen sein wird.⁵¹

1.1.2 Heeresreform und soldatische Männlichkeit in der Habsburgermonarchie

Während in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts bereits von einem dominierenden Stellenwert des Militärs und einer militärischen Männlichkeit gesprochen werden kann, ist dies für Österreich-Ungarn noch nicht tiefgehend untersucht worden. Neueren Forschungen zufolge muss eine Allgemeingültigkeit des skizzierten Leitbildes für die gesamte Habsburger Monarchie allerdings angezweifelt werden, was im Folgenden kurz erläutert werden soll. Während, wie eingangs erwähnt, die Allgemeine Wehrpflicht in Preußen bereits seit Anfang des 19. Jahrhunderts bestand und 1870/71 auf das neu gegründete Deutsche Reich ausgedehnt wurde, wurde sie in Österreich-Ungarn erst 1868, also etwa 50 Jahre später, eingeführt. Auch wurde hier bis zum Ersten Weltkrieg ein noch geringerer Teil aller wehrfähigen Männer als im Deutschen Reich tatsächlich eingezogen. Der Anteil jener Männer, welche die vorgesehenen drei Jahre Wehrdienst absolvierten, betrug weniger als ein Drittel aller Wehrpflichtigen eines Jahrganges.⁵² Die Reichweite von militärischen Männlichkeitsleitbildern war somit recht eingeschränkt.

Viel bedeutender als die tatsächliche Anzahl eingezogener Männer scheint allerdings der Faktor der Multi-Nationalität des Habsburgerreiches zu sein. Während, wie bereits erwähnt, von der Forschung ein direkter Zusammenhang zwischen Wehrpflicht und Nationsbildung angenommen und für Deutschland wie für die meisten anderen europäischen Staaten eine Parallelität in dieser Entwicklung gesehen wird, muss dies für Österreich-Ungarn angesichts der herrschenden kulturellen und ethnischen Diversität

⁵⁰ ebenda, S. 150

⁵¹ HÄMMERLE, Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘?, S. 147

⁵² ebenda, S. 149

hinterfragt werden.⁵³ War die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland ein Aspekt, der zur nationalen Identitätsfindung beitrug, so lebten in der Habsburgermonarchie verschiedene Ethnien nebeneinander, die, obgleich zum österreichischen Kaiserreich gehörend, ihre eigenen nationalen Identitäten hatten. Ernst Hanisch hat dazu festgehalten, dass es in Österreich, im Gegensatz zu Deutschland, einen tiefen Widerspruch zwischen Nationsbildung und Staatsbildung gab. Die Nationsbildung fand innerhalb der Zivilgesellschaft statt, was bedeutet, dass das Zugehörigkeitsgefühl zu den jeweiligen Nationalitäten bestehen blieb. Die Armee hingegen gehörte in den Bereich der Staatsbildung und sollte eine übernationale Bindung an das Reich und das Kaiserhaus gewährleisten und die Nationalitätenkonflikte überbrücken.⁵⁴ Da jedoch bei der Zuteilung der Soldaten zu einer Einheit selten auf die Herkunft geachtet wurde, waren viele auch nicht in ihrer ‚nationalen‘ Heimat stationiert; es überwogen Einheiten, in denen zwei oder mehr Nationalitäten vertreten waren. Der Zielsetzung folgend, in der k. (u.) k. Armee ein übernationales Gegengewicht zu den nationalen Konflikten zu haben, erscheint dies auch logisch. Allerdings wurde hierbei eine Gleichheit zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie postuliert, die in der Realität nicht gegeben war. So wurden Nationalitätenkonflikte unweigerlich ins Heer hineingetragen.⁵⁵ Dass die ‚Ungleichheit‘ der Nationalitäten eine große Rolle spielte, zeigt auch die Tatsache, dass eine wesentliche Intention des Militärdienstes das ‚Gleichmachen‘ der Rekruten war, was „eine stark kulturimperialistische Dimension“ hatte. Soldaten aus den östlichen und südöstlichen Ländern wurden zu Beginn ihres Wehrdienstes häufig als „bar aller Begriffe des Culturmenschen“ angesehen; die Aufgabe des Heeres sollte es demnach sein, sie nicht nur militärisch, sondern auch geistig dem Niveau der ‚westlichen‘ Rekruten anzunähern.⁵⁶

Christa Hämmerle hat die Frage aufgeworfen, ob in diesem österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaat überhaupt, wie für die deutsche Armee angenommen wird, *ein* hegemoniales militärisches Männlichkeitsbild entstehen konnte.⁵⁷ Sie sieht eher ein „konfliktreiches Nebeneinander von verschieden gewerteten Soldatenbildern“.⁵⁸ Doch gab es auch in der österreichisch-ungarischen Armee militärische Leitbilder, die mit jenen

⁵³ HÄMMERLE, Connell'sches Prinzip, S. 106

⁵⁴ HANISCH, Männlichkeiten, S. 19

⁵⁵ HÄMMERLE, Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘?, S. 148; HÄMMERLE, Connell'sches Prinzip, S. 107

⁵⁶ HÄMMERLE, Connell'sches Prinzip, S. 107

⁵⁷ ebenda, S. 106

⁵⁸ HÄMMERLE, Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘?, S. 148

in Preußen übereinstimmten. Die Betonung der Wehrhaftigkeit als wesentliches Merkmal eines ‚wahren‘ Mannes findet sich auch im österreichischen Militärjargon. Auch hier sollte die Armee den Rekruten zum Mann machen und ihm Tugenden wie Ehre, Kameradschaft und Treue vermitteln.⁵⁹ Allerdings ist noch nicht erforscht, ob nur ein Mann, der tatsächlich gedient hatte, diese Attribute für sich in Anspruch nehmen konnte. Christa Hämmerle bezweifelt, dass ein aktiv geleisteter Militärdienst das wesentlichste Attribut eines ‚Mannes‘ war. Sie betont, dass vermutlich die Unterscheidung zwischen ‚Tauglichkeit‘ und ‚Untauglichkeit‘ für den Militärdienst, die bereits bei der Musterung getroffen wurde, als Kriterium für ‚Männlichkeit‘ und ‚Unmännlichkeit‘ von größerer Bedeutung gewesen war: Seit 1880 waren auch in Österreich-Ungarn die Untauglichen verpflichtet, eine nach dem Einkommen berechnete sogenannte „Militärtaxe“ zu bezahlen. Im Volksmund wurde diese wie in Deutschland „Krüppelsteuer“ genannt. Jene, die sie entrichten mussten, waren somit von vornherein von der Möglichkeit ausgeschlossen, im Militärdienst zu ‚wahren Männern‘ ausgebildet zu werden.⁶⁰

Auch das habsburgische Militär hatte also eine erzieherische Funktion, allerdings wurde, wie Christa Hämmerle festhält, die Funktion des Militärs als eine „Schule der Männlichkeit“ weit seltener mit dem Anspruch verbunden, auch eine „Schule der Nation“ zu sein. Vielmehr war – wenigstens in Cisleithanien - meist die Rede von einer ‚Schule des Volkes‘, was wiederum auf das Kaiserhaus und die Person des Kaisers als identitätsstiftendes und zugehörigkeitsförderndes Element hinweist.⁶¹ Auch hatte das Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘, zumindest in der k. u. k. Armee, eine noch begrenzte Wirkung. Dem Militär als anzustrebendes Vorbild kam in Österreich-Ungarn weniger Bedeutung zu als in Preußen, weshalb Hämmerle auch, zumindest für das Ende des 19. Jahrhunderts, einen allzu engen Konnex zwischen Allgemeiner Wehrpflicht und hegemonialer militärischer Männlichkeit bezweifelt. Eine solche habe sich erst mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges gebildet.⁶²

Es ist also festzustellen, dass die Allgemeine Wehrpflicht in Österreich-Ungarn bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg im Gegensatz zu Deutschland eine weit geringere

⁵⁹ HANISCH, Männlichkeiten, S. 20

⁶⁰ HÄMMERLE, Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘?, S. 149

⁶¹ HÄMMERLE, Connell’sches Prinzip, S. 108

⁶² ebenda, S. 106

Wirkungsmacht für die Ausformulierung von Männlichkeit hatte. Es gab auch keine ‚geeinte Nation‘, in der es möglich gewesen wäre, *ein* hegemoniales Männlichkeitskonstrukt zu etablieren. Erst mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam der militarierten Männlichkeit eine dominierende Stellung zu. In diesem Zusammenhang ist die weitverbreitete Ansicht, man führe einen Verteidigungskrieg, bedeutend, da nun der militärische Mann seine Wehrhaftigkeit unter Beweis stellen konnte, um seine Heimat gegen den Feind zu verteidigen. Nun wurde es wichtig, aktiv im Militärdienst zu stehen und in den Krieg zu ziehen und nicht wie die „Schwächlinge“, die sich vor dem Kampf drückten, zurück zu bleiben. Obwohl vor dem Krieg mehrere Männlichkeitsideale nebeneinander existierten, ohne dass eines hegemonial gewesen wäre, war die schnelle Akzeptanz einer militarierten Männlichkeit ab dem Juni 1914 nur möglich, weil der Boden bereits vorher aufbereitet worden war.⁶³

⁶³ ebenda, S. 118

1.2 Langemarck, Verdun und die Helden im Gebirge

- Die Entstehung spezifischer Soldatenmythen im Ersten Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg brachte eine Reihe von Veränderungen sowohl in der Realität der Schlacht als auch in der Konzeption von Männlichkeit und Kämpfertum mit sich. Die Materialschlachten des industrialisierten Krieges mussten das traditionelle Bild des Soldaten zwangsläufig verändern. Konnten für Kriege des 19. Jahrhunderts noch Mann-gegen-Mann-Szenarien und Erzählungen über einzelne große Kriegerpersönlichkeiten in der Öffentlichkeit tradiert werden, so zeigte sich im Ersten Weltkrieg sehr schnell, dass durch den massiven Einsatz von Waffentechnologie in nie gekanntem Ausmaß der Soldat sich nicht länger durch heroische Einzelleistungen hervortun konnte.

1.2.1 Die Mythen der Westfront

Unter dem Eindruck der Materialschlachten an der deutschen Westfront⁶⁴ entstanden zum Teil völlig neue Männlichkeitsbilder und Kriegermythen. Wie Benjamin Ziemann anmerkt, sind zwar mythologische Überhöhungen von Aspekten des Krieges keine Erfindung des Ersten Weltkrieges. Sie hatten 1914 bereits eine lange Tradition. Zum einen handelte es sich dabei um einzelne Personen, die durch ihre Handlungen und Erfolge zu Heldenfiguren verklärt wurden, zum anderen waren es Schlachten, die als markante Erfolge für einen Wendepunkt des Krieges sorgten, die zur Mythenbildung herangezogen wurden. Letzteres lässt sich vor allem für die Kriege des 19. Jahrhunderts feststellen, als die aufkommenden Nationalbewegungen Schlachtenerfolge als Mittel zur nationalen Identitätsfindung verwendeten und durch ihre mythologische Überhöhung die Stabilisierung der eigenen Nation anstrebten.⁶⁵

Noch zu Beginn des Krieges gab es in ganz Deutschland eine immense Kriegsbejahung. Besonders im Bildungsbürgertum stand man dem Krieg überwältigend positiv

⁶⁴ Nach anfänglichen Siegen und dem Vorstoß der deutschen Truppen nach Belgien und Nordfrankreich bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn verfestigte sich die Front zu einem Stellungskrieg, der zu einem Synonym für die Materialschlachten moderner Kriegsführung werden sollte. Mit wenigen Veränderungen verlief die Westfront von Nieuwpoort an der belgischen Küste durch Flandern, das Artois und die Picardie, bog in der Champagne nach Osten in Richtung Maas ab und verlief von dort der deutschen Grenze entlang durch die Vogesen bis an die Schweizer Grenze. Vgl. John M. BOURNE, Westfront, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 960-967, hier bes. S. 961

⁶⁵ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 177

gegenüber und verband verschiedenste Wunschvorstellungen in Erwartung eines raschen Sieges, vor allem die Stärkung der nationalen Einheit und die Bestätigung der deutschen Überlegenheit.⁶⁶ Der vielbeschworene „Geist von 1914“ und die Begeisterung der vielen Kriegsfreiwilligen hielten der Realität des industriellen Krieges allerdings nicht stand. Nicht nur die Vorstellung der Öffentlichkeit, dass es ein kurzer erfolgreicher Feldzug sei, zu dem die deutschen Truppen ausrückten, sondern auch der Traum der Kriegsfreiwilligen, im „kriegerischen Zweikampf“ Männlichkeit und Heldentum zu beweisen, zerplatzte schon nach wenigen Wochen und versank im Stellungskrieg der Westfront.⁶⁷

Aus dem Schrecken über den industriellen Krieg und der Desillusionierung der Nation entstand einer der wirkungsmächtigsten Kriegsmymthen des 20. Jahrhunderts, dessen Ausgangspunkt sich im Unterschied zu vielen anderen „mythologisch überhöhten Zusammenhängen“ präzise bestimmen lässt.⁶⁸ Am 11. November 1914 veröffentlichte die deutsche Heeresleitung einen Bericht, in dem es unter anderem hieß:

„Westlich von Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangen genommen und sechs Maschinengewehre erbeutet.“⁶⁹

Dass dieser kurze Absatz, der nur einen kleinen Teil des Berichtes ausmachte, zu einer derart bedeutenden Legende wurde, wie es der Langemarck-Mythos war, bedarf einer Erklärung, vor allem im Hinblick darauf, warum diese Mitteilung die Öffentlichkeit auf verschiedenen Ebenen ansprach. Befasst man sich mit dem Stellungskrieg in Flandern, so erscheint zunächst der für die Bezeichnung des Schlachtfeldes gewählte Name ‚Langemarck‘ irritierend. Sowohl zeitgenössische wie auch spätere Militärgeschichtler sprechen mehrheitlich von der ‚Schlacht bei Ypern‘. Langemarck wird allenfalls neben einigen anderen Ortschaften der Gegend genannt.⁷⁰ In belgischen oder französi-

⁶⁶ ebenda

⁶⁷ SCHILLING, Kriegshelden, S. 252; ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 177. Zum Thema „Geist von 1914“ vgl. ua. Jeffrey VERHEY, Der Geist von 1914, in: SPILKER/ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, S. 47-53. Zur deutschen Kriegsbegeisterung und Freiwilligen im Krieg siehe ua. George L. MOSSE, Gefallen für das Vaterland, Nationales Heldentum und namenloses Sterben (Stuttgart 1993)

⁶⁸ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 178

⁶⁹ zitiert nach: HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 45

⁷⁰ ebenda

schen Publikationen über den Ersten Weltkrieg taucht der kleine Ort auch heute meist überhaupt nicht auf. Die Name ‚Langemarck‘ ist außerdem als Angabe für den Ort der damaligen Hauptkämpfe geographisch sehr ungenau gewählt, die Bezeichnungen der tatsächlichen zentralen Kampfschauplätze, über die berichtet wurde – Ypern und Bixschoote – wurden anscheinend als nicht markant genug angesehen, um sich bei der deutschen Öffentlichkeit einzuprägen. Außerdem ließ sich ‚Langemarck‘ auch einfacher aussprechen.⁷¹ Der zusätzliche Hinweis „westlich von“ ist wohl darauf zurückzuführen, dass man vonseiten der Heeresleitung eine erfolgreiche Offensive in Richtung Westen suggerieren wollte, um die Realität der Kämpfe, nämlich die zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend erstarrte Front und die hohen Verluste auf deutscher Seite, zu negieren. Auch die Mitteilung über die Gefangennahme von französischen Infanteristen und die Erbeutung von Maschinengewehren sollte diese Assoziation unterstützen. Realistisch betrachtet war die Ypernschlacht allerdings ein enormer Fehlschlag.⁷² Ein weiterer bedeutender Faktor zur Legendenbildung ist die Phrase „junge Regimenter“, wobei das Wort „jung“ als Schlüsselwort zu sehen ist und sehr bald mit „Studenten“ und „Gymnasiaten“ verbunden wurde, die mit Begeisterung freiwillig in den Krieg und in jede Schlacht gezogen waren.⁷³ Diese angeblich „jungen Regimenter“ bestanden in Wirklichkeit jedoch überwiegend aus älteren Familienvätern, die ihren Wehrdienst oft schon lange Zeit vor dem Krieg abgeleistet hatten und auf ihren Einsatz nur unzureichend vorbereitet waren. Was die jungen Kriegsfreiwilligen betrifft, so machten sie nur einen geringen prozentualen Anteil aus.⁷⁴ Die Anmerkung, die

⁷¹ Tatsächlich stand Ypern, eine west-flämische Stadt am Ypern-Kanal, im Zentrum des Stellungskrieges. Im Laufe von vier Kriegsjahren wurde es völlig zerstört. Nach dem Ende der ersten Ypernschlacht folgte der Start der deutschen Offensive am 10.11.1914, sie scheiterte bei nur geringen Geländegewinnen. Zwar wurden die Orte Dixmuide und Bixschoote eingenommen und der Ypern-Kanal überschritten, bei Ypern selbst und auch beim mythenbeladenen Langemarck, einem Nebenschauplatz der Kämpfe, verlor die deutsche Armee. Siehe dazu: German WERTH, Ypern, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 973f. Eine detaillierte und kritische militärhistorische Analyse der Ypern-Schlacht findet sich u.a. auch bei Karl UNRUH, Langemarck, Legende und Wirklichkeit (Koblenz 1986) v.a. S. 151-165

⁷² Die deutsche Heeresleitung hatte in Flandern enorme Truppenstärken konzentriert, mit dem Ziel zur Nordsee durchzubrechen und die französischen und englischen Truppen in Flandern zu umgehen, um die Erstarrung der Front zu lösen. Bei diesen Truppen handelte es sich allerdings um nur notdürftig ausgerüstete und ausgebildete Reserveregimenter, die erst kurz vor dem Feldzug aufgestellt worden waren und nun ohne genaue Kenntnis des zu bekämpfenden Gegners und ohne Artillerieunterstützung gegen ein kleines erfahrenes englisches Expeditionsheer stürmten. Die englischen Truppen waren den unerfahrenen Angreifern in jeder Hinsicht überlegen. Siehe dazu ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 178; HÜPPAUF, Langemarck, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 671f; vgl. außerdem UNRUH, Langemarck, Kap. 9-13, Kap. 17, v.a. S.151-165 und S. 181-187

⁷³ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 45

⁷⁴ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 178. Allerdings wurden diese „Freiwilligenregimenter“ auch von der gegnerischen britischen Armee als ‚schoolboy corps‘ bezeichnet. Vermutlich wurde dabei aber eher auf die völlig unzureichende Ausbildung und Ausrüstung der Angreifer Bezug genommen.

Truppen hätten während des Sturms das Deutschland-Lied gesungen, sollte nationale Einigkeit und Stärke suggerieren.⁷⁵

Trotz der offensichtlichen Spannungen zwischen Wirklichkeit und Legende sollten diese wenigen Zeilen des Heeresberichtes vom 11. November 1914 in den kommenden Jahren und Jahrzehnten einen enormen Einfluss ausüben und in Literatur, Theater, öffentlich inszenierten Feiern, in Denkmälern, sowie in Armee, Schule und Universität sowie in Jugendorganisationen weitertradiert und ‚verfeinert‘ werden und schließlich sogar in einem NS-Bildungsprogramm⁷⁶ münden.⁷⁷ Die beschriebene Spannung ist als eine besondere Stärke dieses Mythos zu sehen und wurde, Benjamin Ziemann zufolge, „von dessen Kolporteurs oft auch ausdrücklich in Anspruch genommen“.⁷⁸ Auch die Tatsache, dass die militärische Leitung mit ihrer Entscheidung, völlig unzureichend ausgerüstete Infanteristen gegen einen übermächtigen Gegner zu schicken, versagte, stand der Mythenbildung nicht entgegen. Es entstand vielmehr die Vorstellung eines ‚David-gegen-Goliath-Kampfes‘, die sich auf die Legende von der Begeisterung der Soldaten stützen konnte.⁷⁹ Somit ist die Bildung des Langemarck-Mythos als das bedeutendste Beispiel für mehrere erfolgreiche Versuche der Heeresführung, eine militärische Niederlage in einen moralischen Sieg umzudeuten, zu sehen.⁸⁰ Ziemann weist auch darauf hin, dass der Begriff ‚Langemarck‘ während des Krieges weitgehend auf diesen Aspekt reduziert blieb. Erst nach der deutschen Niederlage konnte die Legende über die militärischen Ereignisse hinaus in einen „Sinnzusammenhang eines nationalistisch motivierten Deutungsschemas transformiert werden“.⁸¹

Bereits während des Krieges wurde die Ypernschlacht immer wieder in Medien thematisiert. Zum ersten Jahrestag im November 1915 gab es in vielen Zeitungen Kommentare und Artikel über den „Tag von Langemarck“. Die Soldaten, die in dieser Schlacht gekämpft hatten, so die erhobenen Forderungen, sollten in gebührendem Maße geehrt werden und der „Langemarck-Tag“ sollte als nationaler Gedenktag ein-

HÜPPAUF, Langemarck, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 671f

⁷⁵ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 46

⁷⁶ Zum NS-Bildungsprogramm, das aus dem Langemarck-Mythos hervorging, siehe Kapitel 1.4 dieser Arbeit

⁷⁷ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 45

⁷⁸ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 178

⁷⁹ ebenda, S. 180f

⁸⁰ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 47

⁸¹ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 179

geführt werden, um der Jugend als ein „leuchtendes Beispiel“ vor Augen gehalten zu werden. Die ‚Aufopferung‘ der ‚Helden von Langemarck‘ für das Weiterbestehen der Nation wurde bald zu einem zentralen Punkt des Mythos. Das Opfer, das die Gefallenen erbracht hatten, trotz augenscheinlicher Überlegenheit des Feindes dennoch voller Tatendrang in die Schlacht gezogen zu sein, wurde als Beleg dafür gedeutet, dass die deutsche Nation aufgrund ihrer moralischen Überlegenheit immer wieder auferstehen würde. An diese moralische Überlegenheit sollte nun von Jahr zu Jahr erinnert werden. All diese Forderungen entstanden bereits während des Krieges und wurden nach der Niederlage Deutschlands weiterverfolgt und verstärkt. In der Weimarer Republik wurde der Langemarck-Tag jährlich zelebriert. „Deutsche Ehre und Würde, nationale Stärke und Einigkeit und vor allem deutsche Jugend“ waren die Vorstellungen, die im Laufe der Zeit mit ‚Langemarck‘ verknüpft wurden.⁸² Auch die Idee vom Aufbruch in eine neue Zeit steckt im Langemarck-Mythos. War die deutsche Jugend vor dem Krieg oftmals als weltfremd und verträumt zitiert worden, so sah man in den ‚jungen‘ Kämpfern der Westfront ein Symbol für neuen Tatendrang.⁸³ Schließlich wurde ‚Langemarck‘ „das herausragende Symbol nationaler Einigkeit: das Opfer des Lebens, der Nation von ihrer Jugend unter Gesang dargebracht, wurde als ein metaphysisches Band interpretiert, dessen Macht alle politischen, sozialen und militärischen Kräfte übertraf.“⁸⁴

Der Langemarck-Mythos, so bedeutend und wirkungsmächtig er auch wurde, war eine rein bildungsbürgerliche Angelegenheit. Die ‚jugendlichen Gymnasiasten und Studenten‘ sprachen nicht die unteren sozialen Schichten an, damit blieb der Mythos in seiner Ausdehnung begrenzt. Erst unter den Nationalsozialisten sollte diese Zuordnung eine Veränderung erfahren, sie waren nach ihrer Machtübernahme bestrebt, die Begrenzung aufzuheben, die einer über alle Schichten verbreiteten Popularität entgegenstand. ‚Langemarck‘ sollte nun ein „symbolisches Vermächtnis“ sein, das alle Klassen ansprechen und eine Volksgemeinschaft über alle Grenzen hinweg schaffen sollte.⁸⁵

⁸² HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 46

⁸³ ebenda, S. 50

⁸⁴ ebenda, S. 46f; vgl. außerdem: ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 179-181

⁸⁵ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 182. Zur Bedeutung des Langemarck-Mythos für die Nationalsozialisten siehe auch Kapitel 2.4 dieser Arbeit

Langemarck stellte also einen besonders wirkungsmächtigen Mythos dar, der allerdings in vielerlei Hinsicht noch in der Tradition des 19. Jahrhunderts stand. Benjamin Ziemann nennt ihn den „letzten traditionellen Schlachtenmythos im Zeitalter des modernen Maschinenkrieges“.⁸⁶

Daneben gab es auch in diesem Krieg immer noch die traditionelle Glorifizierung einzelner Heldenfiguren, die durch ihren heroischen Einsatz aus der Masse herausstachen. René Schilling hat die Konstruktionen dieser Heldenfiguren untersucht und am Beispiel von Kampfpiloten und U-Boot-Kommandanten analysiert.⁸⁷ Obwohl bei diesen Vorbildfiguren immer wieder die Rede von „neuen Helden“ war, wurden eigentlich nur althergebrachte Merkmale wie „Draufgängertum“ und „Mut“ weiterverwendet.⁸⁸ Das „Neue“ am Helden war einzig, dass er sich in neuen Bereichen, in der Luft und unter Wasser bewegte und zu den bereits bekannten Charakteristika „Risikobereitschaft“, „Tatendrang“, „Jugendlichkeit“ und „körperliche Wohlgestalt“ noch die meisterhafte Beherrschung einer neuen Technologie zählen konnte.⁸⁹ Weitere wichtige Aspekte dieser Helden-Charaktere waren „Ritterlichkeit und „Menschlichkeit“ auch im härtesten Gefecht. Trotzdem die ‚Helden‘ den Gegner mit aller Härte angriffen, behielten sie dennoch, so die Legende, immer eine edle, „ritterliche“ Haltung bei. Dies ist auch als ein wesentliches Element des Langemarck-Mythos zu sehen und ist ein aus dem 19. Jahrhundert tradiertes Heldenbild.⁹⁰ Schilling weist darauf hin, dass zwar neue Figuren behandelt wurden, dass dies allerdings nicht dazu führte, dass ein „neuer Mensch“ in Sinne eines ‚härteren‘ männlicheren Heldentypus entstanden wäre. Er sieht zwar vereinzelt solche Tendenzen zum Ende des Krieges hin, hält dies aber für eine Randerscheinung, die zwar zukunftsweisend gewesen sei, aber durch gewohnte Bilder überwogen wurde. Das heißt, dass viel häufiger bereits bekannte heldische Elemente weiterverwendet wurden, die bereits vor 1914 verbreitet waren. Dazu gehörten vor allem die Aspekte „Jugendlichkeit“ und „Draufgängertum“, zugleich traten aber immer öfter auch Elemente von „Reife“ und „Abgeklärtheit“ auf, die häufig in einem Widerspruch zum zuvor aufgebauten Bild vom „jungen Helden“ standen.⁹¹ Schilling geht somit davon aus, dass alte Merkmale des „Helden“ nicht durch neue

⁸⁶ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 177

⁸⁷ SCHILLING, Kriegshelden, S. 259-267

⁸⁸ ebenda, S. 259

⁸⁹ ebenda, S. 257

⁹⁰ ebenda, S. 266; HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 44

⁹¹ SCHILLING, Kriegshelden, S. 256 und S. 287

ersetzt wurden, sondern dass diese neuen Merkmale höchstens ergänzend hinzukamen.⁹² „Die ‚neuen Helden‘ kamen nicht ohne wesentliche Bestandteile der ‚alten Helden‘ aus.“⁹³ Die Widersprüche, die sich, wie erwähnt, mitunter daraus ergaben, wurden in Kauf genommen und waren, laut Schilling, höchstwahrscheinlich sogar notwendig, um den veränderten technischen und sozialen Gegebenheiten gerecht zu werden und den „Helden“ an die moderne Zeit und den industrialisierten Krieg anzupassen.⁹⁴

Hüppauf beschreibt auch noch einen zweiten Mythos, der jahrelang neben dem Langemarck-Mythos existierte, jedoch in eine völlig andere Richtung zielte. Er nennt diesen den ‚Verdun-Mythos‘, in Anlehnung an die Materialschlachten an der deutsch-französischen Grenze um die Festung Verdun.⁹⁵ Während der erste als ein traditioneller Mythos in der Tradition des 19. Jahrhunderts zu sehen ist, bei dem Heldentum und Opferbereitschaft im Vordergrund standen, so war letzterer ein aggressiver Mythos mit „futuristischen und nihilistischen Zügen“, der sich von den traditionellen Bildern des 19. Jahrhunderts löste und die Schaffung eines ‚neuen Menschen‘ propagierte. Er war eng verbunden mit der Faszination für moderne (Kriegs)Technik und hatte vor allem auch eine große ästhetische Wirkkraft. Trotzdem er Kunst und Literatur der Zwischenkriegszeit beeinflusste, wurde der Verdun-Mythos allerdings niemals so populär wie der traditionellere Langemarck-Mythos.⁹⁶

Obwohl der Verdun-Mythos seine Wirkung erst nach dem Krieg entfaltete und vor allem für das Kriegerbild der Nationalsozialisten eine zentrale Rolle spielen sollte, wie noch zu zeigen sein wird, soll dennoch bereits in diesem Kapitel darauf eingegangen

⁹² ebenda, S. 261

⁹³ ebenda, S. 256

⁹⁴ ebenda, S. 256f

⁹⁵ Verdun war eine seit dem 19. Jahrhundert ständig ausgebaute französische Festung mit insgesamt 20 Sperrforts und 40 Zwischenwerken. Um aus dem bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn entstandenen Stellungskrieg wieder einen Bewegungskrieg zu machen, fasste die deutsche Heeresleitung Ende 1915 einen Großangriffsplan gegen Verdun gefasst. Im Februar 1916 begann die deutsche Offensive, die allerdings bald in der zweiten französischen Verteidigungslinie zum Stillstand kam. Die Kämpfe um Verdun, die bis zum Juni 1916 andauerten, gingen als „totale Schlacht“ in die Geschichtsschreibung ein. Mehr als einer halben Million toter oder verwundeter Soldaten auf beiden Seiten stand ein Geländegewinn der Deutschen von 15 km gegenüber. Obwohl die Schlacht um Verdun nicht die verlustreichste oder strategisch bedeutendste war, kam ihr nicht nur in der deutschen Kriegserinnerung ein überragender Stellenwert zu. Auch auf französischer Seite erfuhr Verdun schnell eine mythologische Überhöhung. Siehe Gerd KRUMEICH, Verdun, in: KRUMEICH/HIRSCHFELD (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 942-945; außerdem u.a.: German WERTH, Verdun: Die Schlacht und der Mythos (Bergisch Gladbach 1986)

⁹⁶ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 43

werden, da der Ausgangspunkt rund um das Jahr 1916 bzw. die Einführung des Stahlhelms und die Schlachten rund um Verdun und an der Somme liegt.⁹⁷

Schon bald nach Kriegsbeginn zeigte sich, dass sich in den Schützengräben der Westfront nur schwer ein männliches Heldentum kultivieren ließ. Jede Illusion über heroische Heldentaten, mit denen viele der Soldaten begeistert in den Krieg gezogen waren, wurde durch die Gewalt der Materialschlacht, die Bewegungslosigkeit des Stellungskrieges und den Kampf gegen einen unsichtbaren Feind und die damit verbundene Erfahrung eines anonymen Sterbens sehr schnell zunichte gemacht. Von der Militärführung wurde daher zunehmend ein neues Soldatenbild propagiert, das sich im Laufe der Zeit immer mehr von den bekannten Vorstellungen lösen sollte und ein völlig neues Konzept des Kriegers darstellte. Während zu Beginn des Krieges laut Propagandamaschinerie noch enthusiastische Soldaten in den Krieg gezogen waren und einen aktiven Heldentypus darstellten, so veränderte sich dieses Bild mit dem Andauern des Stellungskrieges. Machtlos gegenüber der Gewalt der Materialschlachten, ergab sich der Soldat nun emotionslos in sein Schicksal.⁹⁸ Die veränderte Art des Kampfes forderte Anpassung. Nicht mehr das begeisterte Voranstürmen, wie es noch beim Langemarck-Mythos positiv tradiert wurde, war jetzt gefragt, sondern eine genaue Kenntnis der Lage, Erfahrung in der Schlacht und Ausdauer auch bei stundenlangem Artilleriebeschuss. Die neuen Eigenschaften, die nun für den idealen Kämpfer erforderlich waren, schlossen besonders Härte und Kälte gegenüber der Schlacht, aber auch gegenüber dem Gegner ein.⁹⁹ Als Kern des Verdun-Mythos sieht Hüppauf, dass, obwohl die Materialschlachten auf jeder Seite als ‚Hölle‘ erfahren wurden, dies den Krieger dennoch nicht hemmte oder behinderte, die jeweils anderen gnadenlos massenweise zu vernichten. Der neue Kämpfer sollte die ‚Hölle‘ der Schlacht als Gegebenheit hinnehmen, sich ihr anpassen und vor allem standhalten. Dies sollte zur Herausbildung einer neuen Elite führen. Diejenigen, die ‚zu schwach‘ waren, dieser Belastung standzuhalten, wurden diesem Kämpferkonstrukt zufolge zu Recht zerstört, da

⁹⁷ Da es im Stellungskrieg zu einer erhöhten Anzahl an Kopfverletzungen durch Schlag, Splitter und Handfeuerwaffen kam, wurde in den europäischen Heeren seit 1915 an der Entwicklung des Stahlhelms gearbeitet. Ab 1915 wurde er bereits von Franzosen und Deutschen eingesetzt, im Laufe des Krieges wurden immer wieder Verbesserungen in Material und Passform vorgenommen. Wurden aufgrund der nur langsam anlaufenden Produktion zunächst nur einzelne Grabenabschnitte mit Stahlhelmen ausgerüstet, so waren Ende 1917 alle Fronttruppen damit bestückt. Auch Österreich-Ungarn wurde, neben Bulgarien und der Türkei, mit deutschen Stahlhelmen beliefert. Siehe Gerhard GROSS, Stahlhelm, in: HIRSCHFELD, KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 863f

⁹⁸ KÜHNE, Thomas, Der Soldat, in: Ute FREVERT/Heinz-Gerhard HAUPT (Hrsg.), Der Mensch des 20. Jahrhunderts (Frankfurt a. Main/New York 1999) S. 366

⁹⁹ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 183

sich aufgrund ihrer Schwäche ihre ‚Minderwertigkeit‘ gezeigt hatte und sie somit ihr Recht auf Leben verwirkt hätten.¹⁰⁰ Von keiner Moral gehemmt, aber auch ohne Ideale oder politische Beweggründe zur Anfachung des Kampfgeistes zu benötigen, sollte der Soldat der neuen Elite zu einer Kampfmaschine werden. Ein neuer Typ Mensch sollte entstehen, der sich grundlegend vom traditionellen Kämpfer unterscheiden und auch ohne äußere Bedrohung, ohne einen greifbaren Feind dazu bereit sein musste „Tod und Zerstörung zu verbreiten“. Er sollte mental so eingestellt sein, dass er jederzeit „zu den letzten Proben schreiten [...] konnte, ohne dass die Nerven rissen oder der Verstand versagte“.¹⁰¹

Hatte der Langemarck-Mythos Ideale von ‚Ritterlichkeit‘ und ‚heldenhaftem Opfer-tum‘ aus der Vergangenheit übernommen und weiterverwendet, so wurde im Verdun-Mythos der Mensch als „Rohmaterial“ gesehen, das sich dem technisierten Krieg anpassen musste und durch den „mitleidlosen, hochorganisierten Kampf des Zeitalters der modernen Technologie“ zu einer neuen Art von Krieger geformt werden sollte.¹⁰² Der Verdun-Mythos „versetzte Tod und Töten in einen Zusammenhang organisierter und omnipräsenter Gewalt, die sich als ein integrales Element militärischer und politischer Strukturen der Alltagswelt präsentierte“¹⁰³.

Mit der Entstehung dieses Mythos vom ‚neuen Menschen‘ veränderte sich auch die Ikonographie des Soldatenbildes. Entstanden in den Materialschlachten bei Verdun und an der Somme, wurde das neue Kämpferbild schnell in Literatur und Massenmedien verbreitet. War das Bild vom Langemarck-Kämpfer noch geprägt von dem Vorbild bürgerlicher Porträts mit einer entspannten Grundhaltung, so ist der Verdun-Krieger oft auf Grundlinien reduziert. Illustrationen in Langemarck-Büchern zeigen zumeist junge Gesichter mit weichen Konturen, die Haltung der Soldaten ist natürlich, oft umgibt sie eine romantische Aura. Der Verdun-Kämpfer hingegen ist meist in einem Porträt im Profil oder schräg von vorne dargestellt, scharfe, markante Gesichtskonturen sind charakteristisch für die Darstellung der ihm eigenen Kälte und Härte, jegliche Gefühlsregung fehlt. Ein zentrales Merkmal des Verdun-Kämpfers ist zudem der Stahlhelm, der meist einen erheblichen Teil des Kopfes verdeckt und bei Brustbil-

¹⁰⁰ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 60; ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 183

¹⁰¹ zitiert nach: HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 43

¹⁰² ebenda, S. 44

¹⁰³ ebenda, S. 59

dern den größten Teil der Bildfläche einnimmt. Während beim Langemarck-Typus noch das Haar des Soldaten sichtbar ist und mitunter in verspielten Locken das Gesicht umrahmt, verdeckt der Stahlhelm des Verdun-Kriegers nicht nur den Großteil des Kopfes, sondern wirft auch noch einen Schatten auf das Gesicht. So wirkt das Bild des Verdun-Kämpfers völlig entemotionalisiert, der Soldat ist von seinen Attributen nicht mehr abzuheben. Wo das Bild des Langemarck-Kämpfers, wie Hüppauf schreibt, Emotionalität, Spontaneität und Intuition suggeriert, stellt der Verdun-Kämpfer einen Kriegertypus dar, der sämtliche Gefühle, die als Schwäche gesehen wurden, hinter sich gelassen hat und kalt, aggressiv und isoliert in den Kampf zieht.¹⁰⁴ Diese Verschmelzung von Material (Helm) und Mensch war der bildliche Ausdruck für die Vorstellung der Vereinigung von Stahl und Fleisch, einer Einheit von Mensch und moderner Kriegstechnologie, die so zur Entstehung eines ‚neuen Menschen‘ führen sollte.¹⁰⁵ In diesem Bild vom ‚neuen Menschen‘ bzw. vom ‚neuen Kämpfer‘ wurde Männlichkeit offen mit Aggressivität verbunden, wohingegen im traditionelleren Langemarck-Typus, obwohl auch er kriegerisch konnotiert war, Assoziationen von „Feminität und Erotik“ noch möglich waren.¹⁰⁶

Dieses Konstrukt martialischer Männlichkeit wurde vor allem in der deutschen Erinnerungsliteratur der Zwischenkriegszeit aufgegriffen. Die Kriegsromane, die in den 1920er Jahren entstanden, hatten zumeist die Westfront-Schlachten ab 1916 zum Thema und als zentralen Erinnerungsort Verdun. In diesen Erinnerungen ist von der Kriegsbegeisterung der Langemarck-Jugend nichts mehr zu spüren. Ideen und Ideale, für die zu Beginn des Krieges gefochten wurde, waren vergessen, die Zerstörungskraft des industrialisierten Krieges und das anonyme Sterben von Kameraden wie Gegnern waren nun das beherrschende Erlebnis.¹⁰⁷

Der bekannteste und am meisten rezipierte Schriftsteller, der dieses Konstrukt des stahlharten Kämpfers aufgriff und dem Verdun-Mythos zu einem Popularitätsgewinn verhalf, war Ernst Jünger¹⁰⁸. Vor allem in seinem Erlebnisbericht „In Stahlgewittern“

¹⁰⁴ ebenda, S. 64f

¹⁰⁵ ebenda, S. 67

¹⁰⁶ ebenda, S. 65

¹⁰⁷ ebenda, S. 62

¹⁰⁸ Ernst Jünger gilt im deutschen Sprachraum als einer der bekanntesten Kriegsschriftsteller der Zwischenkriegszeit. Er hat mehrere Bücher über den Ersten Weltkrieg verfasst, in denen immer wieder vom „inneren Erlebnis“ einer Schlacht die Rede ist. Sein Bericht „In Stahlgewittern“ (1920), das auf Tagebuchaufzeichnungen beruht, und das zwei Jahre später erschienene Buch „Der Kampf als inneres Er-

griff er die Konzeption der Materialschlacht und des ‚neuen Menschen‘ auf und machte sie zu seinem zentralen Punkt. Mehrmals beschrieb er den ‚neuen Männertyp‘, den der Krieg hervorgebracht habe:

„Der Geist der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, brutaler, wilder ausgefochten wurde als je ein anderer, erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie, mit höchster Wucht geladen ... Sie waren Überwinder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner grässlichsten Form.“¹⁰⁹

Der Aufbruchgeist der jungen Kriegsfreiwilligen des Langemarck-Mythos war für Jünger somit nur ein Beleg für „unabwendbares Scheitern“.¹¹⁰ Die Bedingungen des industriellen Krieges verlangten nach einer Anpassung seitens des Soldaten:

„Seine Wahrnehmung [die des Soldaten; Anm. M.Z.] muss so objektiv und sein Auge so hart wie das Kameraobjektiv werden, seine Reaktionen müssen so schnell und präzise wie die Bewegungen einer Maschine werden, von keinen Emotionen gestört, und seine Aktionen so machtvoll und beständig wie ein Präzisionsgewehr.“¹¹¹

Der Mensch sollte also ein Teil des Materials, sollte selbst zur Maschine werden. Denn der Mensch als „unzuverlässiges und emotionales Wesen der humanistischen Tradition“ konnte in der Wirklichkeit des technischen Krieges nicht bestehen. Neben den „Destruktionsmaschinen des Krieges“ schrumpften die Soldaten „auf die Größe von Zwergen“.¹¹²

lebnis“ (1922) sind Paradebeispiele für die Konstruktion eines martialischen Kämpferbildes. Vgl. u.a. Rolf Peter SIEFERLE, Ernst Jünger, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.) Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 600f; zu Ernst Jünger ist außerdem eine ausführliche Biographie erschienen: Paul NOACK, Ernst Jünger, Eine Biographie (Berlin 1998). Zum Thema deutsche Zwischen- und Nachkriegsliteratur siehe Waltraud AMBERGER, Männer, Krieger, Abenteurer, Der Entwurf des ‚soldatischen Mannes‘ in Kriegsromanen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg (Frankfurt 1987)

¹⁰⁹ zitiert nach: KÜHNE, Thomas, „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“, Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in: DERS. (Hrsg.), Männergeschichte-Geschlechtergeschichte (Frankfurt/Main/New York 1996) S. 178

¹¹⁰ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 183

¹¹¹ zitiert nach: HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 64

¹¹² ebenda

Es gibt allerdings auch Kritik an der Definition des Verdun-Mythos von Bernd Hüppauf. Benjamin Ziemann bezweifelt, dass es sich dabei, wie beim Langemarck-Mythos um ein in sich geschlossenes Konzept handelt, dessen „Symbolgehalt universal verständlich, mit der Schlacht von Verdun assoziierbar sowie direkt mit einer bestimmten Bildersprache gekoppelt war“. Er führt als Vergleich zur deutschen Verarbeitung der Verdun-Schlachten die französische Sichtweise an und stellt fest, dass Verdun in Frankreich sehr bald als Symbol für nationale Einheit und Unbesiegbarkeit galt. Bedeutende Namen, Orte und Ereignisse rund um Verdun waren, Ziemann zufolge, jedermann bekannt. Auf der deutschen Seite sieht er allerdings ein Fehlen eines eindeutigen Sinnkontextes. Auch eine zu große Bedeutungszumessung an die Ikonographie des Stahlhelm-Kämpfers findet seine Kritik, wenn er anmerkt, dass der mit Stahlhelm abgebildete Soldat mit „seinen kantigen Gesichtszügen“ nur aus heutiger Sicht als glorifizierendes Sinnbild erscheint. Ziemann bezweifelt jedoch, dass dies auch von den Zeitgenossen als solches wahrgenommen wurde und hält es in erster Linie für ein „literarisches Programm“, das allerdings weder während noch nach dem Ersten Weltkrieg eine „jederzeit präsente Mythenzählung mit den dazugehörigen Inszenierungen“ war.¹¹³

1.2.2 Der Mythos des Gebirgskriegers an der Südwestfront

In der österreichischen Geschichtsforschung beschäftigt man sich seit einigen Jahren mit Kriegsmymen des Ersten Weltkrieges und den Männlichkeitsbildern, die von den Militäreliten gezielt propagiert wurden. Obwohl „kaum ein anderer Kriegsschauplatz so viele Mythen, Legenden und Heldenfiguren hervorgebracht hat, wie jener des Gebirges“¹¹⁴, wie Christian Rapp bereits 2000 feststellte, sind Mythenbildungen an den österreichischen Kriegsschauplätzen der Front mit Italien im Unterschied zu jenen der deutschen Westfront weit weniger zahlreich oder genau erforscht.

Durch die Kriegserklärung Italiens an die Donaumonarchie am 23. Mai 1915 war an der Südwestgrenze Österreich-Ungarns eine neue Front entstanden, die sich zu einem großen Teil durch hochalpines Gelände zog. Sie begann im Westen knapp an der Schweizer Grenze mit dem Stilfser Joch, zog sich durch Südtirol, über die Dolomiten sowie die Karnischen und Julischen Alpen, wo sie nach Süden abbog und in die so-

¹¹³ ZIEMANN, Macht der Maschine, S. 75

¹¹⁴ RAPP, Last Frontiers, S. 235

nannte Isonzofront übergang, die zu einem großen Teil ebenfalls alpin geprägt war und dem Fluss Isonzo entlang bis an die Adria reichte.¹¹⁵

Zu Beginn des Krieges gegen Italien war eine ständige Front im Hochgebirge nicht vorgesehen. Die einzige Ausnahme bildete die Hochfläche von Lavarone-Folgaria in Südtirol, auf der beide Seiten bereits ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Festungswerke ausgebaut hatten. Hier „ragte der Tiroler Frontbalkon nach Südosten in den Rücken der Isonzofront und eignete sich deshalb gut als Basis für einen Angriff in die norditalienische Tiefebene“.¹¹⁶ Die Italiener begannen im August 1915 mit der Beschießung der österreichischen Sperrforts, die zwar schwer beschädigt wurden, ein Durchbruch der Italiener konnte aber abgewehrt werden.¹¹⁷ Abgesehen von diesem Bereich hatte es in einem solchen Gelände bis dahin keine lange andauernden Kampfhandlungen gegeben. Zunächst verlegten sich die Gegner daher darauf, durch kleine Patrouillen alpinistisch erfahrener Soldaten wichtige Punkte zu besetzen, von denen sie aufgrund des extremen Geländes nicht oder nur sehr schwer vertrieben werden konnten. Innerhalb weniger Monate verfestigte sich durch diese Taktik die Front im Hochgebirge. Allerdings wurden nicht nur für den Gebirgseinsatz ausgebildete Soldaten mit leichter Ausrüstung auf den teilweise exponierten Stellungen stationiert. Nach und nach wurden auf beiden Seiten Versorgungs- und Nachschubwege errichtet, die sowohl das Überleben der Soldaten als auch die Weiterführung der Kampfhandlungen ermöglichten. Auf Kleinbahnen, Kriegsstraßen und Seilbahnen wurden Waffen, Munition, auch schwere Artillerie sowie die Versorgung für die Truppen auf Höhen zwischen 2.000 und 3.000 m gebracht.¹¹⁸ Dazu kam ein System von Stollen und Kavernen, das ganzjährig besetzt war.¹¹⁹ So entstanden entlang der gesamten Gebirgsfront „festungsartig ausgebaute Berggipfel“¹²⁰, um die unter Einsatz schwerer Artillerie gekämpft wurde. Da das Gelände infanteristische Großangriffe allerdings begrenzte, war es möglich, dass im Unterschied zu anderen Kriegsschauplätzen eine verhältnis-

¹¹⁵ STORZ, Dieter, Alpenkrieg, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 331f

¹¹⁶ ebenda, S. 332

¹¹⁷ ebenda; vgl. außerdem Manfred RAUCHENSTEINER, Der Tod des Doppeladlers, Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg (Graz/Wien/Köln 1994) S. 253f

¹¹⁸ vgl. ebenda. Das höchste Geschütz stand sogar knapp unter dem 3.905 m hohen Gipfels des Ortler, einem Berg an der Schweizer Grenze. Vgl. auch Manfred RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, S. 254

¹¹⁹ vgl. ebenda. Auf dem Marmolata-Gletscher in den Dolomiten schlug die k. u. k. Armee ein Stollensystem von 8 km direkt ins Eis.

¹²⁰ ebenda, S. 333

mäßig geringe Anzahl von Soldaten zur Verteidigung einer Stellung ausreichte.¹²¹ Der Krieg im Hochgebirge hat folglich verschiedene Schauplätze hervorgebracht, die besonders umkämpft wurden, was auch propagandistisch genutzt wurden. So hatten die Italiener mehrmals vergeblich versucht, den Col di Lana einzunehmen. Daraufhin begannen sie, den Berg zu unterminieren und sprengten ihn im April 1916. In der Folge wurden weitere Berge mit Minenstollen durchzogen und schließlich gesprengt. So gelang den Österreichern die Sprengung des Cimone und des Pasubio in den Trentiner Alpen.¹²² Ein weiteres wichtiges Ereignis im Hochgebirgskrieg war die sogenannte Südtiroloffensive von Mai bis Juni 1916. Diese Operation sollte für die k. u. k. Armee den Vorstoß in die venetianische Ebene und die Niederungen des Po bringen und einen Angriff in den Rücken der italienischen Armee ermöglichen. Sie brachte zunächst militärische Erfolge für die Donaumonarchie, im Juni 1916 geriet der Angriff jedoch ins Stocken und die k. u. k. Armee verlor einige der bereits eroberten Gebiete wieder. Das angestrebte Ziel, eine Einschließung des italienischen Heeres, wurde somit nicht erreicht.¹²³

Der Kriegsschauplatz im Hochgebirge blieb allerdings nur eine Nebenfront. Von weit größerer Bedeutung war die sogenannte Isonzofront. Hier, im italienischen Karstgebiet, kam es zwischen 1915 und 1917 zu insgesamt zwölf großen Schlachten, die ähnlich wie an der Westfront den Charakter eines Stellungskrieges annahmen.¹²⁴ Die italienische Armee ging hier besonders offensiv vor, da sich die italienische Heeresleitung die größten Möglichkeiten für einen Vorstoß in das österreichische Kernland versprach; konkrete Ziele waren zunächst Triest, Laibach und Marburg.¹²⁵ Die erste

¹²¹ ebenda

¹²² ebenda. Die Sprengung des Pasubio fand häufig Eingang in die Kriegspropaganda und auch in die Erinnerungsliteratur, da in diesem Fall sowohl die Österreicher als auch die Italiener ein Netz von Minenstollen in den Berg schlugen und die k. u. k. Armee den Berggipfel schließlich am 13. März 1918 sprengten, gerade 3 ½ Stunden, bevor die Italiener ihre Mine zur Sprengung bringen wollten.

¹²³ RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, S. 339-343. Ein wesentliches Problem bei der Planung der Offensive war, dass dem unwegsamen Gelände des Hochgebirges kaum Rechnung getragen wurde und der Kampf um einzelne Berggipfel nur ein langsames Vorrücken möglich machte. Im Juni 1916 kam der Angriff am Südrand des Beckens von Asagio, im Gebiet der „Sieben Gemeinden“, zum Stillstand. Da außerdem im Juni an der Ostfront die sog. Brussilov-Offensive begann, musste die Offensive an der Südwestfront eingestellt werden und ein großer Teil des bereits eingenommenen Gebietes wieder aufgegeben werden. Vgl. dazu Wolfgang ETSCHMANN, Die Südfront 1915-1918, in: Klaus EISTERER/Rolf STEININGER (Hrsg.), Tirol und der Erste Weltkrieg (Innsbruck 1995) S. 27-60, hier bes. S. 33

¹²⁴ INSENGHI, Mario, Isonzo, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 589-590, hier besonders S. 589; vgl. auch Walther SCHAUMANN, Isonzo 1915-1917. Krieg ohne Wiederkehr (Wien 1993)

¹²⁵ ebenda; vgl. auch: RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, S. 242: Die Italiener hatten drei Angriffsvarianten in Betracht gezogen: einen Vorstoß nach Tirol, einen Vorstoß über die Laibacher

von insgesamt elf italienischen Offensiven begann im Juni 1915, im Juli, Oktober und November desselben Jahres folgten weitere. Wie an der Westfront gab es auch am Isonzo nur minimale Stellungsverschiebungen. Demgegenüber standen zehntausende Tote sowie Verwundete auf beiden Seiten.¹²⁶ Nach der elften Isonzo-Schlacht im Herbst 1917 war klar, dass die k. u. k. Armee einem weiteren italienischen Angriff nicht mehr standhalten würde. Deshalb wurden Pläne für eine österreichische Gegenoffensive unter Einbeziehung der deutschen Armee gemacht. Diese, die zwölfte und letzte Isonzo-Schlacht, startete am 24. Oktober 1917 zwischen Flitsch und Tolmein und brachte die erstarrte Isonzofront zum Einsturz.¹²⁷ Neben der Unterstützung durch deutsche Truppen war auch der massive Einsatz von Giftgas entscheidend für den Ausgang der Schlacht.¹²⁸ Die Italiener mussten sich bis an die Piave zurückziehen, bevor sie ihre Widerstandslinien wieder formieren konnten. Ein Vorteil für die Italiener war, dass sich die Frontlinie mit dem Rückzug verkürzt hatte. Außerdem wurden die k. u. k. Truppen „Opfer des Tempos ihres eigenen Vorstoßes“.¹²⁹ Die Soldaten waren erschöpft und die Verbindungswege wurden durch den Vorstoß immer länger. Das Armeeoberkommando der Donaumonarchie bereitete für den Sommer 1918 eine weitere Offensive, die sogenannte Junioffensive, vor. Der Angriff war ursprünglich für den Raum zwischen der Brenta und dem Mittellauf der Piave geplant, wurde schließlich aber bis auf das Gebiet der Sieben Gemeinden bei Asiago erweitert, wobei der Schwerpunkt der Offensive verlorenging.¹³⁰ Dieser letzte Vorstoß der k. u. k. Armee scheiterte, die Truppen kapitulierten am 29. Oktober 1918.¹³¹

Senke und das Grazer Becken nach Wien und als dritte Möglichkeit eben einen Vorstoß über den Isonzo. Der Vorstoß nach Tirol wurde aufgrund der Schwierigkeiten des hochalpinen Geländes schnell verworfen, an dieser Stelle sollten nur die Kräfte der k. u. k. Armee gebunden werden. Auch den Vorstoß über das Grazer Becken nach Wien wurde abgelehnt.

¹²⁶ ebenda. Dem Konzept der „Abnutzungsschlacht“ folgend, wurden die Offensiven jedoch fortgesetzt, was auf beiden Seiten in vielen Bataillonen zu Verlusten von 50 bis 75 % der Mannschaftsstärke führte. Zur Taktik der „Abnutzungsschlacht“ vgl. auch RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, S. 250-252

¹²⁷ ebenda, S. 590

¹²⁸ Der Giftgaseinsatz der k. u. k. Armee in der zwölften Isonzo-Schlacht wird in der Literatur nur selten betont. Häufig wird überhaupt auf eine Erwähnung verzichtet oder nur in einem Nebensatz darauf verwiesen und der Einsatz der deutschen Armee im Gegenzug hervorgehoben. Vgl. RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, S. 506f. Neben den auch bis dahin verwendeten Giftgasarten „Blaukreuz“, „Gelbkreuz“ und „Grünkreuz“ wurde auch neuartige Munition verwendet, nämlich Phosgengranaten. Die Italiener besaßen gegen diese Gasvarianten noch keine Gasmasken. Ein weiterer Vorteil für die Angreifer war das Wetter. Nebel und Schneeregen schufen ideale Voraussetzungen für die Gaswerfer.

¹²⁹ ISNENGI, Mario, Piave, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 773

¹³⁰ ebenda. Die Erweiterung der Angriffslinie lag an den sehr unterschiedlichen Vorstellungen der beteiligten Heeresgruppenführer Conrad von Hötzendorf und Svetozar Boroevic. Während mit dem Angriff aus dem Gebiet der Sieben Gemeinden „seine alte Lieblingsidee“ verwirklichen wollte, trat Boroevic für einen „Frontalangriff“ über die Piave ein. Da weder Kaiser noch das Armeeoberkommando

Mehrere Autoren, unter anderem Fritz Weber¹³² und Luis Trenker¹³³, um nur die bekanntesten zu nennen, sorgten dafür, dass in der literarischen Verarbeitung das Kriegsgebiet in den Alpen zwischen Österreich und Italien bereits seit den späten 1920er Jahren nach der Westfront den zweiten Platz einnahm. Daneben veröffentlichten außerdem zahlreiche ehemalige Offiziere ihre Kriegserinnerungen in Zeitschriften und Anthologien.¹³⁴ Dennoch fanden diese Schriften bis jetzt meist nur am Rande Eingang in die neuere Weltkriegshistoriographie; viel öfter findet man hingegen den Namen Fritz Weber in militärhistorischen Abhandlungen, in denen Männlichkeitsbilder naturgemäß nicht im Zentrum des Interesses stehen.¹³⁵

Doch bereits während des Ersten Weltkrieges trachtete die Militärpropaganda den ‚Gebirgskrieg‘¹³⁶ mythologisch zu überhöhen. Christian Rapp hat die Wichtigkeit der medialen Repräsentation für die Kriegsführung betont. Deswegen war der militärischen Führung auch daran gelegen, die Hochgebirgsfront durch publizistische Maß-

einen der beiden vor den Kopf stoßen wollte, kam es „zu keiner echten Schwerpunktbildung und zu einer Verzettlung der wenigen Reserven. Vgl. ETSCHMANN, Südfront, S. 46

¹³¹ ebenda. Über den Waffenstillstand kam es zu einem Missverständnis, als die österreichische Seite etwa 36 Stunden früher die Waffen niederlegte, als die italienische. Dadurch kam ein großer Teil der abziehenden österreichischen Truppen noch in Kriegsgefangenschaft, da der Waffenstillstand erst am 3. November unterzeichnet wurde. Vgl. dazu auch die ausführliche Beschreibung in:

RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, va. S. 570-577

¹³² Siehe Biographie in Kapitel 2. Zur Analyse seiner kriegsspezifischen Werke siehe Kapitel 3 dieser Arbeit.

¹³³ Luis Trenker, 1893 in Südtirol geboren, war gemeinsam mit Fritz Weber im Festungswerk Verle an der italienischen Gebirgsfront stationiert. Ab den späten 1920er Jahren hat er zahlreiche Bücher und Texte veröffentlicht, deren Inhalt meist um die Themen Südtirol, Gebirge und Heimat kreisten. Einige hatten auch die Süd-Westfront des Ersten Weltkrieges zum Inhalt. Am bekanntesten ist Trenker allerdings für seine Bergfilme, wie zum Beispiel „Der Rebell“ (1932), „Der Berg ruft“ (1937) und „Berge in Flammen“ (1939). Obwohl er in den 30er und 40er Jahren gute Kontakte sowohl zu den deutschen Nationalsozialisten als auch zu den italienischen Faschisten unterhielt, erfreuten sich seine Werke auch nach 1945 jahrzehntelang großer Beliebtheit, seine Bücher erreichten Millionenauflagen. Vgl. WStLA, Tagblattarchiv, LT, „Profil“ vom 12.10.1992, Leopold STEURER, Der Dolomiten-Münchhausen; ebenda „Profil“ Nr. 38 vom 20.9.1982, Christoph HORST, Gott und die Bergwelt sowie ebenda, „Der Spiegel“, Nr. 15 vom 11.4.1994, Feuer und Fett. Zu Trenkers Kriegskameradschaft mit Fritz Weber vgl. Kap. 3.1.2, außerdem die ersten Seiten in Webers Werk „Granaten und Lawinen“ sowie das nach Trenker benannte Kapitel in „Frontkameraden“. Zum Rechtsstreit zwischen Weber und Trenker nach 1945 siehe Kap. 2.1.4, S. 61 dieser Arbeit.

¹³⁴ RAPP, Last Frontiers, S. 235

¹³⁵ Stellvertretend für andere sei hier Erwin A. GRETHENBERGER, k. u. k. Befestigungsanlagen in Tirol und Kärnten 1860-1918 (Wien 2000) genannt, der Fritz Weber große „historische Authentizität“ in der Beschreibung des Krieges bescheinigt. Vgl. ebenda, S. 104f

¹³⁶ ‚Gebirgskrieg‘ meint hier vor allem den Kampf im Hochgebirge. Der auch zu einem großen Teil alpin geprägte Isonzo-Abschnitt wird in Kriegserinnerungen sowie Propaganda separat betrachtet, da der Term ‚Gebirgskrieg‘ vor allem eine Vielzahl alpinistischer Abenteuer suggerieren sollte, was für die Isonzofront nicht vermittelbar war. Vgl. STORZ, Alpenkrieg, va. S. 332f. Eine ausführliche Beschreibung der Hochgebirgskämpfe findet sich ua. bei Gunther LANGES, Die Front in Fels und Eis: Der Weltkrieg 1914-1918 im Hochgebirge (Bozen ¹²2001).

nahmen zu popularisieren. Rapp hat auch auf die neue Aufgabe der Medien während des Ersten Weltkrieges hingewiesen, Feldzüge nicht nur propagandistisch zu begleiten, sondern im Sinne der Kriegsbegeisterung das öffentliche Interesse zu erhalten bzw. „den Krieg ständig neu zu legitimieren und ins sogenannte Hinterland zu kommunizieren“.¹³⁷

Die geologischen Gegebenheiten des Hochgebirges eigneten sich dabei besonders dafür, Interesse und Zustimmung für den Krieg innerhalb der Bevölkerung zu erzeugen und aufrecht zu erhalten. Der Alpenraum war vielen Menschen aus den Jahren vor dem Krieg von Urlauben und Sommerfrischeaufenthalten bekannt, außerdem bestand die dortige Bevölkerung zu einem Großteil aus Deutschösterreichern, was die Militärführung dazu nutzte, die Alpenfront „in der deutschsprachigen Publizistik als Kernland mit hohem Identifikationsgrad“ zu vermitteln.¹³⁸ Weiters wurde der Krieg gegen Italien als gerechter, weil in erster Linie Verteidigungskrieg empfunden, der nötig geworden war, um Expansionsplänen der Italiener entgegenzuwirken und dem „hinterlistigen Landräuber die Stirn zu bieten.“¹³⁹ Diese Front war über Partei- und Nationalitätengrenzen hinweg positiv besetzt, was sie, zusammen mit dem großen Bekanntheits- und Beliebtheitsgrad der Dolomiten als Urlaubsziel – auch außerhalb Österreichs – geradezu für eine mediale Aufbereitung prädestinierte.¹⁴⁰ Das wesentliche Bild, das vom Kampf im Hochgebirge tradiert wurde, war jenes eines Mann-gegen-Mann-Kampfes. Obwohl der industrielle Krieg auch vor den Kämpfen im alpinen Raum nicht halt machte und auch hier eine komplexe militärische Logistik hinter jeder noch so hoch gelegenen Stellung stand, kein Soldat für sich allein agieren konnte und ein Kampf ohne Zuhilfenahme eines immensen Waffen- und Materialaufwandes nicht zu denken war, blieben dennoch bergsteigende Heldenfiguren wie beispielsweise Sepp

¹³⁷ RAPP, *Last Frontiers*, S. 235

¹³⁸ ebenda, S. 237

¹³⁹ HARTUNGEN, *Standeschützen*, S. 74f. Der Ausdruck „hinterlistiger Landräuber“ bezog sich auf den Vertragsbruch und die Gebietsforderungen des Königsreichs Italien gegenüber Österreich-Ungarn. Seit 1882 war Italien Mitglied im Dreibund gewesen, einem Defensivbündnis von Deutschland, Österreich-Ungarn und dem Königreich Italien gegen Frankreich. Die Kriegserklärung Italiens an die Habsburgermonarchie stellte einen Vertragsbruch dar, da dieses Bündnis erst 1920 hätte gekündigt werden können. Bei Kriegsausbruch 1914 hatte Italien zunächst zögerlich reagiert, sich aber nach Einigung mit der Entente über die Gebietsansprüche auf die Seite der Alliierten gestellt. Dies bestätigte die in Österreich bereits vor dem Krieg laut gewordenen Zweifel an der Bündnistreue Italiens und nährte Rachedanken, da das Verhalten Italiens als Verrat und Treuebruch gewertet wurde. Vgl. dazu Holger AFFLERBACH, *Dreibund*, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.) *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, S. 447; außerdem RAUCHENSTEINER, *Tod des Doppeladlers*, S. 235-237

¹⁴⁰ ebenda, S. 75

Innerkofler¹⁴¹ die herausragenden Mythengestalten des Gebirgskrieges.¹⁴² In der zeitgenössischen Presse wurde den Helden der Berge breiter Raum zugestanden. Einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung und Festigung des Gebirgskämpfermythos¹⁴³ bereits während des Krieges lieferte die bekannte Kriegsberichterstatterin Alice Schalek.¹⁴⁴ Die „Helden der Berge“ genossen somit bereits während des Krieges einen hohen Status in der öffentlichen Meinung, ähnlich wie die Piloten der Luftwaffe, obwohl ihre militärische Bedeutung in keiner Relation zu ihrem Ansehen stand.¹⁴⁵

Weitergeführt und nochmals erhöht wurden die Vorstellungen von den heroischen Taten der Gebirgskämpfer in den Kriegserinnerungen, die ab den frühen 1920er Jahren publiziert wurden. Christian Rapp zitiert Alois Veltzés, bei dem es über diesen Gebirgskrieg heißt:

„In unserer Zeit der fernhin wirkenden, alles widerstandslos niederwerfenden Kriegsmaschinen ist der Krieg in den Wäldern, Schutthalden und Scharten unserer Alpen wieder zu einem Raufen geworden, wie in alter Zeit, Mann gegen Mann, und hat unerhörte Taten gezeitigt.“¹⁴⁶

Ein wesentlicher Effekt dieser Legenden von heldenhaften Einzelkämpfern war der, dass der Soldat aus der Anonymität trat. Hier im Gebirge konnte sich der Einzelne

¹⁴¹ Sepp Innerkofler (*28.10.1965, + 4.7.1915) war Bergführer und Tourismuspionier in Südtirol. Er war während des Ersten Weltkrieges bei den Sextner Standschützen stationiert. Schon vor dem Krieg als Bergsteiger bekannt, brachten ihm seine „tollkühnen“ Unternehmungen während des Krieges großen Ruhm ein und machten ihn zu einer legendären Gestalt des Weltkrieges. Am 4. Juli 1915 fiel er bei der Erstürmung des Paternkofel unter nie völlig geklärten Umständen, was seinen Ruhm noch erhöhte. Vgl. HARTUNGEN, Standschützen, S. 79. Noch in einem Lexikon aus dem Jahre 1965 wird er als „Bergführer größten Formates [...], von bedeutenden Bergsteigern verschiedener Länder als Begleiter gewählt und einer der erfolgreichsten Dolomitenererschließler“ bezeichnet, dem „viele aufsehenerregende Leistungen gelangen“. Siehe: Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950, Bd 3 (Graz 1965) S. 37,1

¹⁴² RAPP, Last Frontiers, S. 237f

¹⁴³ Obwohl einige Truppen sowohl auf österreichischer als auch auf italienischer Seite speziell für den Krieg im Gebirge ausgebildet worden waren, steht die Bezeichnung „Gebirgskrieger“ bzw. Gebirgskämpfer“ in dieser Arbeit, wie auch in Teilen der Literatur, nicht allein für diese Regimenter, sondern für sämtliche im Gebirge stationierten Soldaten. Wie Hämmerle schon ausgeführt hat, meint das Wort „Gebirgskrieger“ als Konstrukt „im Prinzip all jene Soldaten des Ersten Weltkrieges, die an der langen Front vom oberen Isonzo bis zum Ortler zum Einsatz kamen.“ Da sich die Zusammensetzung dieser Truppen im Verlauf des Krieges immer wieder änderte und nur ein geringer Teil tatsächlich den Alpenregimentern der Kaiserjäger bzw. der italienischen Alpini angehörte, wird der Begriff in diesem Zusammenhang auch für Angehörige anderer Truppen verwendet. Vgl. HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, Anm. 10, S. 37 sowie Anm. 136 dieser Arbeit

¹⁴⁴ HARTUNGEN, Standschützen, S. 78

¹⁴⁵ RAPP, Last Frontiers, S. 239

¹⁴⁶ zitiert nach: ebenda. Das Zitat stammt aus Alois Veltzés Buch „Die Geschichte des Weltkrieges mit besonderer Berücksichtigung des früheren Österreich-Ungarn“, 2 (Wien 1919)

noch kämpferisch hervortun, wurde suggeriert; er war nicht dazu verdammt im Maschinenkrieg als unbedeutendes Rädchen in der Masse unterzugehen, wie an anderen Fronten:

„Der Alpenkrieg ist demzufolge ein Kampf der Individualitäten, nicht der Massen! Mehr wie sonst kommt es in den großen Höhen auf den einzelnen Mann, auf sein zielbewusstes Handeln, auf seine Entschlossenheit an. Hier geht es oft, wie in der alten, ritterlichen Zeit des Krieges, Mann gegen Mann; hier gelten noch persönliche Kraft, Behendigkeit und Geschicklichkeit, die charakteristischen Begleiterscheinungen des Nahkampfes, den der große Krieg – Ausnahmen beweisen ja nur die Regel – vielfach vergessen hat.“¹⁴⁷

Selbstverständlich waren es wie an der deutsch-französischen Front auch im Gebirgskrieg nicht heroische Einzelleistungen, die über Sieg oder Niederlage einer Schlacht entschieden, sondern vielmehr die Gewalt des Kriegsgeräts. Das entscheidende Kampfmittel, wie Christian Rapp betont, waren die Kavernenbatterien, in denen die Soldaten meist monatelang ausharren mussten. Durch die Verklärung der Soldaten des Gebirgskrieges zu geländeerfahrenen Abenteurern vermittelte man das traditionelle Kämpferbild eines Mannes, der zur Rettung des Vaterlandes freiwillig in diesen Kampf gezogen war und nicht, weil er von außen dazu gezwungen werden musste. Rapp weist auch darauf hin, dass selbst in der jüngeren wissenschaftlichen Literatur noch von einem „Krieg der Bergführer“ die Rede ist und dass Soldaten, die in den Alpen stationiert waren, „ihre Befehle weniger in militärischer als in sportlicher Art und Weise“ ausgeführt hätten.¹⁴⁸

Rapp stellt einen weiteren Aspekt des Krieges im Gebirge dar, der, abgesehen vom Bekanntheitsgrad der Region, zu dessen Popularität in der öffentlichen Meinung wesentlich beitrug. Diesen Aspekt sieht er in der Landschaft, die als Projektionsfläche für ein traditionelles Kämpferbild, wie es der Gebirgskrieger darstellte, geradezu perfekt war. Zerfiel im Ersten Weltkrieg die räumliche Einheit des Schlachtfeldes, so konnte

¹⁴⁷ zitiert nach: HARTUNGEN, Standschützen, S. 75. Das Zitat stammt aus: Mortz Erwin Fhr. von LEMPRUCH, Der König der Alpen und seine Helden, Ortlerkämpfe 1915/18 (Stuttgart 1925)

¹⁴⁸ RAPP, Last Frontiers, S. 239. Rapp zitiert hier aus dem Standardwerk „Der Tod des Doppeladlers“ von Manfred RAUCHENSTEINER. Zur Problematik der österreichischen Militärgeschichte zum Ersten Weltkrieg und deren Entwicklung in den letzten Jahrzehnten siehe Oswald ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma (wie Anm. 12)

in diesem Mythos die Vorstellung von Ordnung und Geschlossenheit bewahrt bleiben. „Der Krieg bedurfte zu seiner Fortsetzung eben jener Harmonien und Ordnungen, die er de facto zerstörte.“¹⁴⁹

Dennoch konnte sich die Realität des Maschinenkrieges, der auch im Gebirge tobte, nicht gänzlich ausgeblendet werden. Auch hier musste das Männlichkeitsbild zwangsläufig an die veränderten Gegebenheiten der Kriegsführung angepasst werden. Da ebenso wenig wie an den anderen Fronten heldenhafte Einzelkämpfer Schlachten entschieden, so wie es von der Kriegspublizistik gern propagiert wurde, sondern die Stärke und Durchschlagskraft der Artillerie, und der Soldat daher meist eher zum passiven Durchhalten als zum aktiven Kämpfen gezwungen war, mussten männliche Verhaltensmuster neu gedacht werden.

Doch hat sich in Österreich, ähnlich wie in Deutschland, ebenfalls das Konstrukt einer ‚stahlharten‘ kriegerischen Männlichkeit bereits während des Krieges etabliert, das dann in der Zwischenkriegszeit weite Verbreitung fand? Christa Hämmerle hat als erste die Frage aufgeworfen, ob nicht auch für die k. u. k. Armee die Bildung von Mythen anzunehmen sei, die dazu angetan waren, diese neue Kriegsrealität zu symbolisieren und die auch nach Kriegsende weiterwirkten und in der Verarbeitung der Niederlage eine bedeutende Rolle spielten.¹⁵⁰ Sie hat auch darauf hingewiesen, dass die internationale Weltkriegsforschung den Aspekt des technisierten Krieges an der Gebirgsfront lange vernachlässigt und vor allem die „traditionellen Elemente der Kriegsführung“, die sich im Gebirgskrieg länger als anderswo gehalten hätten, in den Blickpunkt gerückt hat.¹⁵¹ Hans-Georg Hofer hat diesen Ansatz aufgegriffen und, in Anlehnung an die Mythen der Westfront, die bei Hüppauf und anderen beschrieben werden, auch für die österreichische Gebirgsfront zwei konträre Männlichkeitsbilder formuliert. Auch er geht davon aus, dass deren Konstruktion bereits während des Krieges erfolgte und darüber hinaus auch in den Jahren nach dem Krieg in der österreichischen Erinnerungskultur wirkungsmächtig blieb.¹⁵² Er entwirft diese Kämpfermythen für zwei verschiedene Schauplätze des Gebirgskampfes, einerseits für das Hochgebirge,

¹⁴⁹ RAPP, *Last Frontiers*, S. 235

¹⁵⁰ HÄMMERLE, Christa, *Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte*, in: Thomas KÜHNE/Benjamin ZIEMANN (Hrsg.) *Was ist Miliärgeschichte?* (Paderborn 2000) S. 240

¹⁵¹ HÄMMERLE, *Es ist immer der Mann*, S. 42f

¹⁵² HOFER, *Nervenschwäche* S. 274

andererseits für die Karstlandschaft am Isonzo. Der erste, Hofer nennt ihn den „Dolomitenkämpfer“, stellt ein traditionelles Kämpferbild dar, wie es bereits bei Christian Rapp beschrieben wurde. Dieser Kriegertypus zeichnet sich durch bergsteigerische Qualitäten und kühnen Tatendrang aus. Tugenden, die im modernen Grabenkampf obsolet geworden waren, sind für diesen Männlichkeitsmythos zentral. Hofer schreibt, dass „Fähigkeiten wie physische Stärke, Mut und körperliche Ausdauer wieder wichtig [wurden] und mit alpinistischen Tugenden wie zäh, athletisch, sehnig und schlank verschmolzen“¹⁵³. Im Gegensatz zum in Deutschland wirkungsmächtigen traditionellen ‚Langemarck-Mythos‘ waren hier allerdings nicht jugendliche Studenten und Gymnasiasten die Heldenfiguren, sondern die Kärntner und Tiroler Bauern, die mit dieser unwirtlichen Natur vertraut waren und durch das harte Leben in den Bergen für die Strapazen des Gebirgskrieges hervorragend gerüstet waren. „Er [der Gebirgskämpfer, Anm. M.Z.] hat nicht die neurasthenische Biografie des Großstädtlers, sondern von Kindheit an die urwüchsige Kraft der Natur in sich. Seine Sinne sind an das Leben im Gelände bestmöglich angepasst, sein Instinkt ist untrügerisch. Mit der Beherrschung der Muskeln geht auch die Beherrschung seiner Nerven einher. Intakte Willenskraft und stabile psychische Eigenschaften garantieren den Erfolg am Berg und das Überleben im Gebirgskrieg.“¹⁵⁴

An der Isonzofront sieht Hofer hingegen das Entstehen eines völlig neuen soldatischen Männlichkeitsbildes, das dem martialischen Stahlhelmkämpfer des Verdun-Mythos ähnelt. Der Krieg am Isonzo symbolisierte wie kein anderer den Stellungskrieg, weshalb es, Hofer zufolge, für die Militärführung notwendig wurde, einen neuen Soldatentypus zu schaffen, da es hier nicht mehr möglich war, traditionelle Soldatenbilder zu transportieren. Nicht mehr kühner Tatendrang und Angriffsfreude waren gefragt, sondern zäher Wille und vor allem Nerven in der Verteidigung: „Der Heroismus des Isonzokriegers war die vollendete militärische Defensivleistung.“¹⁵⁵ Dem Verdun-Kämpfer ähnlich hat sich seine Physiognomie an die vom Krieg zerstörte Natur angepasst – hart wie Stein und durch die ständigen Angriffe der gegnerischen Artillerie gezeichnet. Der Isonzokrieger kann nicht mehr durch aktives Soldatentum glänzen, sondern beweist seine Männlichkeit vor allem durch mentale Stärke. Die

¹⁵³ ebenda, S. 275

¹⁵⁴ ebenda

¹⁵⁵ ebenda; S. 276

Nerven halten selbst dem stärksten Sperrfeuer stand, er ist charakterstark und diszipliniert.¹⁵⁶

Ob diese Kämpfermythen Hofers einer näheren Untersuchung Stand halten, wird noch zu sehen sein, im Rahmen dieser Arbeit kann darauf nicht detailliert eingegangen werden. Es sei hier allerdings, auch im Hinblick auf die Analyse der Kriegsbücher Fritz Webers, die Frage gestellt, ob man tatsächlich eine so strikte Trennung in den Männlichkeitsvorstellungen zwischen den Kriegsschauplätzen Hochgebirge und Karst vornehmen kann, da sehr wohl auch der Hochgebirgskrieg ein größtes Maß an Stellungskrieg und Artilleriebeschuss aufwies. Diese Frage wird in Kapitel 3 dieser Arbeit näher behandelt.

¹⁵⁶ ebenda, S. 277

1.3 Die Remilitarisierung Europas am Beispiel der Ersten Republik

Auch zu diesem Themenbereich ist die Forschungslage zur österreichischen Geschichte nicht sehr umfassend. Es wird zwar ansatzweise auf die Bedeutung von Erinnerungsliteratur, den Einfluss der sog. ‚Offiziersgeschichtsschreibung‘ und das relativ rasche Zurückdrängen einer, in den ersten Jahren nach dem Krieg starken pazifistischen Strömung hingewiesen, die Remilitarisierung Österreichs wird aber häufig nur in Ansätzen behandelt.¹⁵⁷ Ob und inwieweit der Boden für eine Militarisierung bereits in der Ersten Republik und später im austrofaschistische Ständestaat¹⁵⁸ vorbereitet wurde und einem Männlichkeits- bzw. Kämpferbild Vortrieb geleistet hat, das auch im Sinne der Nationalsozialisten war, ist meines Wissens bis jetzt nicht in den Blickpunkt der österreichischen Geschlechterforschung gerückt. Denn obwohl der Ständestaat, Überegger zufolge, in den letzten Jahren zunehmend im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stand, gilt weiter, dass die österreichische Geschlechtergeschichtsforschung auch hier der internationalen Forschung hinterherhinkt.¹⁵⁹

Sowohl in Österreich als auch in Deutschland entwickelte sich, wie auch in vielen anderen Staaten Europas, mit Ende des Ersten Weltkrieges eine neue Pazifismusbewegung. Doch schon in den frühen 1920er Jahre begann die pazifistische Strömung an Bedeutung zu verlieren. Zwar gab es einen „weitverbreiteten Hass“ auf den Krieg und auf die alten Eliten, die für dessen desaströsen Ausgang verantwortlich gemacht wurden, allerdings drang der Pazifismus der ersten Nachkriegsjahre, wie Ernst Hanisch schreibt, nicht sehr tief. Das Ideal einer auch militärisch ausgerichteten Männlichkeit wurde wenig bis gar nicht in Frage gestellt. Wer sein Leben im Ersten Weltkrieg nicht an der Front aufs Spiel gesetzt hatte oder sich gar vor dem Kriegsdienst gedrückt hatte, stand bald wieder im Verdacht, nicht „Mann“ genug zu sein.¹⁶⁰ Die von außen auf-

¹⁵⁷ Die wenigen zu dieser Thematik verfassten Arbeiten stammen von Oswald Überegger und Ernst Hanisch, die sich mit Militarisierung in der Ersten Republik und im Ständestaat auseinandersetzen. Vgl. ÜBEREGGER, *Militärisches Paradigma*, (wie Anm. 12); Ernst HANISCH, *Rückkehr des Kriegers*, (wie Anm. 12)

¹⁵⁸ Austrofaschismus und Ständestaat sollen hier in Anlehnung an Oswald Überegger und Friedrich Stadler als auswechselbare Termini verwendet werden. Vgl. ÜBEREGGER, *Militärisches Paradigma*, S. 106; Friedrich STADLER, *Wissenschaft und österreichische Zeitgeschichte. Methodologische und metatheoretische Untersuchungen zu einer historischen Wissenschaftsforschung*, in: *ÖZG* 7 (1996), S. 108

¹⁵⁹ ÜBEREGGER, *Militärisches Paradigma*, S. 106f.

¹⁶⁰ HANISCH, *Rückkehr des Kriegers*, S. 110

erlegte Demilitarisierung durch die Pariser Vorortverträge¹⁶¹ führte nicht zu einer zivilen Demilitarisierung, sondern im Gegenteil zu einer Bedeutungssteigerung militärischer Konzepte, die sowohl die (Geschlechter)Politik der Weimarer Republik als auch der Ersten Republik beeinflusste.¹⁶² Ein weiteres Problem der damaligen pazifistischen Strömung, die ihren stärksten politischen Ausdruck in der Sozialdemokratie fand, lag darin, dass sie sich mit einer Welt konfrontiert sah, in der die anerzogene Hemmschwelle gegenüber Gewalt und Brutalität, bedingt durch den vorangegangenen Krieg, immer weiter gesunken war und ein Gewöhnungseffekt an ein Männlichkeitsbild auftrat, den man nach Rosa Mayreder¹⁶³ als „äußerste Ausgeburt des Mannwesens“ erlebt hatte.¹⁶⁴ Somit kam es nie zu einem wirklichen Bruch in der Konzeption von soldatischer Männlichkeit, sondern vielmehr zu einer Kontinuität und unter anderem zu einer Stärkung der Mythen, die im Ersten Weltkrieg entstanden waren. Außerdem entwickelte sich bei den besiegten Nationen eine andere Erinnerungskultur als bei den Siegermächten. Die militärische Niederlage und die, vor allem für Österreich massiven Territorialverluste, sowie die sozialen, ökonomischen und politischen Unruhen der Nachkriegszeit und die daraus resultierende Suche nach einer neuen nationalen Identität zeigten sich in der Art und Weise, wie mit der Erinnerung an den Krieg umgegangen wurde. Im Unterschied zu den Siegermächten zeigte sich in Deutschland und Österreich ein großes Bedürfnis, dem Krieg als einem Höhepunkt von Kameradschaft und Männlichkeit zu gedenken, und zwar nicht nur in privatem Rahmen, sondern in großem Maße von offizieller Seite.¹⁶⁵ Es gab keine kollektive Trauerarbeit, um

¹⁶¹ Durch den Verträge von Versailles und St.-Germain wurde die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft und durch ein Berufsheer ersetzt, welches für Deutschland zahlenmäßig auf 100 000 Mann begrenzt war und von einem Verbot bestimmter Waffengattungen begleitet wurde. Dies sollte ein Wiedererstarken der deutschen Militärmacht langfristig unterbinden und Einfluss und Macht des Militärs auf Staat und Gesellschaft ausschalten. Das österreichische Heer wurde auf 30 000 Mann beschränkt, Vorbereitungen für eine Mobilisierung wurden untersagt. Siehe dazu: Hans MOMMSEN, Militär und zivile Militarisation in Deutschland 1914-1938, in: Ute FREVERT (Hrsg), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1997) S. 265-276, hier bes. S. 265; HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 121

¹⁶² MOMMSEN, Militarisation, S. 265

¹⁶³ Rosa Mayreder (*30.11.1858, + 19.1.1938) war eine österreichische Frauenrechtlerin, Malerin und Schriftstellerin. Ab 1893 war sie Mitglied im „Allgemeinen Österreichischen Frauenverein“, dessen Vizepräsidentin sie bald wurde. Sie engagierte sich während des Ersten Weltkrieges für die Friedensbewegung und war ab 1919 Vorsitzende der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“. Siehe: Ursula KÖHLER-LUTTERBECK/Monika SIEDENTOPF, Lexikon der 1000 Frauen (Bonn, 2000), hier aus: www2.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_mayrederrosa.htm, Download am 10.04.2008. Zur Bedeutung von Rosa Mayreder und den österreichischen Frauenvereinen vgl. auch die ausführliche Diplomarbeit von Daniela LACKNER, Die Frauenfriedensbewegung in Österreich zwischen 1899 und 1915 (Wien 2008)

¹⁶⁴ HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 109

¹⁶⁵ MOSSE, George L., Über Kriegserinnerungen und Kriegsbegeisterung, in: Marcel VAN DER LINDEN/Gottfried MERGNER, Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung, Interdisziplinäre Studien (Berlin 1991) S. 28

das Massensterben des Krieges zu verarbeiten, sondern vielmehr eine Heroisierung der toten Kämpfer. Wie in Deutschland wurden öffentliche Heldenfeiern und Kriegsdenkmalen wichtige Aspekte der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Die mythologische Überhöhung des Soldatentodes als eines „heldenhaften Ehrentodes für das Vaterland“ wurde zum dominierenden Moment der Erinnerung.¹⁶⁶ Doch da dieser „Heldentod“ schlussendlich umsonst gewesen war, schließlich hatten die Mittelmächte¹⁶⁷ den Krieg verloren, musste man nicht nur mit dem Ausmaß an Tod und Zerstörung umzugehen versuchen, sondern auch Wege finden, das Trauma der Niederlage zu verarbeiten. Oswald Überegger hat in Bezug darauf drei Legenden differenziert, die den Umgang mit der erlittenen Kriegsniederlage in der Ersten Republik verdeutlichen und selbstverständlich auch in engem Zusammenhang mit den in der Zwischenkriegszeit tradierten Männlichkeitskonstrukten stehen. Erstens spricht er von der Legende von „Im Felde unbesiegt“, die jegliches militärische Versagen zu negieren suchte.¹⁶⁸ Es ging dabei um eine Glorifizierung der kaiserlichen Wehrmacht, die vor allem in der sogenannten Offiziershistoriographie, aber auch in Kriegs- und Militäranekdoten, in Soldatenerinnerungen und in der militärisch konnotierten Unterhaltungsliteratur zu Tage trat.¹⁶⁹ Die Schuldigen an der Niederlage Österreich-Ungarns wären dieser Legende zufolge somit nicht das Militär und seinen Protagonisten, sondern andere, die den Krieg am ‚Verhandlungstisch‘ oder an der sogenannten Heimatfront verloren hätten:

„Seit 10. November 1918 ruhten die Waffen, der Weltkrieg war zu Ende und für uns verloren, trotz aller glänzenden Siege und militärischen Erfolge verloren, zwar nicht an den Fronten, sondern durch den Zusammenbruch des Hinterlandes, durch den Ausbruch der Revolution. Der Zusammenbruch erfolgte nicht vorne an der Front, sondern rückwärts in der Heimat; nicht die Kämpfer – die

¹⁶⁶ ebenda, S. 114

¹⁶⁷ Der Begriff „Mittelmächte“ wurde für das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn verwendet, dem sich schon 1914 das Osmanische Reich und 1915 auch Bulgarien anschlossen. Allerdings war die Bezeichnung vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges eher ungebräuchlich; meist wurde vom „Dreibund“ zwischen Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien gesprochen. Erst nach dem Eintritt Italiens in den Krieg auf Seiten der Alliierten im Mai 1915 wurde der Begriff „Mittelmächte“ gebräuchlich. Vgl. Holger AFFLERBACH, Mittelmächte, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 723

¹⁶⁸ ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma, S. 88

¹⁶⁹ ebenda, S. 79

Tüchtigsten des Volkes - haben versagt, sondern die Nichtkämpfer, die Schwächlinge zu Hause.“¹⁷⁰

Diese Aussage eines ehemaligen Feldmarschalleutnants sieht Überegger als symptomatisch für den Umgang, zumindest von Offizieren, mit der Kriegsvorgangeneit. Nicht die Armee war also verantwortlich für die Niederlage, sondern das ‚Hinterland‘. Die Armee selbst hatte „glänzende Siege“ errungen. Solche und ähnliche ‚Offizierserinnerungen‘ trugen zu einer Glorifizierung und Heroisierung der ‚alten Armee‘ und auch deren Repräsentanten bei; letzteres fand in der Figur des Conrad von Hötzendorf¹⁷¹ seinen charakteristischen Höhepunkt.¹⁷²

Obiges Zitat führt aber auch gleich zur zweiten, von Überegger beschriebenen Legende: der ‚Dolchstoßlegende‘¹⁷³. Da die militärische Niederlage negiert wurde, die Armee selbst aus dieser Perspektive also nicht versagt hatte, mussten andere Ursachen für den verlorenen Krieg gefunden werden und andere Schuldige. Die ‚Nichtkämpfer, die Schwächlinge zu Hause‘, die in diesem Zitat genannt werden, waren vor allem die

¹⁷⁰ zitiert nach ebenda, S. 88. Das Zitat stammt ursprünglich aus der Retrospektive des Feldmarschalleutnant Ludiw Goiginger aus dem Jahr 1920

¹⁷¹ Conrad von Hötzendorf wurde 1852 in Penzing bei Wien geboren und durchlief eine typische Generalstabskarriere. Er hatte an 1878/79 an den Feldzügen in Bosnien und der Herzegowina und 1882 an jenem in Dalmatien teilgenommen und verfügte somit über unmittelbare Kriegserfahrung. Neben seiner Arbeit im Büro des Generalstabes war er auch Taktiklehrer an der Generalstabsakademie. Er verfasste außerdem Taktiklehrbücher, was ihn innerhalb der Armee bekannt machte und ihn in der Hierarchie aufsteigen ließ. 1906 wurde Conrad zum Chef des Generalstabes ernannt, was ihn im Ersten Weltkrieg de facto zum Oberbefehlshaber der k. u. k. Armee machte. In strategischer und taktischer Hinsicht war Conrad Anhänger des Offensivgedankens, was 1914 zunächst auch zu offensiv geführten Angriffsschlachten führte. Diese waren jedoch nicht von Erfolg gekrönt, im Verlauf des Krieges war Conrad immer häufiger auf die Hilfe der deutschen Armee angewiesen und hatte wenig Spielraum für strategische Feinheiten. 1917 wurde er nach mehreren schweren militärischen Niederlagen seines Amtes enthoben und als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Conrad nach Tirol berufen. Auch gegen Ende des Krieges wollte er den Gedanken an einen ‚Siegfrieden‘ nicht aufgeben und versuchte im Nov. 1917 und im Juni 1918 abermals eine Offensive gegen Italien. Nachdem diese ebenfalls scheiterte, wurde er am 15. Juli 1918 endgültig abberufen. Trotz seiner militärischen Fehleinschätzungen wurde er nach dem Krieg als großer Feldherr glorifiziert, auch der hier behandelte Fritz Weber lobt Conrad in seinen Kriegbüchern in den höchsten Tönen. Vgl. Rudolf JERABÉK, Conrad von Hötzendorf, Franz Freiherr, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 419-421; vgl. auch Kap. 3.1.3, S. 91-93 und Anm. 386

¹⁷² ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma, S. 88f

¹⁷³ Der Begriff Dolchstoßlegende geht auf einen Ausspruch des englischen General Sir Frederic Maurice in der Neuen Zürcher Zeitung vom 17. Dez. 1918 zurück, der meinte, dass ‚die deutsche Armee [...] von der Zivilbevölkerung von hinten erdolcht‘ worden sei. Dieser Ausspruch zeigt die Dolchstoßlegende in ihrer einfachsten und allgemeinsten Form. Sie trat in teilweise ganz unterschiedlichen Varianten auf, in der Grundaussage ist jedoch gemeint, dass die militärische Niederlage Deutschlands nicht in ‚erster Linie dem Versagen der Armeeführung oder der Erschöpfung der Soldaten zuzuschreiben war, sondern dem Versagen bzw. dem Verrat von bestimmten Personen oder Gruppen in der Heimat. Vgl. Alessandro MASSIGNANI, Dolchstoßlegende, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 444

Sozialdemokraten, die Juden und die illoyalen nicht-deutschen Nationalitäten, aber auch die zögerlich agierende Regierung, die für die Niederlage verantwortlich gemacht wurden.

Die dritte Legende, die Überegger die „Kriegs[un]schuldslegende“ nennt, handelt davon, dass jegliche Schuld der Mittelmächte am Kriegsausbruch zurückgewiesen wurde. Wie die Dolchstoßlegende, die bereits während des Krieges entstand, so hatte auch diese Legende ihren Ausgangspunkt bereits im Krieg, und zwar in der Kriegspropaganda, die den Krieg als der Monarchie aufgezwungenen Verteidigungskrieg darstellte. Damit einhergehend wurde der Krieg als etwas Fatalistisches begriffen, als unausweichlich.¹⁷⁴ Solche und ähnliche Argumentationsmuster werden uns auch im dritten Teil dieser Arbeit bei den Kriegserinnerungen Fritz Webers wieder begegnen.

Diese Legenden wurden in der Ersten Republik von allen politischen Lagern in unterschiedlich starker Ausprägung angenommen und weitertradiert; besonders wichtig wurden sie für die Erinnerungskultur des ‚rechten‘ Lagers. Im konservativen Lager, das ab der Mitte der 20er Jahre immer größere Bedeutung erlangte, fand schon kurz nach Kriegsende eine Rückbesinnung auf die Qualitäten der k. u. k. Armee statt und eine Glorifizierung von deren Stärken, sowie eine Heroisierung der kaiserlichen Soldaten. Oswald Überegger spricht in diesem Zusammenhang von einer „Phase konservativer Restauration“,¹⁷⁵ die im Ständestaat ihren Höhepunkt fand. Nun wurden die Ideale und Traditionen der kaiserlichen Armee gezielt propagiert. Traditionelle Deutungsmuster dominierten die offizielle Erinnerung. Vor allem der Gebirgskrieg und der heroische, bodenständige, „ur-österreichische“ Gebirgskämpfer wurden zum Aushängeschild dieses mythischen Geschichtsbildes.¹⁷⁶ Dieses explizite Rückbesinnen auf die habsburgische Militärtradition war nicht nur ein Suchen nach Kontinuität eines durch den Vertrag von St.-Germain stark verkleinerten Staates, sondern zu einem großen Teil auch eine Abgrenzungsstrategie gegenüber dem Nationalsozialismus, von

¹⁷⁴ ÜBEREGGER, *Militärisches Paradigma*, S. 89f

¹⁷⁵ Überegger sieht drei Phasen des Umgangs mit dem Ersten Weltkrieg und des öffentlichen Geschichtsbildes, wobei die ‚konservative Restauration‘ die zweite Phase darstellt. In den ersten Nachkriegsjahren war die (Wehr)Politik zunächst sozialdemokratisch dominiert, was sich auch in einer Emanzipation „von der Geschichte des Habsburgerheeres und seiner militärischen Tradition“ zeigte. Durch die Veränderung politischer Konstellationen wurde die Rolle der Christlichsozialen stärker; sie betätigten sich besonders in der Wiederbelebung der habsburgischen Militärtradition. Siehe dazu: ebenda, S. 75-83; zur ‚konservativen Restauration‘ siehe besonders S. 77-82

¹⁷⁶ ebenda, S. 91

dem sich der Ständestaat von außen wie von innen bedroht sah.¹⁷⁷ „Der Heldenkult wurde auf die Staatsebene transferiert.“¹⁷⁸ Gleichzeitig aber gab es bereits hier faschistische Elemente, die dem Nationalsozialismus entgegenkamen. Der österreichische Ständestaat der 1930er Jahre kannte, wie das nationalsozialistische Deutschland, bereits Führerprinzip und Uniformierung. Außerdem wurden rechte Wehrverbände in die Exekutive eingebunden.¹⁷⁹

Nationalistische bzw. deutschnationale Strömungen gewannen im Laufe der 1920er Jahre immer mehr an Bedeutung. Bezeichnend für diese Richtungen ist, dass sie beständig den Anschluss an Deutschland befürworteten.¹⁸⁰ Diese ideologische Radikalisierung war auch im intellektuellen Milieu verbreitet und entstand in erster Linie daraus, dass das geschrumpfte Nachkriegs-Österreich als „kläglicher, lebensunfähiger Torso“ erachtet wurde, demzufolge nur „ein schneller Anschluss [...] Österreichs an den kraftvollen, wenn auch aus tausend Wunden blutenden Körper des deutschen Mutterlandes Rettung bringen kann aus höchster Not“.¹⁸¹ Der „kraftvolle Körper“ Deutschlands weist auch auf eine geschlechterspezifische Stereotypie hin, von der die „deutsche Sehnsucht“ in der Ersten Republik lebte, wie Ernst Hanisch bemerkt: „[...] die weichen, gefühlvollen, ‚weiblichen‘ Österreicher suchten den ‚Anschluss‘ an die harten, energievollen, ‚männlichen‘ Deutschen.“¹⁸² In dieser Stereotypie steckt auch bereits das Männlichkeitsbild, das von den Deutschnationalen in der Zwischenkriegszeit bis zum ‚Anschluss‘ tradiert wurde. Vor allem die nationalen Burschenschaften waren für ein kontinuierliches Weitertragen der „Männlichkeit des Kriegers“ wesentlich.¹⁸³

Einen weiteren wichtigen Platz in der öffentlichen Erinnerung nahmen, wie bereits im vorhergehenden Abschnitt erwähnt, die publizierten Kriegserinnerungen ehemaliger Soldaten und die triviale Kriegsliteratur ein. Dabei gab es einige Autoren, die sich großer Bekannt- und Beliebtheit erfreuten, die maßgeblichen Anteil an der Tradierung eines Männlichkeitsbildes hatten, das sich nahtlos in das nationalsozialistische Bild vom ‚neuen Menschen‘ einfügen ließ. Da bereits im Abschnitt über die Mythenbil-

¹⁷⁷ ebenda, S. 80-81; HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 121

¹⁷⁸ HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 122

¹⁷⁹ ebenda

¹⁸⁰ ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma, S. 86

¹⁸¹ zitiert nach: ebenda, S. 73f

¹⁸² HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 111

¹⁸³ ebenda, S. 117

dung im Ersten Weltkrieg kurz auf die Bedeutung dieser Werke hingewiesen wurde und das dritte Kapitel allein der Analyse solcher Kriegsliteratur gewidmet ist, soll hier exemplarisch nur ein Autor, allerdings einer der bekanntesten, genannt werden. Es handelt sich um den bereits erwähnten Luis Trenker, der nicht nur in Büchern, sondern auch in Filmen den Mythos des Gebirgskämpfers breitenwirksam weitertradierte. Der sogenannte ‚Bergfilm‘, um 1930 entstanden, fügte sich perfekt in die nationale bzw. deutschnationale Erinnerungskultur ein. Ernst Hanisch sieht in ihm einen „provinziell rassistischen Diskursbruch, der auch den Nationalsozialismus trug.“¹⁸⁴

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es in der Zwischenkriegszeit keinen wirklichen Bruch mit dem soldatischen Kämpferbild des Ersten Weltkrieges gab. Auch in der Sozialdemokratie, die eigentlich eine friedliche Gesellschaft anstrebte, war der Proletarier als Kämpfer konzipiert.¹⁸⁵ Im Laufe der 1920er Jahre gewannen überdies jene konservativen Kräfte immer mehr an Bedeutung, die eine Rückbesinnung auf die habsburgische Militärtradition und ein traditionelles Kämpferbild als Bestandteil von Männlichkeit forcierten.¹⁸⁶ Daneben wurde auch die Rolle der Deutschnationalen und zu Beginn der 1930er Jahre jene der Nationalsozialisten immer wichtiger, die zwar im Gegensatz zu den Konservativen für eine Abkehr von der Glorifizierung der k. u. k. Armee standen, ein martialisches Männlichkeitsbild aber nichtsdestotrotz ungebrochen vom Ende des Ersten Weltkrieges bis in die 1930er Jahre tradierten.¹⁸⁷ Unterstützung fanden sie dabei überraschenderweise beim konservativen Ständestaat, der, obwohl auf Abgrenzung vom Nationalsozialismus bedacht, faschistische Elemente, auch im Männerbild, aufgriff, die den Weg für die „neuer Mensch-Utopie“ ebneten.¹⁸⁸

¹⁸⁴ HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 118

¹⁸⁵ HANISCH, Männlichkeiten, S. 50

¹⁸⁶ ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma, S. 77

¹⁸⁷ HANISCH, Rückkehr des Kriegers, S. 117

¹⁸⁸ ebenda, S. 122

1.4 Nationalsozialismus und die Geburt des ‚neuen‘ Menschen

Obwohl martialische Männlichkeit, wie bereits gezeigt wurde, keine Erfindung des Nationalsozialismus war, so wurde doch im Dritten Reich wie nie zuvor der Mann als Krieger als einziges Ideal propagiert.¹⁸⁹ Wie schon im Abschnitt über die Mythen des Ersten Weltkrieges angedeutet, sollte das Konstrukt des Stahlhelm-Kämpfers, der seinen Dienst wie eine Maschine präzise und emotionslos verrichtet, für die Nationalsozialisten bestimmend werden.

Dennoch wurden zunächst auch traditionellere Männlichkeitsbilder angenommen und für die eigenen Zwecke eingesetzt. So wurde, vor allem vor 1933, auch der Langemarck-Mythos vom Nationalsozialismus vereinnahmt. Besonders ein Kernpunkt dieses Konstruktes, die Bedeutung der Jugend, ließ sich für die Nationalsozialisten verwenden. Das „junge Deutschland“, das voller Begeisterung in den Krieg gezogen war und Symbol für eine aufbruchbereite neue Nation war, wurde in die Propaganda Hitlers eingebunden. Wie bereits erwähnt, stand der Langemarck-Mythos in der Tradition der unpolitischen Mythen des 19. Jahrhunderts.¹⁹⁰ Der Nationalsozialismus gab diesem Mythos jedoch eine politische Basis und Bedeutung. Er griff die mythische Kriegsbegeisterung und Opferbereitschaft auf und verband sie mit der Vorstellung, ein neues Deutschland, politisch und gesellschaftlich, zu bauen. Aus dem Vermächtnis der Helden von Langemarck sollte die „NS-Volksgemeinschaft“ ihre Stärke ziehen. Der Nationalsozialismus verstand es also, sich die Vorstellung von einer aufbruchbereiten Jugend, die bereit war, für ihre Suche nach einer neuen Identität, einem neuen nationalen Gefühl der Stärke, zu eigen zu machen und in „politische Wirklichkeit zu transformieren“.¹⁹¹ Da der Langemarck-Mythos vorwiegend die bürgerliche Jugend ansprach, erschien seine Reichweite für die Nationalsozialisten allerdings zu begrenzt. Nach 1933 veränderte sich die Verwendung dieses Konstruktes daher grundlegend. Zum einen war es nun nicht mehr nötig, der bürgerlichen Intellektualität zu schmeicheln, zum anderen wurde es, um die gesamte „Volksgemeinschaft“ zu erreichen, nötig, den Langemarck-Kämpfer für andere Bevölkerungsschichten attraktiv zu machen. Es wurde nun oft hervorgehoben, dass es eigentlich nur „einige wenige“ Studenten in den Regimentern der Schlacht von Langemack gegeben hätte. Der Fokus der Helden-

¹⁸⁹ siehe auch KÜHNE, Kameradschaft, S. 69

¹⁹⁰ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 50

¹⁹¹ ebenda, S. 51

bildung lag von nun an auf Arbeitern und Handwerkern.¹⁹² Um diese zwei Gruppen in die deutsche Elite zu integrieren, wurde sogar ein Studienlehrgang unter dem Namen „Langemarck-Studium“ eingeführt. Ziel dieses Studiums war es, Erwachsenen, die kein Abitur hatten, ein Universitätsstudium zu ermöglichen. Kandidaten mussten von der Partei nominiert werden und ein strenges Auswahlverfahren überstehen. Neben der Grundvoraussetzung von „rassischer Reinheit“ musste auch ein sichtbares Engagement für die nationalsozialistische Ideologie vorhanden sein. Das Programm war vor allem auf Studenten aus Arbeiter- und Bauernfamilien ausgerichtet und sollte helfen, „zersetzenden Intellektualismus zu überwinden und durch die Bildung einer volksnahen NS-Elite ersetzt zu werden“¹⁹³. Anstatt eines traditionellen Kriegerbildes voller romantischer Vorstellungen über die Kampfesmotivation war das neue Ziel, eine Elite aus ideologietreuen, arischen Kämpfern zu züchten. Aus jungen Männern sollten zielgerichtete, emotionslose Soldaten gemacht werden. Das „Langemarck-Studium“ war somit Teil eines umfassenden NS-Erziehungsprogramms, das Menschen darauf vorbereitete, die „Waffe der brutalen Gewalt beharrlich und rücksichtslos“ einzusetzen. Der Langemarck-Mythos wurde hier endgültig mit dem Verdun-Mythos zusammengeführt und gänzlich der Ideologie und Politik der Nationalsozialisten unterworfen.¹⁹⁴

Das positiv besetzte Bild einer jubelnden und lachenden Jugend, die singend in den Krieg zog, welches während des Ersten Weltkrieges und in der Zwischenkriegszeit dominierte, gehörte nun endgültig der Vergangenheit an. Eine Armee war entstanden, die, wie aus einem Zitat Hitlers in „Mein Kampf“ hervorgeht, „alt und hart aus den ewigen Kämpfen hervorgegangen“ war. Die grundlegenden Gegensätze der beiden Mythen, wie Hüppauf sie so treffend einfach beschreibt, „Härte im Gegensatz zu Begeisterung, Erfahrung im Gegensatz zu Hingabe und Alter im Gegensatz zu Jugend [...] bereiteten das Feld für Lieblingsvokabeln in der Sprache der NS-Ideologen wie ‚fanatische Weltanschauung‘, ‚brutale Entschlossenheit‘, ‚rücksichtslose Gewalt‘, ‚entschlossener Wille‘“.¹⁹⁵

¹⁹² ebenda, S. 54

¹⁹³ ebenda, S. 57

¹⁹⁴ ebenda, S. 57f

¹⁹⁵ ebenda, S. 60

In der nationalsozialistischen Propaganda trat nun immer stärker jener ‚neue Mensch‘ hervor, der im Verdun-Mythos seine Anfänge genommen hatte und im Dritten Reich das alles dominierende Ideal werden sollte. Hüppauf beschreibt, wie dieses Konstrukt des ‚neuen Menschen‘, selbstverständlich meinte dies ausschließlich den ‚neuen Mann‘, in der Öffentlichkeit schnell populär wurde und die Visualisierung dieses Typus in den öffentlichen Paraden positiv und mitunter bewundernd aufgenommen wurden:

„Als ob sie aus einer Quelle strömten, die nie versiegte, marschierten Soldaten oft am ‚Führer‘ vorbei, stundenlang, in gleichmäßiger Bewegung wie die Kolben einer riesigen Maschine, bevor sie auf einen Aufmarschplatz trafen, wo sie riesige, geometrisch geformte Vierecke bildeten.“¹⁹⁶

Der Soldat war zu einer Maschine geworden. Emotionslos, nur seinem Befehl folgend, ohne Gefühle wie Begeisterung, aber auch Rachedgedanken zog er in den Kampf. Der Wille sollte ‚niedere‘ menschliche Regungen, ‚Gefühlsduselei‘ im Zaum halten. Keine moralischen oder emotionalen Beschränkungen sollten den Krieger in der Ausübung seiner Pflicht behindern, allerdings sollte er auch, wie Kühne schreibt, „über sadistische Neigungen erhaben sein“ und deshalb „trotz des Massenmordes an den Juden anständig bleiben“.¹⁹⁷

„Der Uniformierte, der am Rand eines Massengrabs sitzt und eine Zigarette raucht, während seine Beine über den Leichen der frisch erschossenen Juden baumeln, war der Mann, der in Hitlers Worten den ‚letzten Rest seines Gewissens‘ abgetötet und dies ‚unbestimmte Etwas‘, das sich dem ‚schwachen Körper‘ als ‚Vernunft‘ vorstellt, in Wirklichkeit aber lediglich die ‚Feigheit war, die unter solchen Verkleidungen den einzelnen zu umstricken versuchte‘, durch ‚Pflichtbewusstsein‘ ersetzt hatte. Dies war aus seiner Sicht die bleibende Lektion des Krieges: Der Wille war restlos Herr geworden [...]. Nun erst konnte das Schicksal zu den letzten Proben schreiten, ohne dass die Nerven rissen oder der Verstand versagte.“¹⁹⁸

¹⁹⁶ ebenda, S. 75

¹⁹⁷ KÜHNE, Kameradschaft, S. 69

¹⁹⁸ HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 75

2 Biographische Fragmente

Wie Christa Hämmerle bereits festgehalten hat, ist „ungeachtet seiner vielen Bücher zum Ersten Weltkrieg über den Kriegseinsatz Fritz Webers wenig konkret belegbar“.¹⁹⁹ Auch über sein Leben abseits des Militärs ist die Quellenlage nach heutigem Stand sehr dürftig. Trotz weiterführender Recherchen im Verlauf der Entstehung dieser Arbeit konnten keine umfassenden neuen Informationen sowohl zur Kriegsbiographie als auch zur ‚zivilen‘ Person Fritz Webers gewonnen werden.²⁰⁰ Im Folgenden werden daher hauptsächlich bereits bekannte Quellen²⁰¹ ausführlicher als bisher behandelt sowie kleinere neue Erkenntnisse präsentiert. Zur besseren Übersicht wird das Kapitel in mehrere Abschnitte unterteilt, was die Lücken in Webers Biographie – beachtet man die Länge der einzelnen Unterkapitel – auch visuell verdeutlicht.

2.1 Kriegsbiographie

Weber wurde am 4. Juni 1895 in Wien als Sohn eines Beamten geboren und röm.-kath. getauft, war allerdings ab 1936 konfessionslos.²⁰² In seinem 1936 verfassten Lebenslauf gibt er an, dass seine Vorfahren väterlicherseits Bauern und Webermeister im Waldviertel waren, mütterlicherseits Offiziere und Beamte in Wien. Nachdem er Volksschule und Unter-Gymnasium besucht hatte, absolvierte er die k. u. k. Artillerie-Kadettenschule in Traiskirchen und wurde am 15. März 1915 zum Fähnrich ernannt.²⁰³

2.1.1 Erster Weltkrieg

Seit 23. Mai 1915 war Weber im Kriegseinsatz in Werk Verle, einem Sperrfort auf der Hochfläche Lavarone-Folgaria in Südtirol als Soldat des Festungsartilleriebataillon Nr. 6.²⁰⁴ Dort war er bis zum Sommer 1916 eingesetzt.²⁰⁵ Aus dem Werk stammen

¹⁹⁹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 39

²⁰⁰ vgl. die Einleitung dieser Arbeit, S. 8

²⁰¹ Christa Hämmerle hat zu einem großen Teil die hier verwendeten Archivalien bereits im Zuge der Veröffentlichung ihres Aufsatz „Es ist immer der Mann ...“ (wie Anm. 1) publiziert.

²⁰² vgl. WStLA, Melderegister (wie Anm. 14); BA, POL Ordner Nr. 1702, 5125 A, Lebenslauf vom Juli 1936

²⁰³ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Lebenslauf vom Juli 1936; vgl. auch Wikipedia, Download vom 25.10.2008 (wie Anm. 21)

²⁰⁴ „seit 23. Mai 1915 bis heute am Plateau von Lafraun“. ÖStA, KA, Belohnungsantrag vom 9.6.1916

²⁰⁵ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 39f

Belohnungsanträge vom 26. August 1915 und vom 9. Juni 1916, die ihm „tapferes Verhalten vor dem Feind“ bescheinigten, weswegen er mehrere Verdienstmedaillen erhielt.²⁰⁶

„Lt. Weber ist Kommandant der Traditorenbatterie des Werkes Verle. Durch rasches, wohlgezieltes Feuer störte er im Herbst 1915 die feindl. Arbeiten vor Werk Lusern und brachte dem Feinde viele Verluste bei. Im Jänner bis April unterstützte er oft bei Patrouillengefechten vor dem Werke als Kommandant einer Masch. Gew. Anlage [Maschinen-Gewehr-Anlage; Anm. M.Z.] die eigene Patrouille durch initiative Feuereröffnung. Wiederholt führte er Schutzbeobachtungen mit gutem Erfolge durch. In der Zeit von 15. bis 21. Mai d. J. wirkte seine Batterie durch rasches, wirkungsvolles Feuer an der Artillerievorbereitung der Durchbruchsschlacht von Lafraun mit.“²⁰⁷

Weber war also bereits kurz nach Beginn seines Kriegseinsatzes Kommandant einer Maschinengewehr-Abteilung sowie Kommandant einer Traditorenbatterie, zu dem er am 1. September 1915 ernannt wurde. Gleichzeitig wurde er auch zum Leutnant befördert.²⁰⁸ Als Grund für die raschen Beförderungen ist eine Episode zu sehen, die auch Eingang in Webers Kriegserinnerungen gefunden hat. Er war einer jener beiden Fähnriche, die mit nur 40 Mann Besatzung in Werk Verle geblieben waren, nachdem der Befehlshaber dessen Räumung schon während der ersten schweren Gefechte angeordnet hatte.²⁰⁹

Nach eigenen Angaben in seinen Kriegsbüchern war er nach der Abkommandierung aus dem Werk Verle im Mai 1916 an verschiedenen Kampfpunkten der Südtiroler Front stationiert und so auch Teil der Südtiroloffensive.²¹⁰ Auch die Kämpfe um den Monte Cimone und seine Sprengung im September 1916 erlebte er seinen Schilderun-

²⁰⁶ ÖSTA, KA, Belohnungsantrag vom 26.8.1915. Vgl. auch die Anmerkung „hervorragend erfolgreiches, tapferes, militärisches Verhalten bei Vezzena“ auf dem Belohnungsantrag vom 9.6.1916 (wie Anm. 15). Dafür hatte Weber zum Zeitpunkt des zweiten Belohnungsantrages bereits die silberne Tapferkeitsmedaille I. Klasse und eine bronzene Tapferkeitsmedaille erhalten. Nun wurde zusätzlich die „Bronzene Mil. Verd. Med. am Bande d. Mil. V. Kz. [Bronzene Militär-Verdienst-Medaille am Bande des Militär-Verdienst-Kreuzes] beantragt.

²⁰⁷ ÖStA, KA, Belohnungsantrag vom 9.6.1916

²⁰⁸ ebenda

²⁰⁹ Auf diese Ereignisse wird sowohl in „Granaten und Lawinen“ sowie in „Alpenkrieg“ verwiesen. Vgl. dazu auch Kap. 3.1.2, S. 84f, sowie Kap. 3.2.2.1, S. 119 dieser Arbeit; außerdem HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 40

²¹⁰ vgl. WEBER, Granaten, S. 83-96

gen zufolge mit.²¹¹ Danach war er am Monte Pasubio eingesetzt.²¹² Die Sprengung dieses Gipfels erfolgte allerdings nach Webers Abkommandierung ins Sugana-Tal im April 1917.²¹³ Im August 1917 wurde seine Kompanie an die Isonzofront verlegt, wo er auf der Hermada die elfte Isonzo-Schlacht miterlebte und später in der Nähe von Flitsch die zwölfte.²¹⁴ Schließlich war er auch bei der letzten Offensive der Donaumonarchie im Juni 1918 an der Piave im Fronteinsatz.²¹⁵ Allerdings ist es aufgrund der immer noch ‚verschollenen‘ Personalstandslisten im Wiener Kriegsarchiv nicht möglich, den genauen Kriegseinsatz Webers zu rekonstruieren. Lediglich die Abkommandierung der Festungsartillerie von Verle zum Festungsbatteriebataillon Nr. 1 in Trient, die Ende Mai 1916 erfolgte, ist belegbar.²¹⁶ Jedoch wird ‚in Rezensionen [...] stets betont, dass er ‚den italienischen Krieg [...] vom ersten bis zum letzten Tag an der Front mitgemacht hat.‘²¹⁷ Seinem Personalblatt in der Gauakte ist zu entnehmen, dass er 42 Monate im Fronteinsatz war, was tatsächlich einen fast ununterbrochenen Kriegseinsatz bedeuten würde. Außerdem wird in dieser Akte auch angemerkt, dass er keine ‚Kriegsbeschädigung‘ davongetragen hat.²¹⁸ Die einzigen Anhaltspunkte für den Kriegseinsatz Webers nach der Abkommandierung aus Werk Verle finden sich demzufolge in seinen Kriegsbüchern, wenngleich sich daraus keine Daten feststellen lassen.²¹⁹ Aus ihnen ist auch zu entnehmen, dass er nach dem Zusammenbruch der k. u. k. Monarchie und der Kapitulation der Mittelmächte mit seiner Mannschaft bis nach Wien ins Arsenal marschierte, um dort ‚ordnungsgemäß abzurüsten und ‚Geschütze und Pferde‘ zu übergeben, wofür es [...] angeblich eine ‚Bergeprämie‘ von ‚achtzig Kronen pro Kopf‘ gegeben hat‘.²²⁰ Weber nahm seinen Abschied als Berufsoffizier und wurde als Hauptmann a.D. entlassen.²²¹ Darüber gibt es allerdings unterschiedliche Angaben. So wird aus den Quellen nicht ersichtlich, wann er zum Hauptmann ernannt wurde. Hämmerle vermutet, dass dies erst nach Februar 1918 erfolgt sein

²¹¹ Dem Kampfplatz Monte Cimone ist auch ein eigenes Kapitel in ‚Granaten und Lawinen‘ gewidmet. Vgl. ebenda, S. 97-119

²¹² vgl. ebenda, S. 121-123

²¹³ vgl. ebenda, S. 138. Der Monte Pasubio wurde erst im März 1918 gesprengt. Siehe dazu Kap. 1.2.2, S. 32f, va. Anm. 122 dieser Arbeit

²¹⁴ vgl. dazu die Schilderungen in WEBER, Menschenmauer, S. 12-14 und 21-26 sowie S.81-96

²¹⁵ vgl. WEBER, Piava, va. S. 22-26 und S. 37-41

²¹⁶ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 41

²¹⁷ ebenda

²¹⁸ ÖStA, AdR, Gauakt Fritz Weber, Personalblatt vom 9. Mai 1939

²¹⁹ Vgl. die vier Bände von ‚Das Ende einer Armee‘, die neben den Stationierungen im Gebirge (‚Granaten und Lawinen‘) ja auch den Fronteinsatz am Isonzo (‚Menschenmauer am Isonzo‘) sowie an der Piave (‚Sturm über der Piave‘) zum Thema haben.

²²⁰ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 41; vgl. auch WEBER, Das Ende einer Armee, S. 140f

²²¹ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Lebenslauf vom Juli 1936

kann, da er im Melderegister des Wiener Stadt- und Landesarchivs für den 7. Februar 1918 noch als „Oberleutnant“ bezeichnet wurde.²²² Auch Weber selbst bezeichnete sich in Zeitungsartikeln, die in den 1930er Jahren erschienen, mehrfach als „Oberleutnant a.D.“²²³

2.1.2 Zwischenkriegszeit

Nach Ende des Krieges war Weber zunächst in Wien gemeldet. Hier studierte er 6 Semester Rechts- und Staatswissenschaften, zumindest scheint er in den Meldedaten aus dem Stadt- und Landesarchiv als Student auf, und auch im „Wer ist Wer?“ von 1955 wird auf dieses Studium verwiesen.²²⁴ Außerdem scheint dies auch in seinem Lebenslauf von 1936 auf, in welchem auch vermerkt ist, dass er „das Studium aus Geldmangel auf[gibt]“ und daraufhin „in die Dienste der österr.-ital. Grenzvermessungskommission [tritt]“.²²⁵ Nach der Rückkehr nach Wien begann Weber erstmals schriftstellerisch tätig zu werden und veröffentlichte bereits 1923 seinen „erste[n] schriftstellerische[n] Versuch“, das Festspiel „Morgenröte. Ein deutsches Heldenlied“, welches „vom Deutschen Turnerbund preisgekrönt und ab 1924 vielfach aufgeführt wurde“.²²⁶ Ab Mitte der 1920er Jahre war Weber also offenbar hauptberuflich als Schriftsteller und als Journalist tätig.

Dabei dürfte er sich auch schon früh politisch engagiert haben, nach eigenen Angaben gehörte er von 1919 bis 1932 der Großdeutschen Volkspartei an.²²⁷ Diese ist als politisches Organ des „nationalen Lagers“ in der Ersten Republik in Österreich zu sehen.²²⁸ Bereits ab 1933 war Weber dann allerdings eingetragenes Mitglied der NSDAP. Die Mitgliedskarte der Partei, die im deutschen Bundesarchiv aufbewahrt wird, gibt als

²²² WStLA, Melderegister (wie Anm. 14); vgl. auch HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, Anm. 33, S. 41

²²³ vgl. HÄMMERLE, ebenda; außerdem WStLA, TA, FW, Neues Wiener Tagblatt vom 2.4.1938, S.2, „O Deutschland hoch in Ehren“, sowie WStLA, TA, FW, Neues Wiener Tagblatt vom 29.3.1940, S. 4, „Neue Sturmangriffe“

²²⁴ WStLA, Melderegister (wie Anm. 14); Walter HABEL (Hrsg.), Wer ist Wer?, Das deutsche Who's Who (Berlin 1955) S. 1237,1

²²⁵ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Lebenslauf vom Juli 1936. In den biographischen Angaben in der Wikipedia wird die Arbeit bei der Grenzvermessungskommission zeitlich vor dem Studium eingeordnet. Vgl. Wikipedia, Download: 25.10.2008 (wie Anm. 21)

²²⁶ ebenda. Im „Wer ist Wer?“ (wie Anm. 224) von 1955 wird als Ersterscheinungsjahr 1922 angegeben. Zu den unterschiedlichen Angaben von Erscheinungsjahren vgl. auch Kap. 2.2 dieser Arbeit

²²⁷ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Fragebogen für Mitglieder der Reichsschrifttumskammer

²²⁸ vgl. DOSTAL, Thomas, Die Großdeutsche Volkspartei, in: Emmerich TÁLOS/Herbert DACHS/Ernst HANISCH/Anton STAUDINGER (Hrsg.) Handbuch des politischen Systems Österreichs, Erste Republik 1918-1933 (Wien 1995) S. 195-207, hier besonders S. 195. Vgl. auch Kap. 3.3

Eintrittsdatum den 27. März 1933 an, Ortsgruppe war jene von Unter St. Veit in Wien.²²⁹ Interessant ist dabei, dass laut Auskunft des Oberösterreichischen Landesarchivs auf dem Registrierungs-Meldeblatt für ehemalige Nationalsozialisten als Eintrittsdatum in die NSDAP erst der 15. März 1934 angegeben ist, wonach Weber erst ein Jahr später als auf seiner Mitgliedskarte vermerkt, beigetreten wäre.²³⁰ Eine abschließende Begründung für diese unterschiedlichen Daten konnte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gefunden werden, allerdings wird diese Divergenz weiter unten noch zu besprechen sein.

Christa Hämmerle hat festgehalten, dass Weber neben seiner Parteimitgliedschaft auch Mitglied der SA war.²³¹ Laut eigenen Angaben war er ab Februar 1933 Schriftleiter bei der „Volkszeitung“ Wien „für Roman („Der Feuerkreis der Liebe“) und Kriegswissenschaften“, aber schon im November des gleichen Jahres wurde er wegen Mitgliedschaft des ‚Ringes nationaler Schriftsteller‘ gekündigt“.²³² Danach ging er Ende 1933 nach München und war dort bis 1936 Hauptschriftleiter der „Welt am Sonntag“. Zu dieser Zeit war er auch Mitglied der Reichspressekammer und der Reichsschrifttumskammer. Aus der Reichspressekammer schied er nach eigenen Angaben „freiwillig wegen Berufsaufgabe im März 1936 aus“.²³³ Es ist anzunehmen, dass er Mitte der 1930er Jahre somit seine journalistische Laufbahn aufgab und ab diesem Zeitpunkt nur mehr als selbständiger Schriftsteller tätig war.

Aus den Registrierungslisten des Oberösterreichischen Landesarchivs geht hervor, dass Weber am 13. März 1938 eine Erinnerungsmedaille der NSDAP bekam, wobei unter „Allfällige Bemerkungen“ angeführt ist, dass „die Auszeichnung [...] mir als den [sic!] bekanntesten öst. Kriegsschriftsteller verliehen [wurde]“.²³⁴ Weiters ist aus dem Registrierungs-Meldeblatt zu entnehmen dass er vom 1. November 1934 bis 30. Juni 1936 bei der Bayrischen Verlagsgesellschaft München angestellt war.²³⁵

²²⁹ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, NSDAP-Mitgliederkarteikarte. Als Mitgliedsnummer ist hier 1.529.403 vermerkt.

²³⁰ OÖL, Registrierungslisten (wie Anm. 19)

²³¹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 56

²³² BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Lebenslauf vom Juli 1936

²³³ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Fragebogen für Mitglieder der Reichsschrifttumskammer

²³⁴ OÖL, Registrierungslisten (wie Anm. 19)

²³⁵ ebenda

Bereits kurz nach dem Anschluss kehrte Weber im März 1938 nach Wien zurück. Nach seiner Rückkehr schrieb er darüber in der „Reichspost“ vom 20. März 1938: „Bis 1933 war ich Schriftleiter einer Wiener Tageszeitung. Wegen meiner nationalsozialistischen Gesinnung wurde ich ausgebootet. Ich ging nach München, um für meine Überzeugung offen und mannhaft eintreten zu können.“²³⁶ Daher kann davon ausgegangen werden, dass Weber nicht nur „aufgrund seiner einschlägigen politischen ‚Gesinnung‘ nach Deutschland bzw. ins damalige ‚Altreich‘ [gegangen war], sondern auch wegen seiner Mitgliedschaft in einer in Österreich noch illegalen Partei, was ihm eben besonders dienlich war“.²³⁷

Wieder zurück in Wien, arbeitete er unter anderem für die „Neue Freie Presse“ sowie für das „Neue Wiener Tagblatt“, für das er ebenfalls als Hauptschriftleiter tätig war.²³⁸ In diesem publizierte er neben kurzen Kriegsgeschichten unter anderem auch Artikel, in denen er den Anschluss der „Ostmark“ an das Dritte Reich befürwortete:

„Als am Freitag abend die Stimme des Führers sich erhob, um vor dem Reichstag das gigantische Geschehen der letzten Woche darzulegen und furchtbare Abrechnung zu halten mit den Feinden unsres Volkes, da standen wohl vor Millionen von Deutschen noch einmal die Gespenster der Vergangenheit auf und offenbarten sich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit: all die Qual und das Wissen, dass es kalte Machtgier gewesen ist, die sich im letzten Augenblicke noch bereit fand zu ihrer Behauptung, Hunderttausende in die Hölle eines Bürgerkrieges zu jagen. Wieviel Niedertracht und Haß, wie viel Lüge und sittliche Verlotterung hat doch dieses System entfesselt, das sich christlich nannte und zu seiner Rechtfertigung Gott anrief, ‚von dem alles Recht ausgeht!‘ Wir, die das Glück hatten, diese Jahre deutschen Leides in Oesterreich unter den Fahnen des Dritten Reiches zu leben, sahen die Gespenster noch einmal an den jetzt versunkenen Grenzen stehen und ihren Geifer gegen den Mann speien, dessen Name uns und Millionen Brüdern wahrhaft Gebet ist.“²³⁹

²³⁶ WStLA, TA, FW, Reichspost vom 20.3.1938, 12. Nr. 79. Auf dem Personaldatenblatt in der Gauakte Fritz Webers ist zudem vermerkt, dass er „[...] im Dezember 1933 wegen Zugehörigkeit zur NSDAP als Redakteur entlassen [wurde] und [...] ins Altreich [ging].“ ÖStA, AdR, Gauakt Fritz Weber, Personnalblatt vom 9.5.1939

²³⁷ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 56

²³⁸ vgl. HABEL, Wer ist Wer?, S. 1237, 1

²³⁹ WStLA, TA, FW, Neues Wiener Tagblatt vom 20.3.1938, 9. Nr. 78 „Tagesbericht, Die Stunde des Gerichtes“

Neben seinen schriftstellerischen Tätigkeiten bei verschiedenen Tageszeitungen betätigte Weber sich nun auch als Vortragender der Partei „im militärischen Vortragswesen“.²⁴⁰ So wird in der „Neuen Freien Presse“ auf einen Vortrag Webers in der Wiener Urania hingewiesen.²⁴¹ Auch Fritz Weber selbst kündigt in einer kurzen Zusammenfassung diesen Vortrag in der „Reichspost“ an: „In meinem Uraniavortrag ‚Schulter an Schulter‘ werde ich an hand von 100 Lichtbildern, die den italienischen Krieg vom Meer bis in die Hochalpen hinein lebendig werden lassen, das große Ringen des Weltkrieges aufzeigen.“²⁴²

Außerdem war er auch direkt politisch aktiv. Auf einer im Wiener Stadt- und Landesarchiv verwahrten Karteikarte ist als Funktion „Zellenleiter“ vermerkt.²⁴³ Dies ist insofern interessant, als die anderen vorliegenden Quellen von einer Funktion als „Blockleiter“ sprechen, was im Rang unter dem Zellenleiter stand und sich wohl auf die nach dem Krieg verpflichtende Registrierung von Nationalsozialisten ausgewirkt haben dürfte, worauf noch einzugehen sein wird.²⁴⁴

2.1.3 Zweiter Weltkrieg

Was genau Weber im Zweiten Weltkrieg gemacht hat, ist nach derzeitigem Forschungsstand nicht belegbar. Es ist allerdings im Kriegsarchiv ein Antrag der Gestapo

²⁴⁰ Vom 11. Juli 1940 gibt es eine „dringende Anfrage der Reichspropagandaleitung“ über die „politische Beurteilung“ von Fritz Weber. Als Zweck der Anfrage wird angegeben, dass Weber „im militärischen Vortragswesen eingesetzt werden“ soll. Laut Stempel erfolgt die Verfügung am 26. Juli 1940. ÖStA, AdR, Gauakt Fritz Weber

²⁴¹ „Vier Jahre Waffenbrüderschaft“, ein Urania-Vortrag von dem bekannten Schriftsteller und nationalsozialistischen Kämpfer Fritz Weber, Dienstag den 22. d. um 19:30 Uhr. Der Vortragende wird an Hand von 100 einmaligen Lichtbildern den italienischen Krieg, den er vom ersten bis zum letzten Tag an der Front mitgemacht hat, vom Meer bis zu den Alpen aufzeigen.“ WStLA, TA, FW, Neue freie Presse vom 20.3.1938, 11. Nr. 26410

²⁴² WStLA, TA, FW, Reichspost vom 20.3.1938, 12. Nr. 79. „Vier Jahre Waffenbrüderschaft“

²⁴³ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 56.

²⁴⁴ Block- bzw. Zellenleiter sind Bezeichnungen für Parteifunktionäre der untersten Strukturebene der NSDAP. Ein Block war die kleinste Organisationseinheit in einem Wohngebiet und umfasste etwa 40-60 Haushalte. Die Hauptaufgaben eines Blockleiters bestanden in der Betreuung und Überwachung der Bevölkerung eines Blocks, in der Einhebung von Mitgliedsbeiträgen und Werbung für die Partei und deren Organisationen zu werben. Die nächsthöhere Ebene der Parteistruktur war die Zelle, die 4-8 Blocks umfasste und vom Zellenleiter geführt wurde. Dieser war dem Ortsgruppenleiter unterstellt. Die Hauptaufgaben dieser Funktionäre waren Überwachung, Beobachtung, politischen Beurteilung und Betreuung der Bevölkerung in ihrem Zuständigkeitsgebiet, was vielfach zu Bespitzelungen und Denunziationen führte. Vgl. Wolfgang BENZ/Hermann GRAML/Hermann WEISS (Hrsg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus (München 1998) Block (B.), Blockleiter (Bl.), Blockwart, S. 399,1; ebenda, Zelle, S. 809,2; ebenda, Ortsgruppe/Ortsgruppenleiter, S. 629,1

vom 25. März 1939 an die Gauleitung Wien vorhanden, in dem eine Beurteilung der politischen Gesinnung Webers angefordert wird, weil er „von der Wehrmacht als – Offizier – eingestellt werden [soll]“, ²⁴⁵ was am 14. Juni positiv bestätigt wurde. ²⁴⁶ Ab 1940 dürfte Weber dann im Rang eines Hauptmanns in den Kriegsdienst zur Deutschen Wehrmacht eingezogen worden sein. In der Internet-Enzyklopädie Wikipedia ist zu lesen, dass er die Leitung einer Berichterstattekompanie ablehnte und schließlich nach Griechenland und Jugoslawien kam, wo er „im Stab arbeitete“. Gegen Ende des Krieges sei er dann noch kurz an der italienischen Front gewesen und 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. ²⁴⁷ Diese Kriegsgefangenschaft kann allerdings nicht sehr lange gedauert haben, denn laut dem Oberösterreichischen Landesarchiv war er bereits ab 8. Juli 1945 wieder in Österreich und zwar in Grieskirchen wohnhaft. ²⁴⁸

2.1.4 Nachkriegszeit

Als ehemaliges Mitglied der NSDAP musste Fritz Weber sich nach Kriegsende als Nationalsozialist registrieren lassen. ²⁴⁹ Daher scheint sein Name in den Registrierungslisten der Gemeinde Grieskirchen auf. Auf der Rückseite des Registrierungs-Meldeblatts ist vermerkt, dass Weber als „minderbelastet gem § 17, Abs. (3) Vg. 1947“ eingestuft wurde, was ab 30. Okt. 1947 rechtskräftig war. ²⁵⁰ Dass Weber nicht

²⁴⁵ „Die Verwendung in einer solchen Stellung setzt voraus, dass der hierfür Vorgesehene rückhaltlos hinter dem nationalsozialistischen Staat und der Bewegung steht. Ich bitte daher um Übersendung einer eingehenden politischen Beurteilung des Genannten. Sollten von dort aus Bedenken gegen die beabsichtigte Verwendung bestehen, bitte ich um Bekanntgabe der Gründe, die gegen eine Einstellung sprechen.“ ÖStA, AdR, Gauakt Fritz Weber

²⁴⁶ Das Gaupersonalamt stellte fest, dass „der Genannte im nationalen Sinn gehandelt [hat], einer etwaigen Ernennung wird entsprochen.“ ÖStA, AdR, Gauakt Fritz Weber

²⁴⁷ Wikipedia, Download: 25.10.2008 (wie Anm. 21); vgl. auch HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 42

²⁴⁸ OÖL, Registrierungslisten (wie Anm. 19)

²⁴⁹ Laut § 4 des Verbotsgesetzes mussten sich „alle Personen, die [...] zwischen dem 1. Juli 1933 und dem 27. April 1945 a) der NSDAP oder ihren Wehrverbänden SS oder SA oder b) dem NS-Soldatenring oder dem NS-Offiziersbund angehört haben oder c) Führer in den Wehrverbänden [...] vom Untersturmführer oder Gleichgestellten aufwärts oder Funktionäre in einer sonstigen Gliederung, Organisation oder in einem sonstigen angeschlossenen Verband von dem einem Ortsgruppenleiter der NSDAP entsprechenden Rang aufwärts oder Angehörige der Gestapo oder des SD waren“ in „besonderen Listen“ registrieren lassen. Vgl. Ludwig Viktor HELLER/Edwin LOEBENSTEIN/Leopold WERNER (Hrsg.), Das Nationalsozialistengesetz, Das Verbotsgesetz 1947, Die damit zusammenhängenden Spezialgesetze (Wien 1948) Abschnitt I, S. 48

²⁵⁰ OÖL, Registrierungslisten (wie Anm. 19). Im § 17 des Verbotsgesetzes werden die Einstufungen in ‚belastete‘ und ‚minderbelastete‘ Personen definiert, wobei laut Gesetzestext jene Personen als ‚belastet‘ einzustufen waren, die der SS angehörten, die politische Ämter oder Funktionen an einer bestimmten Hierarchiestufe innehatten sowie Personen, die nach dem Kriegsverbrechergesetz von 1945 rechtskräftig verurteilt waren. Vgl. HELLER, Nationalsozialistengesetz, Abschnitt I, S.51

als „belastet“ eingestuft wurde, liegt offenbar daran, dass er auf einer der untersten Stufen der nationalsozialistischen Hierarchie gestanden hatte, da Mitglieder der SA erst ab einer Stellung vom Untersturmführer aufwärts als „belastet“ eingestuft wurden und Webers politisches Amt als „Blockleiter“ nicht als schwerwiegend genug galt.²⁵¹ Ein weiterer Grund dafür könnte die bereits erwähnte falsche Datums-Angabe seines Parteieintritts sein. Hätte er bei der Registrierung das tatsächliche Eintrittsdatum - den 27. März 1933²⁵² - angegeben, wäre er ein halbes Jahr lang – bis zu seinem Umzug nach München – ein in Österreich lebendes Mitglied einer illegalen Partei gewesen.²⁵³ Obwohl mit Inkrafttreten des NS-Gesetzes von 1947²⁵⁴ der Status des „Illegalen“ nicht automatisch eine Einstufung als „Belasteter“ bedeutete,²⁵⁵ so sollte nach Übereinkunft der sog. „Drei-Parteien-Einigung“²⁵⁶ weiterhin das „Damoklesschwert“ einer „strafrechtlichen Verfolgung“ über den Betroffenen schweben²⁵⁷.

Auf den ersten Blick mag es eigenartig scheinen, dass die Unterschiede bei den angegebenen Eintrittsdaten nicht entdeckt wurden. Es gilt allerdings zu bedenken, dass Österreich ja in vier Besatzungszonen aufgeteilt war und vor allem kurz nach Kriegsende in jeder Zone zunächst andere Bestimmungen - auch über den Umgang mit den ehemaligen Nationalsozialisten – herrschten; die Besatzungsmächte erkannten die Maßnahmen der österreichischen Regierung nur teilweise oder gar nicht an und jede verfolgte ihre eigenen Vorstellungen. Dies änderte sich zwar im Laufe des Jahres 1945, die Zoneneinteilung und die Kommunikationsschwierigkeiten aber blieben bestehen.²⁵⁸ Im Hinblick auf Fritz Webers Vita ist außerdem interessant, dass die Entnazifizierung in den unterschiedlichen Zonen auch unterschiedlich streng durchgeführt wurde. So wurde im Bereich der österreichischen Regierung, vor allem in Wien, besonders streng mit den Entnazifizierungsmaßnahmen begonnen. Deshalb setzten sich

²⁵¹ HELLER, Nationalsozialistengesetz, Abschnitt I, S. 51

²⁵² BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, NSDAP-Mitgliederkarteikarte

²⁵³ Die NSDAP wurde nach blutigen Anschlägen am 19. Juni 1933 verboten. Vgl. Gerhard JAGSCHITZ, Die Nationalsozialistische Partei, in: Emmerich TÁLOS/Herbert DACHS/Ernst HANISCH/Anton STAUDINGER (Hrsg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs, Erste Republik 1918-1933 (Wien 1995) S. 231-244, hier bes. 242f

²⁵⁴ vgl. HELLER, Nationalsozialistengesetz

²⁵⁵ Mit diesem Gesetz galt im Prinzip derjenige als „Belasteter“, der „eine wirkliche Funktion in der Partei gehabt hatte. Vgl. Dieter STIEFEL, Entnazifizierung in Österreich (Wien 1981) S. 119

²⁵⁶ Die „Drei-Parteien-Einigung“ war eine Übereinkunft über die „Grundsätze der Entnazifizierung aufgrund der Parteienverhandlungen zwischen ÖVP, SPÖ und KPÖ“, die am 30. März 1946 veröffentlicht wurde. Im Wesentlichen ging es um die Novellierung des Verbotsgesetzes von 1945. Vgl.

STIEFEL, Entnazifizierung, S. 101

²⁵⁷ ebenda, S. 102

²⁵⁸ ebenda, S. 89f

viele ehemalige Nationalsozialisten nach Westen in die anderen Besatzungszonen, vor allem in die amerikanische Zone ab, wo sie weniger zu befürchten hatten.²⁵⁹ Auch Fritz Weber war ja nach seiner Rückkehr aus dem Krieg lange Jahre in Oberösterreich und Salzburg wohnhaft, was die ‚milde‘ Behandlung bei der Einstufung und die unentdeckte Falschangabe seiner Parteieintrittsdaten erklären könnte.

Allerdings ist bei der Registrierungsbehörde zur Registrierung der Nationalsozialisten für den 18. Bezirk am 10. März 1949 ein Einspruch eingegangen. Es wird aus den vorhandenen archivarischen Dokumenten jedoch nicht klar, wogegen sich dieser Einspruch genau richtete, er könnte sich aber auf die rechtlichen Folgen der Registrierung bezogen haben, wie weiter unten zu besprechen sein wird. Auf jeden Fall dürfte sich der Status des „Minderbelasteten“ positiv auf die Beurteilung von Webers Werken durch die 1948 gegründete „Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur“ ausgewirkt haben.²⁶⁰ Neben den Büchern vieler anderer österreichischer und deutscher Schriftsteller wurden hier auch jene von Fritz Weber auf nationalsozialistisches Gedankengut untersucht, was bei einem entsprechenden Befund bis zum Verbot der Bücher und einem Berufsverbot hätte führen können.²⁶¹ Konkret wurde über die Werke „Morgenröte“, „Feuer auf den Gipfeln“, „Granaten und Lawinen“, „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“, „Das Ende der Armee“, „Isonzo 1915“ und „Isonzo 1917“, „Alpenkrieg“, „Frontkameraden“ sowie über die Romane „Die Trommel Gottes“, „Im Feuerkreis der Liebe“ und „Der zerrissene Himmel“ beraten. Schlussendlich wurden alle genannten Werke freigegeben, es wurde in ihnen also kein Gedankengut im Sinne des Verbotsgesetzes beanstandet.²⁶²

²⁵⁹ ebenda, S. 90. Dieter Stiefel zitiert in diesem Zusammenhang aus einem Artikel in der Arbeiter-Zeitung, in welchem zu lesen ist, dass die „Nazi“ sich in großer Zahl nach Westen abgesetzt hätten, „in jene Gebiete, wo es nicht nur Fleisch und Butter gibt, sondern wo, nach dem allgemeinen Eindruck, allzu viele Nazi unbehelligt geblieben sind.“ Der Artikel erschien in der Arbeiter-Zeitung vom 5.1.1946 mit dem Titel „Das Naziproblem“.

²⁶⁰ Die „Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur“, 1948 gegründet, hatte die Aufgabe „Druckwerke, Vervielfältigungen aller Art, Wandkarten, Atlanten, bildliche Darstellungen aller Art sowie Filmdrehbücher, [...] kurz Druckwerke genannt, unter dem Gesichtspunkt des Verbotsgesetzes 1947 und der in seiner Durchführung ergangenen Verordnung zu prüfen“. Vgl. Claudia WAGNER, Die Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur, Literaturreinigung auf Österreichisch, Dipl.-Arb. (Wien 2005), hier besonders S. 15f. Zur Bilanz der umstrittenen Kommission siehe va. S. 92ff

²⁶¹ Es gab drei Einstufungsgrade: Werke konnten entweder auf eine Verbotsliste oder auf eine Abfertigungsliste gesetzt werden, oder freigegeben werden. Auf die sog. ‚Verbotsliste‘ wurden Werke gesetzt, die nationalsozialistisches Gedankengut im Sinne des Verbotsgesetzes propagierten. Dies hatte Sühneabgaben sowie Berufsverbot zur Folge. Auf eine ‚Abfertigungsliste‘ kamen jene Werke, die „zwar nationalsozialistisches Gedankengut enthalten, aber dieses nicht in propagandistischer Absicht darstellen“. Solche Werke wurden eingezogen, dem Autor drohten aber keine weiteren Straffolgen. Von der Kommission als unbedenklich eingestufte Werke wurden freigegeben. Vgl. ebenda, S. 15f

²⁶² ebenda, S. 76

Dabei ist, wie schon Hämmerle schon festgehalten hat, davon auszugehen, dass Fritz Weber seiner in seinen Publikationen der 1930er Jahre zum Ausdruck gebrachten Linie auch nach 1945 mehr oder weniger treu blieb, was sich aus seinem 1956 erstmals publizierten Buch „Hurra, die Gams! Ein Gedenkbuch für die Soldaten der 5. Gebirgsdivision“²⁶³ schließen lässt. Dieses, für Julius Ringel, General der Gebirgstruppen a. D. verfasste Werk sollte die nunmehr „verhöhnnten und in die Gosse gezehrt[en] Soldatentugenden“ rehabilitieren.²⁶⁴

Hämmerle vermutet, dass Weber nach dem Sturz des NS-Regimes in finanzielle Schwierigkeiten geraten war, weswegen er „Ghostwriter-Tätigkeiten“ wie jene für Julius Ringel angenommen hätte.²⁶⁵ Bedenkt man die „Sühnefolgen“, die registrierten Nationalsozialisten auferlegt wurden, ist dies durchaus plausibel. So hatten auch „Minderbelastete“ wie Fritz Weber eine Sühneabgabe, im Unterschied zu „Belasteten“ allerdings nur einmalig, zu bezahlen und unterlagen außerdem zahlreichen rechtlichen Beschränkungen, die unter Umständen auch die Arbeitsmöglichkeiten einschränkten.²⁶⁶ Ein Indiz dafür wäre auch der Urheberrechtsstreit, den Weber in den 1950er Jahren gegen seinen ehemaligen Kriegskameraden und ebenfalls bekannten österreichischen Erinnerungsproduzenten Luis Trenker²⁶⁷ anstrebte. Weber beschuldigte Trenker, dass Romane, die Trenker veröffentlicht hatte, in Wirklichkeit von Weber selbst geschrieben worden wären und Trenker Honorarvereinbarungen diesbezüglich nicht eingehalten hätte.²⁶⁸ Das Verfahren endete in einem Vergleich und war Häm-

²⁶³ RINGEL, Julius, Hurra, die Gams! Ein Gedenkbuch für die Soldaten der 5. Gebirgsdivision“ (Graz/Göttingen 1956). In einem Zusatz im Untertitel wird Fritz Weber als Verfasser genannt.

²⁶⁴ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 56f

²⁶⁵ ebenda, S. 57

²⁶⁶ Vgl. den § 19 des Verbotsgesetzes, in: HELLER, Nationalsozialistengesetz, Abschnitt I, S. 53ff

²⁶⁷ Zur Person Luis Trenker vgl. Anm. 133 dieser Arbeit.

²⁶⁸ In der Tageszeitung „Die Presse“ vom 12.9.1954 ist zu lesen: „Wie berichtet, hat der Schriftsteller Fritz Weber gegen Luis Trenker die Beschuldigung erhoben, daß Romane, als deren Verfasser sich Luis Trenker bezeichnete, in Wahrheit von Weber geschrieben wurden. Nun übermittelt uns Rechtsanwalt Dr. Norbert Bettelheim im Namen Luis Trenkers eine Erklärung, in der u. a. gesagt wird, Weber sei von seinem Kriegskameraden Trenker nur mit Ausarbeitungen betraut gewesen. Soweit diese grundsätzlich brauchbar waren, habe Luis Trenker sie überarbeitet und dann endgültig formuliert. Weiters bestreitet Trenker, daß Weber an ihn eine Honorarforderung von 60.000 Schilling zu stellen habe. Es sei eine Vereinbarung vorhanden, die am 26. November 1948 abgeschlossen wurde. In dieser sei gestgelegt, daß nach Bezahlung der in dem Übereinkommen genannten Beträge Fritz Weber gegen Luis Trenker keine Ansprüche mehr zu stellen habe. WStLA, TA, Akte Luis Trenker (LT), Die Presse vom 12.9.1954. Konkret ging es um die Urheberschaft der Trenker-Bücher „Sperrfort Rocca Alta“, „Hauptmann Ladurner“, „Der Feuerteufel“ und „Sterne über den Bergen“; vgl. dazu WStLA, TA, LT, Bild-Telegraf vom 30.10.1954. Im Profil vom 20.9.1982 ist zu lesen, dass Weber für „Exposés und „literarische Hilfsarbeiten“ zunächst mit 52.000 Reichsmark und nach dem Krieg noch einmal mit 55.000 Schilling abgefunden worden wäre. Vgl. WStLA, TA, LT, Profil, Nr. 38 vom 20.9.1982

merle zufolge „ein Indiz dafür, dass es um den ehemaligen Offizier und Nationalsozialisten in diesen Jahren finanziell nicht sonderlich gut bestellt war“. ²⁶⁹ Dies stellte Luis Trenker in späteren Jahren in Interviews so dar. ²⁷⁰ Auch der weiter oben bereits erwähnte Einspruch bei der Registrierungsbehörde könnte darauf hinweisen. Gegen diese Annahme oder zumindest gegen strenge Arbeitsbeschränkungen spricht hingegen, dass Weber bereits ab 1948 wieder fleißig publizierte. ²⁷¹ Sofern Weber durch seine „Minderbelastung“ also überhaupt große finanzielle Einbußen, zum Beispiel durch Berufsbeschränkungen, hatte hinnehmen müssen, so wären diese spätestens mit Frühjahr 1948 im Zuge der generellen „Minderbelasteten“-Amnestie ²⁷² aufgehoben worden. Außerdem gab es bereits nach dem Verbotsgesetz von 1945 die Möglichkeit, durch Ausnahmens- und Gnadengesuche etwaigen Bestrafungen zu entgehen. ²⁷³ Mit dem Nationalsozialistengesetz von 1947 wurden die Sühnfolgen bzw. deren Vollstreckung für „Minderbelastete“ verringert; es war beispielsweise möglich, durch einen Sonderbescheid der Entnazifizierungskommission eine Zulassung zu „verbotenen“ Berufen zu erhalten. ²⁷⁴

Wie es Fritz Weber in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich ergangen ist, bzw. wie sich seine Mitgliedschaft bei der NSDAP auf seine finanzielle Lage nach dem Krieg ausgewirkt hat, ist nach dem vorhandenen Quellenmaterial jedoch nicht mit Sicherheit belegbar. Er wohnte auf jeden Fall an mehreren Orten in Salzburg, Oberösterreich und Wien, wo er am 1. Juni 1972 starb. ²⁷⁵

²⁶⁹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S.57

²⁷⁰ ebenda. Hämmerle zitiert hier aus einem Interview, das Luis Trenker mit der Wochenzeitung „Die Zeit“ geführt hat: Felix SCHMIDT, Immer alles gutgegangen. Ein Gespräch mit dem Mann, der die Berge als eine Art Wallfahrtsstätte entdeckte, in: Die Zeit, Nr. 41 vom 30.9.1977, S. 57f

²⁷¹ siehe Kap. 2.2, S. 66

²⁷² STIEFEL, Entnazifizierung, S. 300-314; hier va. S. 307

²⁷³ Der größte Teil der Registrierten, Stiefel spricht von 85 bis 90 Prozent, machte von der Möglichkeit um Ausnahmen oder Gnade anzuschauen Gebrauch. Ebenda, S. 97

²⁷⁴ ebenda, S. 103f

²⁷⁵ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 42; vgl. auch die Meldedaten des Wiener Stadt- und Landesarchivs (wie Anm. 14)

2.2 Publikationen

In diesem Kapitel sollen die hier analysierten Werke Webers dahingehend untersucht werden, mit welcher Intention sie entstanden sind und wie sie von Zeitgenossen wahrgenommen wurden.

Wie bereits erwähnt, startete Weber nach eigenen Aussagen seine schriftstellerische Laufbahn Mitte der 1920er Jahre. Seine bis heute bekanntesten Werke veröffentlichte er in der ersten Hälfte der 1930er Jahre. Zunächst erschienen seine Kriegserinnerungen in den Büchern „Das Ende der Armee“, „Menschenmauer am Isonzo“ und „Sturm an der Piave“ im Jahr 1931, ein Jahr danach folgte „Granaten und Lawinen“. Diese vier Werke wurden später in dem Sammelband „Das Ende einer Armee“ zusammengefasst und bereits kurz nach ihrem Erscheinen in der zeitgenössischen Presse besonders wohlwollend rezensiert:

„Dieses Buch übte mächtige Wirkung, es rüttelte die Geister auf. Und vor allem war es eine Tat der Gerechtigkeit: es sang endlich einmal das Lied von der Treue, von der Tapferkeit, von der Opferwilligkeit der österreichischen Armee. [...] seit Zola und seit Liliencron hat niemand mehr Schlachten so gegenständlich, so packend und mit jener wahrhaft dichterischen Kunst nachschaffender Strategie gestaltet wie Fritz Weber. [...] Er hat uns ein Werk geschenkt, [...] das jeder Kriegsteilnehmer mit tiefster Erschütterung lesen wird, das aber auch all den anderen vieles zu sagen hat. Das Epos vom österreichischen Soldaten, der eine Leistung vollbrachte, die ihm weder die Heimat noch die Geschichte gelohnt haben.“²⁷⁶

Neben dem Vorzug, „dem Leser die großen Zusammenhänge der Kriegsgeschehnisse zu vermitteln und Österreichs großem Heldenkampf bei möglichster Objektivität gerecht zu werden“, wies ihm das „Neue Wiener Abendblatt“ außerdem eine weitere „Leistung“ zu, die Weber „mit den Verfassern berühmter Kriegsbücher zum erstenmal in Wettbewerb“ treten ließ:²⁷⁷

²⁷⁶ WStLA, TA, FW, Neues Wiener Tagblatt vom 10.6.1932. „Das Ende einer Armee“

²⁷⁷ WStLA, TA, FW, Neues Wiener Abendblatt vom 11.11.1932,5. Nr. 313. „Granaten und Lawinen“

„Da in dem neuen Band [„Granaten und Lawinen“, Anm. M. Z.] das Schicksal des Werkes Verle [...] behandelt wird, ergibt sich die künstlerische Notwendigkeit, das Martyrium des Kriegserlebnisses im engsten Umkreis und folglich auch am einzelnen zu schildern. Es geschieht natürlich nicht romanhaft, wie in dem größten Teil der Kriegsliteratur, sondern gleichsam tagebuchartig, so daß der Leser das Gefühl hat, den ungeschminkten Bericht eines Augenzeugen vor sich zu haben, wobei ihm die packende, lebens- und todgetreue Schilderung zwingt, alles mitzerleben.“²⁷⁸

Fritz Weber selbst bezeichnete „Das Ende einer Armee“ später als sein „wesentlichstes“ Buch.²⁷⁹ Auch seine weiteren Werke dieser Jahre fanden großen Anklang beim Publikum.

Interessant, wenn auch für die Zeit nicht ungewöhnlich, ist die Art und Weise, wie Webers Werk wahrgenommen wurde. Hier zeigt sich der „Höhepunkt der konservativen Restauration“, wie Überegger die 1930er Jahre bezeichnete.²⁸⁰ Die Leistungen und Tugenden, die der k. u. k. Armee in diesen wie auch in anderen Texten zugeschrieben wurden, dienten sicher auch dem Zweck, den Mythos „im Felde unbesiegt“ weiter zu tradieren. Den ‚Heldenkampf‘ der Soldaten darzustellen, war auch ein zentrales Anliegen Webers, wie er immer wieder betonte:

„Was ich versucht habe, ist lediglich eines: Den Menschen zu zeichnen, der Held und Märtyrer dieser Tragödie eines sterbenden Reiches war; den unbekanntes Soldaten [...], den Blutzügen einer Armee, welcher die Welt bisher nicht gerecht werden wollte, weil es bequemer war, sie in falschem Lichte zu sehen und sie mit billigen Schlagworten abzutun.“²⁸¹

Der Topos der ‚undankbaren Heimat‘ war ein wichtiger Aspekt in Webers Œuvre. Wie er in dem Vorwort zu „Isonzo 1915“ schrieb, war es ihm wichtig, allen „Ignoranten“ und „Zweiflern“ zum Trotz „die gemeinsame Tat und das gemeinsame Martyrium des Krieges“ darzustellen und für „spätere Geschlechter“, die „reineren Blicks

²⁷⁸ ebenda

²⁷⁹ WStLA, TA, FW, Reichspost vom 20.3.1938, 12. Nr. 79. „Vier Jahre Waffenbrüderschaft“

²⁸⁰ ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma, S. 77-82; vgl. außerdem Kap. 1.3 dieser Arbeit, va. S. 45

²⁸¹ WEBER, Isonzo 1917, S. 125. Vgl. auch Kap. 3.1 zur sakralen Überhöhung von Soldaten in Webers Werk.

eine Epoche überschauen [werden], die ihresgleichen nicht hat an heldischer Größe, Opferfreudigkeit und tragischer Schicksalsverkettung“, zu bewahren.²⁸² Dies verbindet er auch immer wieder mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in der die soldatischen Errungenschaften der k. u. k. Armee in angemessenem Maße gewürdigt würden: „... diese Wahrheit hinüberzuretten in eine ferne Zukunft erscheint mir wichtiger, als der Wunsch unserer Gegenwart, zu vergessen, und damit ihre Wurzeln zu verleugnen“.²⁸³ Dass diese Zukunft mit einem neuen Selbstbewusstsein des deutschen Volkes verbunden sein musste, verwundert angesichts der Biographie Webers nicht. So sollten seine Werke vor allem auch Lehre für die Jugend sein, durch die Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit zu einer ruhmreichen Zukunft zu gelangen:

„Dieses Buch soll aber mehr der Mitwelt, den noch lebenden Soldaten des Alpenkrieges und der Jugend dienen – meinen Kameraden als Erinnerung an eine Zeit, die ihresgleichen nicht hat an heldischer Größe, den Söhnen meiner Kameraden aber als ein schlichter Hinweis auf die Taten ihrer Väter. Ein Volk, das sich selbst achtet, kann seine Vergangenheit nicht aus seinem Dasein streichen. Und weil das deutsche Volk in allen seinen Stämmen so ruhmreichen Anteil hat an der Verteidigung der Alpenländer, wird die Erinnerung daran nicht als ein müßiges Spiel betrachtet werden.“²⁸⁴

Dass Weber bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit bereits sehr früh auch nationalsozialistische Ideologien vertrat, zeigt auch die Tatsache, dass er kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland nach München ging, um für seine „Überzeugung offen und mannhaft eintreten zu können“.²⁸⁵ Offenbar wurde er in Wien als Redakteur bei einer Tageszeitung wegen Zugehörigkeit zur NSDAP entlassen, weshalb er „ins Altreich [ging]“.²⁸⁶ Erst nach dem Anschluss kehrte er nach Wien zurück und „gerierte [...] in der Wiener Presse rasch zum ‚nationalsozialistischen Kämpfer‘ des Ersten Weltkrieges“.²⁸⁷ Auch er selbst stilisierte sich in diese Richtung.

²⁸² WEBER, Isonzo 1915, S. 5

²⁸³ ebenda

²⁸⁴ WEBER, Alpenkrieg, S. 294

²⁸⁵ In einem Artikel in der Reichspost vom 20.3.1938 formuliert er diesen Umstand so: „Bis 1933 war ich Schriftleiter einer Wiener Tageszeitung. Wegen meiner nationalsozialistischen Gesinnung wurde ich ausgebootet. Ich ging nach München, um für meine Ueberzeugung offen und mannhaft eintreten zu können.“ WStLA, TA, FW; vgl. auch HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 55f

²⁸⁶ ÖStA, AdR, Gauakt FW, Personaldatenblatt.

²⁸⁷ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 56. Wie Hämmerle aus dem bereits genannten Artikel der Reichspost von 1938 zitiert, betonte er nun umso deutlicher, dass „das österreichisch-ungarische Heer

Über seinen 1936 erschienen Roman „Die Trommel Gottes“ schrieb er in der Reichspost vom 20. März 1938, dass dieser „ein Versuch [ist], die Geschichte der österreichischen nationalsozialistischen Kampfzeit im Spiegelbild von 1848 darzustellen“.²⁸⁸ Diese „beabsichtigte Analogie des nationalsozialistischen Freiheitskampfes in Oesterreich in unserer Zeit und des Freiheitskampfes 1848 ließ mein Buch in die Kulturbuchreihe als einziges Werk eines Oesterreichers aufsteigen“.²⁸⁹ Im österreichischen Ständestaat wurde dieses Werk laut Weber verboten: „Die österreichische Systemregierung erklärte selbstverständlich die Lektüre meines Buches für verboten und bedachte die Leser desselben mit hohen Strafmandaten. Doch alle Maßnahmen nützten nichts, es fand trotzdem viele begeisterte Leser in Deutschösterreich.“²⁹⁰

Trotz solcher Tendenzen und Aussagen erfreuten sich Webers Werke auch nach 1945 großer Beliebtheit. Vor allem seine Kriegsbücher wurden immer wieder neu aufgelegt und werden bis heute als Referenzwerke für den Ersten Weltkrieg genannt.²⁹¹ Neben den hier analysierten Kriegsbüchern hat Weber zahlreiche weitere Werke veröffentlicht, wobei in den verschiedenen Quellen immer wieder unterschiedliche Angaben über die Erscheinungsdaten auftauchen. So erschienen bereits in den 1930er Jahren die Romane „Die Toten der Svea“ (1930) und „Im Feuerkreis der Liebe“ (1938).²⁹² Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war Weber literarisch tätig. In den 1940er und 1950er Jahren publizierte er die Romane „Der zerrissene Himmel“ (1948), „Der römische Brunnen“ (1943), „Die Irrfahrten des Martin Rupp“ (1952), „Der Mann von Rinn“ (1949), „Der Berg schweigt“ (1951), „Das Paradies ohne Engel“ (1957) und „Unsterbliche Geliebte du!“ (1960).²⁹³

eine deutsche Schöpfung war und nur mit dem Rückgrat der Deutschen jene soldatischen Leistungen erbringen konnte, deren wir uns als Deutschösterreicher fürwahr nicht zu schämen brauchen“. WStLA, TA, FW, Reichspost vom 20.3.1938

²⁸⁸ WStLA, TA, FW, Reichspost vom 20.3.1938, 12. Nr. 79. „Vier Jahre Waffenbrüderschaft“

²⁸⁹ ebenda

²⁹⁰ ebenda

²⁹¹ „Alpenkrieg“ beispielsweise wurde erst 1996 vom österr. Milizverlag in 8. Auflage herausgegeben und als „eindringliche Erlebnisschilderung der Kämpfe im Ersten Weltkrieg“ beworben. Vgl. <http://www.miliz.at/bücher/10.htm>; Download vom 14.11.2008 „Das Ende einer Armee“, die 3 „Isonzo“-Bände sowie „Alpenkrieg“ wurden unter den Titeln „Tappe della disfatta“, „Dal Monte Nero a Caporetto“ und „Guerra sulle Alpi“ sogar auf Italienisch übersetzt.

²⁹² vgl. Wikipedia, Download vom 25.10.2008 (wie Anm. 21). Außerdem werden in der Auflistung die Werke „Sperrfort Rocca Alta (1938), „Der Feuerteufel“ (1940), „Hauptmann Ladurner“ (1940) und „Sterne über den Gipfeln“ (o.J) als Werke Fritz Webers genannt, die von Luis Trenker publiziert wurden.

²⁹³ ebenda

3 Die Kriegsliteratur Fritz Webers – Eine Analyse

Wie bereits am Beginn dieser Diplomarbeit kurz angesprochen, waren die Kriegsliteraten ein wesentlicher Faktor in der kollektiven Erinnerung.²⁹⁴ Sie traten nicht nur als ‚Sammler‘ von Kriegserinnerungen auf und tradierten Soldatenmythen häufig nicht einfach nur weiter, sondern sie waren zu einem großen Teil bewusste Konstrukteure eines bestimmten Kriegsbildes. Dass die Werke von Kriegsschriftstellern mitunter großen Einfluss auf das kollektive Gedächtnis hatten und zum Teil noch haben, zeigt schon allein die Tatsache, dass es unzählige Medien gab, die diese an Erwachsene, aber auch an Jugendliche vermittelten. Der bereits 1917 veröffentlichte „Wanderer zwischen den Welten“ von Walter Flex²⁹⁵ war an die deutsche bürgerliche Jugend gerichtet und wurde, wie Thomas Kühne es ausdrückt, zum „Kultbuch“. Andere bekannte Namen der – zumal deutschen – Kriegsliteratur waren Franz Schauwecker²⁹⁶ oder – noch heute nicht nur in Historikerkreisen ein Begriff – Ernst Jünger²⁹⁷. Daneben gab es aber auch noch Literaten des ‚linken‘ Lagers, von denen Erich Maria Remarque²⁹⁸ wohl der bekannteste ist.²⁹⁹

²⁹⁴ vgl. die Einleitung dieser Arbeit, S. 5

²⁹⁵ Walter Flex war an verschiedenen Kriegsschauplätzen in Litauen und an der Westfront stationiert. Seine Erlebnisse verarbeitete Flex in seinem erstmals 1917 publizierten überaus erfolgreichen Buch ‚Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegererlebnis.‘ Der Text wurde als nationalpatriotische Verherrlichung des Krieges verstanden. Noch während des Krieges wurde die Novelle zum Bestseller. Später wurde Flex als Prototyp eines nationalkonservativen Autors durch die Nationalsozialisten instrumentalisiert. Der Roman erreichte bis 1939 eine Gesamtauflage von 682.000 Exemplaren und war somit einer der erfolgreichsten und wohl auch einflussreichsten Texte über den Ersten Weltkrieg in der Zwischenkriegszeit. Thomas F. SCHNEIDER, Flex, Walter, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 494f

²⁹⁶ Franz Schauwecker nahm als Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teil. Nach dem Krieg arbeitete er als freier Schriftsteller. Der Durchbruch gelang ihm mit dem Kriegsbuch „Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege“ von 1919, das 1927 auch unter dem Titel „Das Frontbuch“ erschien. Ein weiteres bekanntes Werk war der Roman „Aufbruch der Nation“ von 1930. In seinen Büchern propagierte er den Aufstieg eines neuen Reiches und den deutschen Soldaten als Vorkämpfer eines solchen. Während der Zeit des Nationalsozialismus erreichten seine Werke hohe Auflagen, nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlichte er allerdings nichts mehr. Vgl. Walther KILLY/Rudolf VIERHAUS (Hrsg.), Deutsche Biographische Enzyklopädie, 8, (München 1998), S. 578; Heinz RUPP/Carl Ludwig LANG, Deutsches Literatur-Lexikon, Biographisch-bibliographisches Handbuch, 14 (Bern 1992) S. 318

²⁹⁷ vgl. Anm. 108

²⁹⁸ Erich Maria Remarque war selbst als Soldat an der Westfront, allerdings nur für kurze Zeit. Ab Juni 1917 an der Ypern-Front stationiert, erlitt er bereits Ende Juli 1917 eine schwere Verwundung und war danach bis Kriegsende in einem Lazarett. Nach dem Krieg begann er als Schriftsteller zu arbeiten. Sein bekanntestes Werk „Im Westen nichts Neues“ wurde 1928/29 erstmals veröffentlicht. Der Roman erreichte bereits im ersten Jahr seit seinem Erscheinen eine Auflage von 1 Mio. Exemplaren allein in Deutschland. Das demokratische Feuilleton vereinnahmte ihn als Antikriegstext, wohingegen sowohl Kommunisten als auch Nationalsozialisten den Roman umso heftiger ablehnten, je größer der Erfolg war. 1930 wurde ein Aufführungsverbot für die Verfilmung des Romans erlassen und 1933 wurden Remarques Texte in Deutschland überhaupt verboten und verbrannt. „Im Westen nichts Neues“ wurde in mehr als 50 Sprachen übersetzt und erreichte eine geschätzte Gesamtauflage von 30 bis 40 Mio. Exemplaren. Das Buch gilt bis heute weltweit als einer der bedeutendsten kriegskritischen literarischen

In Österreich sind außer dem hier behandelten Fritz Weber vor allem Luis Trenker und nach dem Zweiten Weltkrieg der Militärgeschichtler Heinz von Lichem³⁰⁰ als bekannteste „Erinnerungsproduzenten“ des Ersten Weltkrieges an der Südwestfront zu nennen.

Wie positioniert sich nun Fritz Weber innerhalb dieser Erinnerungskultur? Die österreichische Militärgeschichtswissenschaft sieht in Weber, wie noch gezeigt werden soll, gern den österreichischen Remarque. Dies blieb lange unwidersprochen. Erstmals Kritik an dieser Zuordnung geübt hat Christa Hämmerle, die sich entschieden gegen eine Gleichsetzung von Weber und Remarque wehrt. Dieser Vergleich mit Remarque ist allerdings, wie Hämmerle feststellt, nicht neu. Bereits von den Zeitgenossen wurde diese Zuschreibung getroffen und in einer Einzelausgabe seines Buches „Sturm an der Piave“ wird sein Werk am Ende des Bandes in einer Verlagsanzeige sogar als viel weitreichender als Remarques „Im Westen nichts Neues“ bezeichnet.³⁰¹

„Fritz Weber wird immer wieder, in Briefen und Besprechungen, der österreichische Remarque genannt. Er ist aber mehr als das. Denn er bringt nicht wie die vielen Kriegsdichter Erlebnisse kleiner Gruppen und Gefühle einzelner, sondern spiegelt in seinen Werken das Schicksal eines Reiches im Ablauf eines Feldzuges.“³⁰²

Webers Werke „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“ werden „in höchstem Sinn“ als „Volksbuch vom Krieg gegen Italien“ beschrieben, wobei die „eherne Wahrheit“ seiner „schlichte[n] Worte“ jeglichen Umdeutungsversuchen „späterer Geschlechter“ entgegenstehen würden.³⁰³ Diese zweifellos als eine Absatz fördernde zeitgenössische Werbestrategie anzusehende Einschät-

Texte zum Ersten Weltkrieg. Thomas F. SCHNEIDER, Remarque, Erich Maria, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 791f. Thomas Schneider hat auch eine umfassende Biographie Remarques herausgebracht: Thomas F. SCHNEIDER, Erich Maria Remarque. Leben, Werk und weltweite Wirkung (Osnabrück 1998)

²⁹⁹ KÜHNE, Kameradschaft, S. 39

³⁰⁰ vgl. HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 51. Heinz von Lichem hat bis in die 1990er Jahre zahlreiche Arbeiten zur Südwestfront des Ersten Weltkrieges verfasst, unter anderem: Der einsame Krieg (München 1974); Spielhahnstoß und Edelweiß – Die Geschichte der Kaiserschützen (Graz 1977) und das aus drei Bänden bestehende Werk Gebirgskrieg 1915-1918 (Bozen 1996-1997)

³⁰¹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 37-39

³⁰² WEBER, Piave, S. 133

³⁰³ ebenda

zung Webers setzte sich über die Jahre fort und hat, wie schon gesagt, bis heute keine grundlegende Kritik erfahren. Vielmehr ist Fritz Weber ein viel zitierter und bekannter Augenzeuge des Ersten Weltkrieges geblieben und das nicht nur in der österreichischen Militärgeschichtswissenschaft, sondern auch in der österreichischen Erinnerungskultur, wie Hämmerle durch Verweis auf einschlägige Websites und Literaturlisten belegt. Besonders bezeichnend für diese Annahme ist die Ankündigung zu einer Neuauflage von Webers Buch „Alpenkrieg“ durch den Milizverlag der Österreichischen Offiziersgesellschaft im Jahr 1996, in dem es heißt, dass es sich bei diesem Buch nicht einfach „um eindringliche Erlebnisschilderung der Kämpfe gegen Italien im Ersten Weltkrieg“ handle, sondern dass Weber eben auch der „Remarque der Dolomitenfront“ sei.³⁰⁴

Es sollen in diesem Kapitel zunächst verschiedene Aspekte von Männlichkeit in Webers Kriegsliteratur, ausgehend von den vier Bänden von „Das Ende einer Armee“ („Granaten und Lawinen“, „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“) über „Frontkameraden“ und die drei „Isonzo“-Bände bis zu „Alpenkrieg“ angesprochen und separat einer genauen geschlechtergeschichtlichen Analyse unterzogen werden. In einem zweiten Schritt werden Webers Männlichkeitskonstrukte in den größeren Kontext des Forschungsdiskurses zu Kämpfermythen des Ersten Weltkrieges eingeordnet und in einem letzten Schritt die Tendenzen zu einem Kämpfertypus aufgezeigt, der ganz eindeutig in die Richtung des nationalsozialistischen Kämpfers weist.

³⁰⁴ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 37-39

3.1 Facetten von Krieg und Männlichkeit

Um einen besseren Zugang zu Webers Männlichkeitskonstruktionen zu bekommen, werden zuerst verschiedene Aspekte des Weltkrieges und einzelne, vorderhand voneinander zu trennende, Elemente soldatischer Männlichkeit in seinem Œuvre beleuchtet. Dabei ist jedoch zu beachten, dass es sich zunächst um Einzelfacetten handelt, die im Gesamtkontext von Webers Werk oftmals eine andere Bedeutung erhalten. Wie Hämmerle treffend bemerkt, werden sie vielfach „durch zahlreiche andere und gegenläufige Inhalte und Deutungsmuster konterkariert oder gar aufgehoben“³⁰⁵. Es sollen darum diese Einzelaspekte in einem zweiten Schritt zu einem Gesamtbild des „Gebirgskriegers“ zusammengefügt werden und Webers Position im Kontext der Kämpfermythen des Ersten Weltkriegs beleuchtet werden. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, soll dies in Anlehnung an die bisherigen Forschungen dazu erfolgen, darüber hinaus jedoch vor allem auf die nationalistischen bzw. deutschnationalen Tendenzen in Webers Werk fokussieren.

3.1.1 Der Krieg als ‚heiliges‘ Abenteuer

Ein wesentlicher Aspekt in der Weber'schen Erzählung ist das Pathos in der Sprache. Dies äußert sich in verschiedener Weise. Einerseits in der Überhöhung der Landschaft, in der dramatischen Darstellung von Wetter und Naturgewalten, die dem Geschehen des Krieges eine epische Bedeutung geben – der Kampf wird nicht nur gegen den Feind geführt, sondern auch gegen die Naturgewalten; andererseits in der sakralen Überhöhung der Soldaten.

„Lautlos schwebt ein großer, dunkler Raubvogel im blaßgrünen Morgenhimmel, und es ist, als lösche sein Flügelschlag das letzte Flimmern der Gestirne aus. Tief unten dampft der Atem der Erde – er achtet es nicht. Felszacken, wuchtige Finger aus hartem Gestein greifen nach ihm – er überwindet sie in mächtiger Kehre. Gipfel ragen, Eiswüsten drohen – was sind sie ihm? Stark und sicher tragen ihn seine Schwingen. Er ist allem entrückt was atmet und hofft und glaubt und fürchtet. [...] Er ist wie das Schicksal ...

³⁰⁵ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 46

Da und dort hängt rosiges Gewölk im Unendlichen – erster Widerschein des Lichts, erste Verheißung des jungen Tages. Heller wird der Himmel, sanftes, samntenes [sic!] Blau friedlich ausgespannt, und die Bergspitzen glühen aller Lichttrunkenheit übervoll. Firnschnee, eben noch bleich und wächsern wie die Stirn eines Toten, ergießt sich als flüssiges Gold in das Schattendunkel der Hochwälder. Wasser blinken auf und zeichnen ihr silbernes Geäder ins graue Antlitz der Erde. [...] Strahlen zucken herauf, blitzende Speere, ins satte Blau des Frühlingshimmels geschleudert, und die Sonnenscheibe erscheint über dem Rand der Welt, siegreich, mit lodernder Uebergewalt, als hübe Gott selbst eine ungeheure Monstranz in die atemstille Weihe dieses Morgens.
Der Tag ist da. ³⁰⁶

Dies ist der Beginn von „Alpenkrieg“ und obwohl auf diesen ersten Seiten der Krieg gegen Italien noch nicht begonnen hat, wir befinden uns Anfang Mai 1915, ist doch bereits zu Beginn der Erzählung schon das ganze epische Ausmaß zu erahnen, das dieser Krieg an der Südwestfront in der Weber’schen Beschreibung annehmen wird. „Die Dolomiten“, dieses „Wunder“, das „Gott hier aus seinen Meeren steigen [ließ]“³⁰⁷, wird nun mit Ausbruch des Krieges gegen Italien zum Schauplatz des „großen Ringens der Völker“³⁰⁸. Immer wieder, vor allem am Beginn der Bücher „Alpenkrieg“ und „Granaten und Lawinen“, werden die Anziehungskraft und das „göttliche Schöpfungswunder“ des Gebirges beschworen:

„Jahrmillionen lebten und starben Muscheltiere in diesen Meeren, sanken leblos als ein ununterbrochener Regen hinunter in dunkle Tiefen, häuften sich, wurden Masse, wurden Stein. Und Nacht war immer um sie, Jahrmillionen lang.
*Bis dann eines ungeheuren Tages als der alte Leib der Erde sich streckte zu neuem Gebären und hinaufdrückte, was unten war, und hinunterriß, was das sengende Licht der Sonne gesehen hatte. Da entstand am Rand des dampfenden Meeres ein neuer Wall festen Bodens: Kalkgipfel, Massen jungen Gesteins, den ewigen Wassern entboren. [...]“*³⁰⁹

³⁰⁶ WEBER, Alpenkrieg, S. 7f

³⁰⁷ ebenda, S. 49

³⁰⁸ Diese Phrase zieht sich in mehreren Abwandlungen durch alle hier behandelten Werke Webers, siehe z.B. WEBER, Granaten, S. 119, sowie WEBER, Alpenkrieg, S. 13

³⁰⁹ WEBER, Alpenkrieg, S. 49

Selbst während der Krieg schon in vollem Gange ist, bleibt immer noch Zeit, die Erhabenheit der Szenerie zu bewundern: „Die Nacht ist wundervoll. Der hohe Himmel, die scharfen Schatten der Hausruinen, ein phantastisches Bild der Zerstörung und des Friedens zugleich, [...]“³¹⁰.

Wie bereits in Kapitel 1 ausgeführt, wurde schon während des Krieges das Identifikationspotential der Hochgebirgsfront publizistisch genutzt.³¹¹ Auch Fritz Weber vergisst nicht, das Gebirge als Ort der Sommerfrische und Erholung in Erinnerung zu rufen:

*„Noch nicht hundert Jahre ist es her, seit man die Gipfel der Zentralalpen erstmalig zu besteigen versuchte. An die Dolomiten wagte man sich erst viel später. Damit aber war ein Paradies entdeckt, von dem man bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Die Zahl derer, die das Wunder sehen wollten, wuchs von Jahr zu Jahr.“*³¹²

Dieser Hinweis auf die Alpen als ein allseits bekanntes „Paradies“ erzeugte einen hohen Identifikationsgrad. Weber stand mit dieser dramatischen und überhöhenden Darstellung des Gebirges ganz in der Tradition der Weltkriegsberichterstattung, in welcher die Gebirgsfront zu einem „Paraderaum österreichischer Kriegspublizistik“ wurde.³¹³ Die propagandistische Verwertbarkeit von Ost- und Westfront waren begrenzt, was unter anderem auch am Gelände lag, das, wie Christian Rapp festhält, keinen „nachhaltigen publizistischen Wert“ hatte und sich somit schlecht darstellen ließ. Die Landschaft der Alpen hatte im Unterschied zu jener flachen und monotonen in Galizien ein viel größeres Potential „sprachlich fixiert“ werden zu können und somit ‚Begeisterung‘ hervorzurufen.³¹⁴ So konnte der Krieg hier im Gegensatz zu anderen Kriegsschauplätzen viel länger und einfacher als „Abenteuer“ dargestellt werden, in welchem ‚ein Mann noch Mann sein‘ könne. „Der Krieg mit seinen hundertfältigen Abenteuern stand [...] groß vor aller Augen“³¹⁵, ist nur eine von vielen Formulierungen, in denen das Abenteuerliche des Kriegseinsatzes an der Alpenfront betont wurde.

³¹⁰ WEBER, Granaten, S. 92

³¹¹ vgl. Kap. 1.2, S. 35f; RAPP, Last Frontiers, va. S. 236f

³¹² WEBER, Alpenkrieg, S. 51

³¹³ RAPP, Last Frontiers, S. 237

³¹⁴ ebenda

³¹⁵ WEBER, Frontkameraden, S. 79

Die Gefahren des Krieges wurden mit den Gefahren der Naturgewalten in Verbindung gebracht, gegen die der Mensch im Gebirge schon seit jeher zu kämpfen hatte.³¹⁶

Weber nutzt die Beschaffenheit dieser Landschaft, die dem Soldaten sowohl psychische als auch physische Kräfte abverlangt, nun dazu, dem Kriegsgeschehen und damit den Soldaten, die den Krieg in dieser Umgebung erleben, eine Bedeutungssteigerung zukommen zu lassen. Den Menschen, die in dieser Umgebung an der Front standen, schreibt er ganz besondere Eigenschaften zu. Ihr Handeln wird sakral überhöht, ebenso wie ihr Sterben. Dabei muss betont werden, dass Weber die Auswirkungen des Krieges auf den Menschen nicht etwa verharmlost, vielmehr stellt er Schmerz und Tod durchaus in drastischen Bildern dar. Es fallen jedoch immer wieder auch in seinen Beschreibungen der Soldaten christliche Begriffe auf, die dem Sterben einen höheren Sinn beimessen. So ist häufig die Rede von „Märtyrern“³¹⁷ oder dem „ewige[n] Infanterist[en], der eine Dornenkrone trägt“³¹⁸ und „das Golgatha der Menschheit [gesehen hat]“³¹⁹. Diese Wortwahl lässt nicht viele Interpretationsmöglichkeiten offen, Weber setzt die Soldaten mit dem Heilsbringer der Christenheit gleich. Im christlichen Glauben stirbt Christus den Tod am Kreuz zur Erlösung seiner Gemeinschaft. Durch den Vergleich mit Christus wird auch der Tod des Soldaten mit einem Sinn versehen. Er erleidet den „Märtyrer“-Tod nun allerdings nicht mehr für eine gläubige Gemeinschaft, sondern für seine Heimat, für das Vaterland.³²⁰

„Er hat das Golgatha der Menschheit gesehen; ihre grauenvollste Tragödie, ihren Wahn und ihre Wunden. Er hat sie dort gesehen, wo tiefste Erniedrigung und höchster Opferwille zusammenfließen in ein Ecce homo, das nie verlöschen wird in seinem Herzen.“³²¹

Diese Gleichsetzungen mit Christus ziehen sich quer durch die vier Bücher von Webers „wesentlichstem Werk“³²², wie er „Das Ende der alten Armee“ selbst bezeichnet hat, und rücken so den Aspekt des „Getötet werden“ in den Vordergrund. Der Soldat

³¹⁶ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 51f

³¹⁷ siehe z. B. WEBER, Piave, S. 41: „Die Tausende lenkten alle Höllen der feindlichen Abwehr auf sich, um der alten Armee noch einmal den Weg zum Sieg zu bahnen – jeder von ihnen ein Winkelried und Märtyrer zum Heil des Ganzen.“

³¹⁸ WEBER, Alpenkrieg, S. 227

³¹⁹ WEBER, Menschenmauer, S. 55

³²⁰ KÜHNE, Kameradschaft, S. 29

³²¹ WEBER, Menschenmauer, S. 55

³²² vgl. Kap. 2.2, S. 64

ist nicht Täter, sondern Opfer. Und dieser Opfertod ist nicht sinnlos, sondern erfolgt „zum Heil des Ganzen“³²³ und verspricht dem Opfernden, der christlichen Mythologie folgend, darüber hinaus auch Auferstehung und „ewiges Leben“.³²⁴ So wird der Krieg gegen Italien zu einem ‚heiligen Abenteuer‘, in dem der Soldat sein Leben für ein höheres Ziel hingibt, weswegen der Heldentod auf dem Schlachtfeld niemals sinnlos sein kann.

Dies stellt allerdings nur einen Interpretationsstrang in der Weber’schen Darstellung von Sterben und Tod dar. Wie Hämmerle bereits angemerkt hat, hält er sich zudem meist an die „Erzählstrategien der Umschreibung und Abstrahierung“, die generell in soldatischen Berichten über die Kriege des 20. Jahrhunderts wirksam waren.³²⁵

Mit der Technisierung des Krieges veränderten sich die Kampfabläufe dramatisch. Waren in den Kriegen des 19. Jahrhunderts noch weitgehend Mann-gegen-Mann Kämpfe für die Kriegsführung ausschlaggebend, so gewannen nun „Distanzhandlungen“ mithilfe von Maschinengewehren und Artillerie-Batterien zunehmend an Bedeutung. Damit änderte sich auch das Töten, nun wurde immer häufiger gegen einen unsichtbaren Feind gekämpft und somit auch ein unsichtbarer Gegner getötet.³²⁶

Aribert Reimann hat anhand von Briefen deutscher und englischer Frontsoldaten Erzählstrategien analysiert, mit denen über den Tod und vor allem über das aktive Töten berichtet wird.³²⁷ Er unterscheidet dabei zwischen mehreren narrativen Strategien: „die Entmenschlichung des Feindes, die den Gegner zum bloßen Objekt umformuliert, die Distanzierung des Tötungshandelns, die das Töten anonymisiert und technisiert, sowie die aus der eigenen Opferrolle heraus legitimierte Rache an den Feinden.“³²⁸ Dabei sind vor allem die Strategie der „Distanzierung des Tötungshandelns“ sowie die Betonung der eigenen Opferrolle für die Interpretation von Webers Werk interessant. So kann gesagt werden, dass es, um eine soziale Bindung zwischen Front und Heimat

³²³ WEBER, Piave, S. 41 (wie Anm. 317)

³²⁴ KÜHNE, Kameradschaft, S. 29

³²⁵ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 44

³²⁶ REIMANN, Soldaten Töten, S. 307. Zur Technisierung des Krieges allgemein siehe auch Kap. 1.2 dieser Arbeit. Literatur über den technisierten Krieg auf Deutschland bezogen ua. Thomas FLEMMING, Industrialisierung und Krieg, in: Rolf SPILKER/Bernd ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, Der industrialisierte Krieg 1914-1918 (Bramsche 1998), S. 55-67

³²⁷ ebenda, S. 307-319

³²⁸ ebenda, S. 318f

herzustellen, notwendig war, das Töten im Krieg durch „camouflierende Sprache“ kommunizierbar zu machen.³²⁹

„Peitschenknall von oben, dem ein gellender Aufschrei folgt. [...] Im nächsten Augenblick prasselt es, als wäre die Hölle losgelassen. Und da ist auch das Maschinengewehr wieder. Sein Bellen, das Zischen seiner Geschosse schneidet trocken, kalt, unsagbar ernüchternd durch die Nebelluft. [...] Man sieht nichts als ein paar halbzerfetzte spanische Reiter auf den wenigen weißen Flecken, die das Wüten der Granaten übriggelassen hat. Sie feuern sinnlos hangaufwärts, um irgend etwas zu tun in diesen grauenerfüllten Minuten. Aber immer wieder zuckt einer zusammen, schnellt hoch, rollt beiseite. Manche tragen Schneemäntel. Sie sind über und über voll dunkler Flecken – Schlamm aus Schnee und Erde, Blut, das aus den zersiebten Körpern tropft [...] Jammern und Fluchen da, dort – und von oben das Knattern, der Taktschlag des Maschinengewehrs, das Singen und Pfeifen der Geschosse ...“³³⁰

In dieser Beschreibung eines Angriffs der Italiener auf dem Col di Lana zeigt sich die Tendenz zur „Umschreibung“ deutlich: Töten an sich wird zwar nicht gänzlich verschwiegen. Aber es geht, wie Kühne bemerkt, „im Tumult des Kampfes unter“³³¹. Während das Sterben der italienischen Soldaten selbst in diesem kurzen Absatz in drastischen Worten dargestellt wird, bleibt unklar, „wer hier wen mordet oder ob das massenhafte Morden [...] nicht nur einfach geschieht“³³². Das Maschinengewehr ist plötzlich „wieder da“. Derjenige, der es bedient, bleibt anonym. Diese Legitimationsstrategie zieht sich durch Webers Kriegsdarstellung, die Abstrahierung des Tötens überwiegt die Darlegung der aktiven Tötungshandlung bei weitem. Damit wird der einzelne Soldat von Verantwortung freigesprochen. „Nicht der einzelne tötet, sondern der Krieg.“³³³ Dies wird auch an anderen Stellen deutlich, wenn „Kartätschschrapnells [...] ein paar Wahnwitzige, die sich bis an [den] Drahtverhau vorgewagt haben, [zersieben]“ und das „Gewehrfeuer [...] von den Stützpunkten her [knallt]“.³³⁴ „Zersiebt“

³²⁹ ebenda; vgl. auch KÜHNE, Massen-Töten, S. 14

³³⁰ WEBER, Alpenkrieg, S. 77

³³¹ zitiert nach KÜHNE, Massen-Töten, S. 42

³³² ebenda

³³³ ebenda

³³⁴ WEBER, Granaten, S. 31

werden „die Wahnwitzigen“ also nicht von einem Menschen, der die Waffe bedient, sondern von der Waffe selbst, einen anderen Akteur gibt es nicht.

Eine weitere narrative Strategie, die bei Reimann beschrieben wird, findet sich ebenfalls bei Fritz Weber: Gleichgültigkeit und Zynismus. Der Krieg wird „ironisiert“. Dabei geht es, Reimann zufolge, einerseits um eine „im zynischen Modus formulierte Distanzierung vom erlebten Grauen, das übermächtig zu werden drohte“; auf der anderen Seite sieht er darin aber auch eine angestrebte „Selbststilisierung zum abgehärteten Helden“.³³⁵ Es ist davon auszugehen, dass für Weber bei Formulierungen, die Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschehen vermitteln sollen, zweites Motiv ausschlaggebend ist, da er, im Gegensatz zu den von Reimann untersuchten Soldatenbriefen, einen literarischen Anspruch verfolgt und seiner Leserschaft eine generelle Botschaft über den Krieg vermitteln will, wie sich in der folgenden Passage zeigt:

„Was weißt du vom Krieg, Mutter? Was ahnst du und alle Mütter dieser weiten Erde von den Schlachtfeldern, über die wir gegangen sind? Was von der Eiskälte des letzten Augenblicks, die sich tausend- und abertausendmal um unsere Herzen krampfte? Nasse Schuhe? Ein bisschen Malaria? Wir haben das Sterben geübt, den Abschied vom Licht. Wir haben es so lange geübt, bis wir stumpf wurden gegen alles Menschenleid, gegen fremdes und eigenes. Die Erde ist hart und das Leben eine schwere Last. Niemand hat uns dazu erzogen, wir mussten es selbst tun. Und eure Sorge, diese Sorge der Ahnungslosen, ruft nur mehr ein wehmütiges Lächeln der Erinnerung an die Kindheit in uns wach.“³³⁶

Der Soldat in Webers Erzählung wird also gleichgültig gegenüber dem tausendfachen Tod, den er an der Front gesehen hat. Dies macht ihn aber aus Webers Perspektive zu einem besseren Kämpfer, da er die „schwächenden“ Gefühlsregungen seines ‚zivilen Ichs‘ durch die harte ‚Schule‘ des Krieges endlich abgelegt hat. Auf diesen Aspekt des ‚abgehärteten Helden‘ wird im Folgenden noch einzugehen sein.³³⁷

³³⁵ REIMANN, Soldaten Töten, S. 317f

³³⁶ WEBER, Piave, S. 86f

³³⁷ vgl. Kap. 3.2.1, S. 110-115 dieser Arbeit über die Tendenzen zu einem gefühllosen „Maschinenkämpfer“

Reimann spricht eine weitere Erzählstrategie an, die sich in den von ihm untersuchten Soldatenbriefen findet. Dabei geht es um die Darstellung der eigenen Opferrolle. Wenn es um das Töten und Sterben im Krieg ging, so sei vor allem über die eigenen Opfer geklagt worden, die Leiden der Gegner blieben jedoch vornehmlich ausgeblendet. Das Sterben der eigenen Kameraden wurde demnach in viel drastischeren und ausführlicheren Worten geschildert als der Tod der Gegner. Das aktive Töten hingegen blieb in den Briefen ein Tabuthema.³³⁸ Auch diese Erzählstrategie wendet Weber an. Die Leiden und das Sterben der eigenen Truppen werden besonders ausführlich, oft über mehrere Seiten hinweg thematisiert, wobei vor allem die Heldenhaftigkeit hervorgehoben wird, mit welcher die Soldaten ihre Aufgabe trotz der großen Opfer, die sie bringen müssen, erfüllen. Dies soll an einem Abschnitt aus „Sturm an der Piave“ illustriert werden, in dem Weber auf sechs(!) Seiten das Sterben der österreichischen Pioniere beschreibt, deren Einheit beim Versuch in der letzten großen Offensive der k. u. k. Armee im Juni 1918 die Piave zu überqueren vernichtet wird:

„Aber die Brücke wächst und wächst, immer neue Eisenkähne werden von den Tollkühnen hinausgestoßen. Da und dort schlägt ein Volltreffer in die dichtbesetzten Pontons, Menschen treiben im Wasser, verschwinden mit fuchtelnden Armen, tauchen wieder auf, kämpfen verzweifelt um ihr Leben, werden vom Gewicht ihrer Ausrüstung erbarmungslos in die Tiefe gezogen. [...] Infanterie läuft die Böschung hinunter, geht im Laufschrift über die schwankende Brücke. Da und dort ein Schrapnell, das mit heißem Blei in sie schlägt. [...] Aber die ersten sind drüben [...] schon atmen wir auf [...] als plötzlich eine schwarze Rauchwolke aus der Mitte der Brücke springt. Volltreffer! Das schmale Band ist entzwei, die Trümmer schwimmen den Fluß hinunter. [...] Da geschieht das Unfaßliche! Die Pioniere machen sich ein zweitesmal an die fürchterliche Arbeit. [...] Ich schließe schauernd die Augen. Öffne sie wieder. Die Sonne brennt auf meinen Rücken, aber mich friert vor Entsetzen. Helft ihnen, helft ihnen, das ist nicht auszuhalten! Sie laufen auf dem schmalen Gerippe hin und her, legen Pfosten auf Pfosten, werden im Laufen getroffen, stürzen, fallen ins Wasser [...] Das feindliche Feuer wettet ohne Unterlaß, aber es ist, als hätte der blinde Zufall mehr Einsehen mit dem Heldenwerk der Pioniere als der Mensch es mit dem Menschen hat; [...] Da und dort splittern Balken, fallen

³³⁸ REIMANN, Soldaten Töten, S. 313

*Menschen, andere hasten über die Leiber der Gefallenen hinweg, links und rechts schlagen Granaten ein, doch kein Volltreffer zertrümmert den Bau. Österreich-Ungarns Pioniere, die Helden der Donau- und Save-Übergänge, haben am 15. Juni 1918 traurigen Angedenkens ihren ehrenvollsten Tag erlebt. Er war zugleich der Tag ihrer Vernichtung.*³³⁹

Weber verharmlost den Krieg also nicht etwa und stellt durchaus Schmerz und Tod dar, wie bereits erwähnt wurde. An einigen wenigen Stellen zeigt er auch seine aktive Rolle beim Töten, wie noch zu zeigen sein wird, doch in der Hauptsache bleibt die Opferrolle immer dominant.³⁴⁰ Wie Thomas Kühne bemerkt hat, sind aktives Töten und passives Getötet werden „unmittelbar aufeinander bezogen“. Indem der Soldat seinen möglichen Tod pflichtergeben in Kauf nimmt und somit die Rolle eines Märtyrers einnimmt, legitimiert er sich auch als Tötender.³⁴¹ Kühne zitiert einen auf seine Wehrmachtszeit zurückblickenden Bundeswehroffizier mit den Worten:

*„Für den Soldaten, der im klassischen Krieg kämpft, ist die Frage, ob er mordet oder tötet, falsch gestellt. Denn der Mann an der Front lebt im Dauerzustand der Notwehr. Er tötet und wird getötet.“*³⁴²

Da sich der Soldat also ständig in einer „Notwehr-Situation“ befindet, ist er gleichzeitig Opfer und Täter, jedoch so viel mehr ein potentiell Opfer, dass die Täterschaft über ethischen Zweifel erhaben ist. „Der tötende Täter ist sakrosankt, weil er gleichzeitig die vom Tod bedrohte Rolle des Opfers innehat.“³⁴³

Es lässt sich also auch für Weber feststellen, dass es nicht *die* Sprache des Tötens gibt, sondern dass stattdessen, wie Reimann auch für Feldpostbriefe der deutschen und englischen Soldaten analysiert hat, mehrere narrative Erzählstränge nebeneinander bestehen, die gemeinsam dem massenhaften Töten Sinn geben sollen.³⁴⁴ Thomas Kühne weist auf den immensen Aufwand an Sinnstiftungen hin, mit dem das Töten im Krieg legitimiert wird; wie hier gezeigt wurde, treffen diese auch auf die Kriegsberichte

³³⁹ WEBER, Piave, S. 33-40

³⁴⁰ vgl. den Exkurs über Webers Selbstdarstellung

³⁴¹ KÜHNE, Massen-Töten, S. 45

³⁴² zitiert nach: ebenda

³⁴³ ebenda

³⁴⁴ REIMANN, Soldaten Töten, S. 319

Webers zu. Inwiefern jedoch Kühnes Aussage, dass Kriegserzählungen vom Leiden am Krieg und nicht von der Lust am Krieg handeln, ebenfalls für das Weber'sche Œuvre gilt, soll im Folgenden geklärt werden.³⁴⁵

³⁴⁵ KÜHNE, Massen-Töten, S. 14

3.1.2 Kameradschaft

Einen besonderen Stellenwert in Webers Erzählungen, vor allem in seinem autobiographischen Erinnerungsbuch „Das Ende einer Armee“, nimmt die Darstellung der Frontkameradschaft, von der immer wieder zu lesen ist, ein. Formulierungen wie „ein treuer Kamerad“ oder Sorge um „das Schicksal unserer Kameraden“ ziehen sich durch das gesamte Werk. Mit „Frontkameraden“ hat Weber diesem Thema sogar ein eigenes Buch gewidmet und damit einigen seiner Kameraden, darunter Luis Trenker, ‚ein Denkmal gesetzt‘.

In seinen Erzählungen von der Kriegskameradschaft verbindet er immer wieder gemeinsam erlebte Schlachten, in denen sich die Kameraden durchwegs „heldenhaft“ verhalten, mit Episoden aus Kampfpausen, in denen er die ‚zivile‘ Seite seiner Kampfgefährten kennenlernt. Häufig geht dies mit der Darstellung der jeweiligen Lebensgeschichte außerhalb des Militärs einher. Dabei wechseln einander humorige Geschichten über ‚spitzbübische‘ Taten einzelner Kameraden mit ‚sachlich dokumentierenden‘ Episoden ab, welche die Familie des jeweiligen Soldaten betreffen. Zu ersterer Kategorie gehört sicher die Darstellung Luis Trenkers, dessen ‚uriges‘ Tiroler Gemüt gleich durch mehrere Geschichten belegt wird:

„Besonders gefährlich war er, wenn ihn irgend etwas freudig erregte. Einmal kam er in den Verbandraum, der uns als Offiziersmesse diente, ergriff einen Sessel und schlug ihn mit einem Schwung in tausend Splitter. [...]

‚I han an Briaf kriagt.‘

‚Na und?‘

‚Von aner Gitsche (Mädchen). Und dös gfreit mi halt scho damisch. Da muaß i all’s derschlag’n was mir in die Pratz’ kimmt.‘

Die Dame hätte uns leicht ein halbes Dutzend Sessel kosten können.“³⁴⁶

Als Beispiel für einen ‚sachlichen‘ Zugang zur Person eines Kameraden steht exemplarisch die Geschichte des „Hauptmann Diebold“:

³⁴⁶ WEBER, Frontkameraden, S. 12

„Diebold war einmal aktiver Offizier gewesen, jetzt aber Postbeamter in einem schlesischen Städtchen. Er hatte wegen seiner Heirat quittiert, wegen einer Frau, von der er kaum ein Wort sprach. Was ihm an Lebensfreude blieb, sammelte sich um die Gestalt seiner Tochter, eines Mädchens von sechzehn oder siebzehn Jahren. Er zeigt mir ihr Bild [...] und [...] lächelt dem Bild zu, als sähe er die Kleine leibhaftig vor sich. ‚Du müsstest sie kennen, um zu verstehen, wie sehr ich an ihr hänge [...] Weiß Gott, in diesen Jahren hätte ich daheim sein sollen. Jetzt würde sie mich brauchen.‘ [...] An seiner Bluse hängt das blaugelbe Bändchen des Kronenordens. Aus welcher Hölle er sich diese Auszeichnung geholt hat, weiß ich nicht; aber ich glaube, auch das hat er um des kleinen Mädchens willen getan, hat es getan, um Major zu werden und 200 Kronen mehr im Monat für sein Kind sparen zu können.“³⁴⁷

Beide „Frontkameraden“, Trenker und Diebold, beweisen später, unabhängig von ihrer persönlichen Lebensgeschichte, im Kampf ihr ‚wahres‘ Soldatentum. So „entpupp- te sich Luis Trenker als der opferfreudige Kamerad und unerschrockene Soldat, der im Gedächtnis aller, die ihn damals kannten, fortleben wird“³⁴⁸; Hauptmann Diebold er- weist sich als „schneidiger Kerl“, dem Weber große „Bewunderung für [dessen] per- sönlichen Mut“³⁴⁹ entgegenbringt.

Durch diese Art der Erzählung lässt Weber seine Leserschaft an der ‚menschlichen‘ Seite der Soldaten teilhaben. Dies ist eine Erzählstrategie, die nicht nur auf Webers Werk beschränkt ist; vielmehr wurde der Mythos vom ‚guten Kameraden‘, der trotz der erlebten Gräu- el des Krieges seine ‚Menschlichkeit‘ bewahrt hatte, eine die kollektive Erinnerung der Zwischenkriegszeit dominierende Strategie. Wie Thomas Kühne bemerkt, wahrt der Soldat durch sein ‚Kamerad-Sein‘ seine zivile Identität. „Der Ka- meradschaftsmythos erzählt von einer das Handeln und die Befindlichkeit der Solda- ten in allen Situationen überwölbenden ‚Menschlichkeit‘ und stattet sie mit einer sak- ralen Aura aus.“³⁵⁰ Dies tritt bei Weber wiederum in Verbindung mit der bereits im vorhergehenden Kapitel erläuterten, generellen sakralen Überhöhung des Soldatenle- bens an der Front. Sein Verhalten als ‚guter Kamerad‘ rückt den Soldaten zusätzlich

³⁴⁷ ebenda, S. 92

³⁴⁸ ebenda, S. 12

³⁴⁹ ebenda, S. 93

³⁵⁰ KÜHNE, Kameradschaft, S. 48f

in die Nähe eines Heiligen. Der ‚wahre‘ Kamerad ist immer bereit, sein Leben für den anderen zu opfern, der einfache Soldat für seinen Vorgesetzten ebenso wie der Offizier für seine Mannschaft. Doch auch in kleinen Dingen zeigt sich diese ‚Natur‘ des Kameraden, wie ein von Kühne verwendetes Zitat zeigt:

„Nicht einer ist unter uns, / Der nicht den letzten Bissen Brot / Mit den anderen geteilt hat, / Nicht einer, der nicht dem verwundeten Kameraden / Die blutende Wunde verbunden. / Nicht einer ist unter uns, / Der nicht gefühlt hätte: Bruder, / Nicht einer dem nicht mit dem Freunde / Ein Stück seines Herzens zerriss.“³⁵¹

Ähnliche Formulierungen finden sich auch bei Fritz Weber. Vor allem in „Das Ende der Armee“ weist er immer wieder auf den noch zu Kriegsende intakten Kameradschaftsgeist der Frontsoldaten hin:

„Und wie immer und überall auch in dieser Hölle noch das große Wunder der Kameradschaft aus Erinnerung an gemeinsame Leiden steigend, Zeichen einer tiefen Verbundenheit aller, die dem Schlachtentod ins Auge sahen: Männer, die ihren wankenden Bruder stützen, sein Gepäck schleppen, mit ihm zurückbleiben, seine geschundenen Füße in reine Lappen hüllen; die ihre Taschenuhr, ihren Ehering bieten, um einen Wagenplatz zu ergattern für den Erschöpften; die ihre letzte Brotrinde mit ihm teilen, ihre letzte Zigarette hingeben, um neuen Lebensmut in ihm wachzurufen.“³⁵²

Der Soldat lebt in einer solchen Darlegung in einer Welt, die er nicht selbst geschaffen hat, einer Welt „voller Morden“, in deren „göttliche Wirklichkeit“ er sich aber „schicksalsergeben“ fügt, wie Kühne schreibt. In dieser Welt, die voller Gräuel ist, vermögen es die Soldaten ‚Mensch‘ zu bleiben, was sie durch ihre Kameradschaft beweisen. Sie sind also „stets in der Lage, von der kriegerischen Identität in die zivile zurückzukehren“.³⁵³

³⁵¹ zitiert nach: KÜHNE, Kameradschaft, S. 49. Dieses Zitat stammt ursprünglich aus der Kriegsgräberfürsorge 1931/4

³⁵² WEBER, Ende, S. 80

³⁵³ KÜHNE, Kameradschaft, S. 48f

„Und hätte dieses grässliche Erleben auch alles ausgetilgt, was den Menschen vom Raubtier unterscheidet, ein Wort überstrahlt den Kahlschlag der Seelen mit unauslöschlichem Glanze: Kameradschaft. Heilige und Helden erstanden in ihrem Namen. Die Geringsten tauchten in die Glorie ihres Lichtes, ja gerade sie, die unbekanntes und ungenannten Märtyrer des großen Ringens.“³⁵⁴

In Webers mythisch verklärter Beschreibung der Frontgemeinschaft sind nahezu alle Soldaten, egal welchen Ranges, „gute Kameraden“. Mit dieser Darstellung steht Weber allerdings nicht allein. Obwohl es kurz nach Ende des Krieges noch viele Stimmen gab, die diese Form der Frontkameradschaft eher als Ausnahme, denn als Regel beschrieben, so wurde sie in der kollektiven Erinnerung in bald zur Selbstverständlichkeit.³⁵⁵ Diese Erinnerungsstrategie bewirkte, dass aus dem Chaos und von widersprüchlichen Kriegserlebnissen am Ende Sinn und Ordnung entstanden. Durch die Verklärung der Kameradschaft als allgemeinen Zustand des Frontlebens konnte aus all dem Negativen des Krieges etwas durchwegs Gutes entstehen. Dass der Mythos dabei nicht völlig der Wahrheit entsprach, tat ihm keinen Abbruch. Es war auch gar nicht seine Funktion, der Kriegswahrheit differenziert gegenüberzustehen. Vielmehr sollte er es, wie andere Kriegsmymen auch, möglich machen, mit der Vergangenheit umzugehen: „Seine Wahrheit war nicht die der Widersprüche, Konflikte und Ungereimtheiten der kriegerischen Vergangenheit. Seine Wahrheit war die, welche die Gegenwart brauchte, um mit jener Vergangenheit leben und die Zukunft gestalten zu können.“³⁵⁶

Ein weiterer Effekt dieser Einbettung des Einzelnen in die Gemeinschaft der Soldaten ist das Aufheben einer persönlichen Schuld, da der Soldat im Kollektiv der „Frontkameraden“ untergeht und die Schuldfrage somit obsolet wird. Dies verbindet sich wiederum mit den bereits im vorangegangenen Kapitel dargelegten „Erzählstrategien der Umschreibung und Abstrahierung“.³⁵⁷ Auf die Soldatengemeinschaft bezogen bedeutet dies allerdings nicht die Abstrahierung der Tötungshandlung, sondern der Soldat hat die Gewissheit, dass er durch die Einbindung in eine Gruppe, nämlich die Frontgemeinschaft, moralisch entlastet wird. „Wer mit der Gemeinschaft handelte und tötete, den traf auch keine persönliche Schuld für das, was er tat.“ Zugleich „atmete die

³⁵⁴ WEBER, Ende, S. 127

³⁵⁵ KÜHNE, Kameradschaft, S. 49

³⁵⁶ ebenda, S. 50f

³⁵⁷ vgl. Kap. 3.1.1 dieser Arbeit

Kameradschaft“ im Unterschied zu „kaltem Befehl“ oder „spröder Pflicht“ außerdem „die Wärme der Gemeinschaft.“³⁵⁸

Die Erinnerung an diese „Gemeinschaft“ zeigt sich in unterschiedlichen Ausprägungen. Während das ‚linke‘ Lager in den Zwischenkriegszeit einen egalitären Kameradschaftsmythos konstruierte, blieb die Aufrechterhaltung der militärischen Hierarchie in der Kriegserinnerung des ‚rechten‘ Lagers ein wesentlicher Faktor.³⁵⁹ Wie lässt sich nun Fritz Webers Konstrukt der „Frontkameradschaft“ in diesen Kontext einordnen?

Weber konstruiert nur auf den ersten Blick eine egalitäre Kameradschaft, in die jeder, gleich welche soziale Stellung er im zivilen Leben hat und auf welcher Stufe er in der Militärhierarchie steht, eingebunden ist. Man gewinnt zunächst den Eindruck, dass ‚wahre‘ Kameraden sowohl einfache Soldaten, aber auch hochrangige Offiziere sein können. So gehören die in „Frontkameraden“ beschriebenen Soldaten verschiedenen militärischen Rängen sowie unterschiedlichen Gesellschaftsschichten an. Bei genauere Betrachtung der Texte fällt jedoch auf, dass nur jene Soldaten namentlich erwähnt werden, die einen Offizierstitel tragen. Die unterschiedlichen Ränge beziehen sich allein auf Offiziersränge. Einfache Mannschaftssoldaten ohne militärische Titel gehen im Gegensatz dazu in die Masse der Frontkameradschaft zwar ein aber darin auch unter.³⁶⁰ Diese strikte Abgrenzung nach unten zeigt eine deutliche Tendenz Webers zu einer „hierarchisch gegliederten“ Kriegskameradschaft, die „ihre Grenzen entlang der militärischen Rangordnung und anderer im Laufe des Krieges geschaffenen Hierarchien unter Männern“ hat.³⁶¹

Ein weiterer Beleg dafür ist auch, dass über Feindschaften, Animositäten oder Schickalen seitens Vorgesetzter im Weber’schen Œuvre so gut wie nichts zu finden ist. Nur in Ausnahmefällen wird auf mangelnde Führungsqualitäten hingewiesen, wie zum Beispiel beim Kommandanten des Werks Verle, einem gewissen „Oberleutnant Gimpelmann“³⁶², der beim ersten schweren Artillerieangriff einen Nervenzusammenbruch erleidet und somit seinen Pflichten als starke Führungspersönlichkeit nicht gerecht

³⁵⁸ KÜHNE, Kameradschaft, S. 88

³⁵⁹ ebenda, S. 81f

³⁶⁰ Vgl. dazu auch Kap. 3.3 dieser Arbeit, in dem unter anderem die Rolle von nicht-deutschen Soldaten, denen Weber wenig Bedeutung beimisst, und die ebenfalls nur im Kollektiv dargestellt werden, behandelt wird.

³⁶¹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 45

³⁶² vgl. WEBER, Granaten, S. 13

werden kann.³⁶³ Anhand dieser Episode lässt sich zwar eine „Form der Vergemeinschaftung unter gleichrangigen Männern“ erkennen, der „auch die Funktion eines Schulterchlusses nach oben zukam“, wie Hämmerle es in Anlehnung an Kühne ausdrückt,³⁶⁴ ein „Schulterchluss“ ist allerdings nur deshalb möglich, weil sich der Kommandant durch seinen Zusammenbruch als ‚Nicht‘-Mann erweist, dem die Ehre der Kameradschaft somit nicht zusteht.

Da auch Weber Offizier war, verwundert seine Darstellung nicht. Nach Kühne definierten Offiziere Kameradschaft so, dass zwar „nicht die gesellschaftliche Stellung oder ehemalige Vorgesetzte als solche“ zählten, dass „zur Kameradschaft [...] aber auch unbedingtes Vertrauen [gehört]. Ohne Führer und Gefolge aber gibt es kein gemeinsames Handeln.“³⁶⁵ Diese Definition von Kameradschaft deckt sich augenscheinlich mit jener Fritz Webers. In seinem Œuvre finden sich mehrfach Passagen, in denen davon die Rede ist, dass „Befehle gehorsam“ befolgt werden oder die Soldaten ihrer „Soldatenpflicht“ nachkommen. Somit kann gesagt werden, dass der Kameradschaftsmythos bei Fritz Weber anders ausgerichtet ist, als der linksliberale Mythos, wie er zum Beispiel bei Remarque zu finden ist.³⁶⁶

Das Festhalten an der strengen militärischen Hierarchie und der Notwendigkeit, für einen erfolgreichen Feldzug einen starken Offizier an der Spitze der Mannschaft zu haben, äußert sich an mehreren Stellen in der bewundernden Darstellung von militärischen Führungspersonen, so zum Beispiel im Hinblick auf den Oberst Ellison von Nidlef³⁶⁷, dessen Person sich in fast jeder Weber’schen Publikation über den Krieg im

³⁶³ „Es fehlte nur die Erlaubnis des Kommandanten. Ohne ihn durften wir das Feuer nicht eröffnen. Papak ruft in der Kasematte des Oberleutnants an. Niemand meldet sich. Anruf in der Telephonzentrale. Gimpelmann müsse erst geholt werden. Wieso? Ja, er sei – im Keller. Wir sehen einander an. Der Kommandant im Keller? Endlich die Stimme des Gesuchten, verstört, verzweifelt: ‚Was ist denn schon wieder los?‘ Papak meldet unsere Beobachtung und bittet um Feuererlaubnis. Die Antwort ist vernichtend. Sie lautet: ‚Macht, was ihr wollt!‘“ WEBER, Granaten, S. 25f. Die ganze Episode wird von S. 25-29 erzählt. Vgl. auch Kap. 3.2.2.1, S. 119 dieser Arbeit, in welchem die Episode um Kommandant Gimpelmann im Hinblick auf den Verlust von dessen Männlichkeit analysiert wird.

³⁶⁴ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 45

³⁶⁵ KÜHNE, Kameradschaft, S. 35

³⁶⁶ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann ..., S. 45

³⁶⁷ Otto Freiherr Ellison von Nidlef (* 1868, + 1947) war General der k. u. k. Armee. Er besuchte die Technische Militärakademie und war unter anderem im Geniestab, im Technischen Militärischen Komitee und als Lehrer an der Kriegsschule tätig. Im Ersten Weltkrieg war er zunächst Kommandant der Sperrgruppe Vezzano-Lavarone. 1917 wurde er mit dem Maria-Theresien-Orden ausgezeichnet. Später war er als Brigadier am Pasubio und zuletzt Chef des Luftfahrtwesens und Kommandant der Luftstreitkräfte. Er wirkte entscheidend in der Entwicklung von modernen Panzergeschützen im Gebirge und gab Anregungen zur Konstruktion schwerer Mörser. Vgl. Öst. Akad. d. Wiss., Österreichisches Biographisches Lexikon, S. 243,1f

Gebirge finden lässt. Als besonders bezeichnende Formulierung für ihn sei hier eine Stelle aus „Frontkameraden“ zitiert, wo Nidlef ein eigenes Kapitel gewidmet ist:

„[...] die Besatzungen dieser drei Werke [Verle, Cima di Vezzena, Lusern; Anm. M. Z.] waren [dennoch] entschlossen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Und dieses Wunder an Widerstandskraft, dieser Kampfgeist am Rande der Vernichtung entstammte der Seele eines Mannes, den ich für den tüchtigsten Frontsoldaten halte, der mir während des großen Ringens begegnete: dem Obersten Otto Ellison von Nidlef. [...] Oberst Ellison wog [...] alles auf. Es gab kein Feuer, das ihn abgehalten hätte, immer wieder in den Werken zu erscheinen und den Besatzungen Mut und Vertrauen zuzusprechen. Wir mussten ihm, Mann für Mann, das Ehrenwort geben, dass Verle nur über unsre Leichen hinweg in Feindeshand fallen würde.“³⁶⁸

Die Befehle Ellison von Nidlefs werden in Webers Perspektive nicht nur aus reinem Zwang heraus befolgt, durch sein Verhalten wird er zu einem „guten Kameraden“, er ist einer, der das Vertrauen seiner Mannschaft genießt und für den man auch in ‚hoffnungslosen Lagen‘ noch kämpft.

Dass die Gemeinschaft der „Frontkameraden“ in Webers Darstellung zum größten Teil aus fähigen Männern besteht, ist wohl nicht schwer zu erraten. Im Zentrum seiner Kameradschaftsphantasien stehen neben den Kaiserjägern³⁶⁹ die Einheiten der Standschützen³⁷⁰. An diesen lässt sich ein Aspekt von Webers Erinnerungsproduktion auf-

³⁶⁸ WEBER, Frontkameraden, S. 30

³⁶⁹ Die Kaiserjäger wurden 1815 gegründet, nachdem Tirol in das System des „durch Konskripton aufzustellenden stehenden Heeres einbezogen“ wurde. Die zunächst vier Bataillone waren der stehende Teil des Heeres, der in Tirol und Vorarlberg bereit sein sollte. Bei der Gründung stellten die „Jäger“ ein relativ neues Element innerhalb der Infanterie dar, sie sollten neuen taktischen Grundsätzen folgend, „Feuerkraft und Bewegung besser verbinden; dazu wurden sie mit weiterreichenden und moderneren Waffen ausgerüstet und leichter adjustiert. Sie sollten sich im Gelände gedeckt in Schwarmlinie bewegen und den Feind durch gezieltes, wirksames Feuer bekämpfen. Ursprünglich wurde für solche Formationen vornehmlich Jagd- und Forstpersonal rekrutiert.“ Vgl. EISTERER, Kaiserjäger, va. S. 105f

³⁷⁰ Die Geschichte der Standschützen geht zurück bis ins Mittelalter. Unter Kaiser Maximilian I. wurde erstmals festgeschrieben, dass die Tiroler selbst für die Verteidigung des Landes zu sorgen hatten, im Gegenzug allerdings vom Kriegsdienst in der kaiserlichen Armee befreit waren. In den folgenden Jahrhunderten waren die Standschützen immer wieder ausgerückt und erwarben eine „geradezu legendäre Popularität“. Die Wehrhoheit Tirols bestand formal bis 1816. Mit der zunehmenden strategischen Bedeutung Tirols gegenüber dem Königreich Italien und der Auswirkungen der Idee eines Präventivkrieges gegen Italien wurde die Rolle der Standschützen in der Landesverteidigung aufgewertet. Die Meldung zu den verschiedenen Schießständen war freiwillig, allerdings konnten die eingetragenen Schützen von der Heeresführung zu Wehrzwecken eingezogen werden. Geplant war zunächst, 42-60jährige in die Landesverteidigung einzubauen, da die Einschreibung zu den Standschützen aber auch bereits

zeigen, der beweist, dass er in der Darstellung des Kameradschaftsmythos politisch dem rechten Lager zuzurechnen ist, wie folgende Zitate deutlich machen:

„Den Grundstock der Verteidigung bildete auch hier das „letzte Aufgebot“ Tirols, die Standschützen, die man im Frühjahr 1915 eiligst bewaffnete und uniformierte. Was diese Freiwilligentruppe leistete, wie sie sich schlug, das wird immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Alpenländer bleiben.“³⁷¹

Und im ersten der drei Isonzo-Bände schreibt er:

„Diesem letzten Aufgebot [...] kann man den Schutz der Alpenländer ruhig anvertrauen. Sind sie auch der Zahl nach gegen den drohenden Angreifer in erschreckender Minderheit, so sind es doch Männer, denen Soldatentum aus einer langen Ahnenreihe im Blut liegt und die vor allem um ihre engste Heimat fechten. Sie sind schlecht ausgerüstet und bewaffnet, sie wissen kaum etwas von militärischem Drill; aber das Gewehr in ihren Händen ist eine furchtbare Waffe und der Feueratem der Begeisterung lässt sie jede Mühsal, jede Gefahr ertragen.“³⁷²

Dass die Standschützen, die in Webers Darstellung häufig mit denselben lobenden Worten bedacht werden, wie seine ‚uneingeschränkten Helden‘ des Gebirgskrieges, die Kaiserjäger, in Wirklichkeit einen sehr schweren Stand innerhalb der Fronttruppen hatten, zeigen Kriegserinnerungen ehemaliger Standschützen recht deutlich. Da diese Einheiten zu einem großen Teil aus Männern bestanden, die wenig oder keine militärische Erfahrung hatten, waren die Kommandanten darauf bedacht, vollwertige Truppen aus ihnen zu machen. Dabei wurde häufig nicht ‚zimperlich‘ mit den Soldaten umgegangen; mit idealistischen Schlagworten wie ‚Heimatliebe und freiwilliger Einsatz‘ oder ‚Eigeninitiative‘, wie auch Fritz Weber sie gerne in seine Erzählungen einfließen lässt, konnten die Offiziere nichts anfangen.³⁷³ Exemplarisch soll hier nur ein Beispiel für Fronterfahrungen jenseits verklärender Kameradschaftserinnerungen zitiert werden:

16-jährigen offenstand, gelang auch die „Erweiterung“ des Wehrpotentials nach unten. Vgl. HARTUNGEN, Standschützen, S. 61-63

³⁷¹ WEBER, Alpenkrieg, S. 53

³⁷² WEBER, Isonzo 1915, S. 22f

³⁷³ HARTUNGEN, Standschützen, S. 79

„Es spottet jeder Beschreibung, mit welcher Verachtung die Leute behandelt wurden. ‚Saustandschütze‘, ‚Ihr Hunde‘ und noch andere schöne Ausdrücke waren an der Tagesordnung. Wenn Kadettaspirant Sch. kam, so war immer der Revolver zuerst zu sehen, bevor der Herr Kadett das Zelt selbst betrat. Selbstverständlich wurden die Schützen stets mit ‚Herr Standschütze‘ usw. betitelt. Man gab den Leuten, obwohl für sie gefasst worden war, drei Tage nichts zu essen. Der Feind hätte nicht mehr gehasst werden können als unsere arme Patrouille.“³⁷⁴

Doch nicht nur die Gruppe der Standschützen war ob ihrer militärischen Unerfahrenheit mit aggressiven und oft erniedrigenden Repressalien konfrontiert. Bereits zu Beginn des Krieges an der Ostfront mussten Soldaten die Erfahrung machen, dass neben den körperlichen und geistigen Strapazen des Fronteinsatzes auch das „aggressiv-züchtigende“ Verhalten der eigenen Offiziere zur gefühlsmäßigen Verschlimmerung des Kriegseinsatzes beitrug. Auch verbale Entgleisungen von Vorgesetzten waren keine Einzelfälle. Dass eine derartige Behandlung nicht eben zu erhöhter Kampfbereitschaft und Motivation beitrug, scheint logisch. Benjamin Ziemann hat es, mit Blick auf die Deutsche Armee, wie folgt formuliert: „Die Akkumulation negativer Erfahrungen in der Begegnung mit dem Kampfgeschehen und den Missständen innerhalb des Heeres schuf die Grundlage für eine langfristige unaufhaltsam schwindende Bereitschaft zur Fortsetzung des Krieges.“³⁷⁵

Die Negierung des tatsächlichen Umgangs von vorgesetzten Offizieren mit Mannschaftssoldaten bei Fritz Weber hat natürlich einerseits mit dem Bild zu tun, das er von der Südwestfront vermitteln wollte. Andererseits unterstreicht es auch seine politische Richtung, die für die Wahrung der militärischen Hierarchie steht. Ein Soldat hat demzufolge mit Schikanen „soldatisch“ umzugehen, das heißt, er darf „einen Anpfiff“ auf keinen Fall „übel nehmen, selbst wenn er ausnahmsweise zu Unrecht erfolgt sein sollte“.³⁷⁶ Beschwerden über schikanöses Verhalten von Vorgesetzten würden somit einen Affront gegen die von Weber hochgehaltene militärische Hierarchie darstellen.

³⁷⁴ zitiert nach: ebenda, S. 82; das Zitat stammt aus den Erinnerungen des Landesoberschützenmeisters Anton Mörl.

³⁷⁵ zitiert nach ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 263

³⁷⁶ KÜHNE, Kameradschaft, S. 81

Darüber hinaus finden sich bei Weber auch ‚radikalere‘ Darstellungen seines Festhaltens an hierarchischen Strukturen, nämlich wenn er militärische Aktionen darstellt, die den Tod Tausender Soldaten zur Folge haben, wie eine Passage aus „Isonzo 1915“ zeigt, in der er die Veränderungen in der Kriegsstrategie an der Isonzo-Front beschreibt:

„Als der Plan Conrads, dieser drohenden Bluthölle durch einen Verzweiflungsstoß zu entgehen, endgültig gescheitert ist, sucht man einen Führer, der die einfache, mutige Tat über den Geniestreich stellt. Die Wahl fällt auf den General der Infanterie Svetozar Borojević de Bojna, den nachmaligen Feldmarschall und Helden der elf Isonzoschlachten.“³⁷⁷

In diesen wenigen Zeilen zeigt sich schon die Bewunderung für den nunmehrigen Oberbefehlshaber der Isonzo-Armee, der es angeblich durch die Änderung der Kampfstrategie möglich machte, dass die zahlenmäßig unterlegene k. u. k. Armee den italienischen Truppen in elf Isonzoschlachten standhielt.³⁷⁸

„Borojević weiß, dass es hier keiner strategischen Kunst bedarf. Aushalten um jeden Preis, grausame Härte des Führers, blinder Gehorsam der Untergebenen, richtiger Einsatz der Reserven und peinliche Sorge für den Nachschub [...] Der erste Befehl [...] lässt sich in einen einzigen lapidaren Satz fassen, der die Geschichte des Isonzokrieges für die nächsten zweieinhalb Jahre entscheidet: ‚Die Truppen bauen Stellungen, legen Hindernisse vor und bleiben dort.‘ Was immer später geschah, es fußte auf diesem Satz. Die Truppen [...] ließen in getreuer Befolgung dieses Befehles alle Qualen des Trommelfeuers über sich ergehen und wehrten verzweifelt Ansturm auf Ansturm ab. [...] Die Männer, an deren Opfermut die Worte des Führers ursprünglich gerichtet waren, lebten längst nicht mehr. [...] Aber der Grundsatz der Isonzoverteidigung lebte weiter, sein Sinn

³⁷⁷ WEBER, Isonzo 1915, S. 26

³⁷⁸ Svetozar Freiherr Borojević von Bojna war ab 1908 General der Infanterie. Bei Italiens Kriegseintritt im Mai 1915 erhielt er das Kommando über die neugebildete k. u. k. 5. Armee, welche die Isonzofront verteidigen sollte. Durch das Gelände begünstigt, hielt die Verteidigung trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit elf Isonzo-Schlachten lang. Borojević erhielt den Beinamen „Löwe vom Isonzo“. In der zwölften Isonzo-Schlacht gelang schließlich mit großer Hilfe der deutschen Armee und unter massivem Einsatz von Giftgas bei Karfreit der Durchbruch. 1918 wurde Borojević zum Feldmarschall befördert, wie ja auch Weber in seine Heldenformulierung einfließen lässt. Holger AFFLERBACH, Borojević von Bojna, Setozar Freiherr, in: HIRSCHFELD/KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 390. Zur zwölften Isonzo-Schlacht vgl. auch Kap. 1.2, va. S. 89 dieser Arbeit. Zur Weber’schen Helldarstellung erfolgreicher Kommandanten vgl. Kap. 3.2.1 dieser Arbeit, va. S. 108f sowie Kap. 3.1.3.

lief die unermessliche Kette immer neuer Kämpfer entlang: Halten! Keinen Fußbreit weichen! Es gab hier keine Strategie, kein So oder Anders. Ein Tor gähnte, zwei Marschtage breit. Menschenwälle, immer neue Menschenwälle füllten es aus. Sieg oder Zusammenbruch hing einzig und allein von den Truppen ab, die diesen Kampf führten; von den Truppen als Werkzeug, das ein übermenschlich harter, dämonischer Willen lenkte – der Willen des General Borojević, des ‚Bosco‘, wie ihn die Soldaten mit ingrimmigem Humor nannten.“³⁷⁹

In Passagen wie dieser zeigt sich, dass ein „Schulterschluss nach oben“ der Weltanschauung Webers völlig entgegengesetzt wäre. Schon allein in diesem Abschnitt betont er deutlich, wie wichtig ein Führer und der „blinde Gehorsam der Untergebenen“ für die Kriegsführung sind. Seine Bewunderung gehört in erster Linie dem Kommandanten und obwohl er, wie an anderen Stellen auch, wieder den „Opfermut“ der Soldaten hervorhebt und die „immer neuen Menschenwälle“ beschreibt, die in diesen Schlachten fallen, so ist nirgends ein Zweifel daran zu spüren, dass dies nötig ist um zum Sieg zu gelangen. Es kann somit gesagt werden, dass für Weber Kameradschaft zwar notwendig ist, dass sie aber ohne die „Manneszucht“ und eine hierarchische Gliederung nutzlos wäre, weil die Armee „zu einem zügellosen Haufen herab[sinken]“³⁸⁰ würde. Die Kameradschaft ist also in diesem Kontext von Zwang und Gehorsam geprägt. Deshalb ist ja auch von Kameradschaft und nicht etwa von Freundschaft die Rede, da letztere von „persönlichen Gefühlen beeinflusst“³⁸¹ und, dem zeitgenössischen militärischen Diskurs folgend, somit unsicher und unzuverlässig sei. Wie Kühne darlegt, sollte der Zweck der Kameradschaft nicht „die Bereicherung des ‚Individuell-Persönlichen‘“, sondern die „Treue zur Sache und zum Werk“ sein. [...] Die Kameradschaft bezog somit ihre Stärke nicht in erster Linie aus persönlichen Präferenzen, sondern daraus, dass sie im „Schicksal“ vorgegeben war.³⁸²

³⁷⁹ WEBER, Isonzo 1915, S. 27

³⁸⁰ KÜHNE, Kameradschaft, S. 82f

³⁸¹ ebenda

³⁸² ebenda

3.1.3 Das Versagen von Politik und Heimatfront

Die „Dolchstoßlegende“³⁸³ nimmt einen wichtigen Platz in Webers Argumentation ein. Dabei greift er auf einen „antidemokratischen und aggressiv-bellizistischen Diskurs“ zurück, der bereits vor dem Ersten Weltkrieg, besonders von hochrangigen Militärs vorangetrieben wurde.³⁸⁴

Dieser Diskurs bezieht sich vor allem auf den Vorwurf, dass aufgrund der zu langsamen Arbeitsweise des Parlaments die k. u. k. Monarchie im europäischen Wettrennen „hinterherhinke“.³⁸⁵ Eine der wichtigsten Figuren in diesem Konflikt war der Chef des Generalstabes der österreichisch-ungarischen Armee Conrad von Hötzendorf. Er hatte Modernisierungen des Heeres vorangetrieben und, wie auch andere hochrangige Vertreter des Militärs, beständig mehr Budget für die Aufrüstung und Erweiterung der Truppenkontingente gefordert, was zu zahlreichen Konflikten zwischen Kriegsministerium und Parlamentariern führte.³⁸⁶ Als Grund für die ‚Rückständigkeit‘ der k. u. k. Armee wurde der Verfassungsstaat „bzw. [die] verhassten modernen Volksvertreter der entstandenen Massenparteien“ gesehen, was sich, so die Warnungen seitens der Militärs, „im Falle eines Krieges bitter rächen würde“.³⁸⁷ Dieser bereits vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges bestehende Konflikt wurde während des Krieges wieder aktuell. Die von nationalen Auseinandersetzungen geprägte Arbeit der Parlamentarier wurde vom Militär als bewusste „nationale Verhetzung“ der Soldaten angesehen. Die Debatten und Maßnahmen des Parlaments würden eine „potentielle Gefahr für die langfristige Aufrechterhaltung militärischer Disziplin und soldatischen Gehorsams“ darstellen, so wurde befürchtet.³⁸⁸ Diese Vorwürfe werden bei Fritz Weber immer

³⁸³ vgl. Anm. 173

³⁸⁴ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 50

³⁸⁵ ebenda

³⁸⁶ vgl. JERABÉK, Rudolf, Conrad von Hötzendorf, S. 420: Conrad war schon früh der Meinung, dass ein Krieg unausweichlich sei und dass ein solcher auf jeden Fall „offensiv“ geführt werden müsse. Diese Meinung veranlasste ihn dazu, die Modernisierung und Aufrüstung der k. u. k. Armee voranzutreiben. Vgl. auch Anm. 171. Vor allem der Krieg gegen Italien war ihm ein persönliches Anliegen, hatte er doch bereits Jahre vor Kriegsausbruch für einen Militärschlag gegen das Königreich votiert, wie er auch nach Ausbruch des Krieges in privaten Aufzeichnungen und besonders im Briefwechsel mit der Militärkanzlei immer wieder betonte: „20. März 1915: Schon als Brigadier in Triest habe ich auf die Notwendigkeit hingewiesen, dem Irredentismus Halt zu gebieten, als Divisionär in Innsbruck auf jene ..., den Truppenstand in Südtirol zu erhöhen, die Befestigungen in großem Stil zu errichten – als Chef [des Generalstabes, Anm. M.R.] habe ich dann, ... was die Hauptsache war, dringend gebeten, mit Italien beizeiten, u. zw. schon im Jahre 1907 abzurechnen, zu einer Zeit, wo man von Serbien und Russland nichts zu fürchten hatte.“ Zitiert nach RAUCHENSTEINER, Tod des Doppeladlers, S. 236f

³⁸⁷ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 50

³⁸⁸ ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 247

wieder thematisiert. In Verbindung mit der personellen Übermacht der Italiener prangert er wiederholt die geringe Truppenstärke der Österreicher, aber vor allem auch die mangelnde Ausrüstung und die geringen Befestigungen an, was beim Kriegseintritt Italiens zu hastigen „Ausbesserungsarbeiten“ führt:

„Eisenschienen, Zement, Wellblech, Stacheldraht – alles das gab es nur in kläglichen Mengen. Landsturmarbeiter, in Südtirol vielfach italienischer Nationalität, Weiber, halbwüchsige Burschen und Mädchen aus den Grenzdörfern bauten an den Stützpunkten und Drahtverhauen. Von felsgesprenkten Gräben und Kavernen, die allein den Gebirgskrieg erträglich gestalten, musste mangels an Kräften zunächst überhaupt abgesehen werden. Die „Stützpunkte“ waren Holzkästen, deren feindwärts gekehrte Wände man mit Erde und Rasenziegeln „maschierte“ [...] Nachdem diese Stützpunkte eine Reihe regelmäßiger Schießscharten aufwiesen, [...] brauchte man nicht einmal ein Fernglas, um sie auf viele Kilometer Entfernung auszunehmen.“³⁸⁹

Dass Österreich-Ungarn nach dem Ausbruch des Krieges auch an der Südwestfront nicht sofort zusammenbrach, ergab sich, Webers Darstellung zufolge, aus der inneren Motivation heraus, die Heimat bis zum letzten Atemzug verteidigen zu müssen, obwohl zum „Verteidigungsaufgebot damals auch ‚halbe Kinder und Greise‘ gehörten“.³⁹⁰ Zweitens lag das aus Webers Sicht an den wenigen weitsichtigen Militärbefehlshabern, wie dem „genialste[n] Soldat[en] der Mittelmächte, Conrad von Hötzendorf“³⁹¹, welcher sich „in zähen Kämpfen gegen die Stumpfheit und Kurzsichtigkeit der Parlamente beider Reichshälften“³⁹² durchsetzen konnte und so schon Jahre vor Ausbruch des Krieges gegen die Bedrohung aus dem Süden militärische Befestigungen errichten hatte lassen:

„Die Hand Conrad von Hötzendorfs hat diese Abwehrfront lange Jahre vor dem Ernstfall gezeichnet. In den Augen dieses großen Soldaten und Staatsmannes bot das Bündnis mit Italien niemals Sicherheit. [...] Conrad kämpfte einen jahrelangen Kampf gegen die widerstrebenden Parlamentarier in Wien, um den Ausbau

³⁸⁹ WEBER, Alpenkrieg, S. 11f

³⁹⁰ ebenda

³⁹¹ WEBER, Granaten, S. 10

³⁹² ebenda

Südtirols zu erreichen. [...] Der Beharrlichkeit Conrad von Hötzendorfs gelang es denn auch, in acht Jahren die Sperren von Lavarone und Folgaria zu erbauen und damit die Grundlage seines Offensivplanes zu sichern.“³⁹³

Tatsächlich hatte Hötzendorf „ungeachtet solcher Hemmnisse“ seit seiner Ernennung zum Generalstabschef ab 1906 wie bereits erwähnt „die massive Aufrüstung und Kriegsvorbereitung der Doppelmonarchie“ vorantreiben können.³⁹⁴ Dennoch sollte der Offensivplan Conrads gegen das Königreich Italien nicht mehr möglich sein; nachdem die „besten Söhne der Alpenländer“ an der Front in Ostgalizien „verblutet“ waren:

„Aber wie anders ist das Bild auf österreichischer Seite, wie verschieden von jenem, das der große Soldat Conrad von Hötzendorf in all den Jahren der Vorbereitung erträumt hat! Kein menschenwimmelnder Waffenplatz, kein Sammelplatz für die herrlichen Alpenregimenter, mit denen man den tödlichen Stoß führen wollte. [...] Verödet sind die Hochflächen von Lavarone und Folgaria, keine Angriffsarmee steht bereit. In den Werken und Stützpunkten wartet eine dünne Kette von Verteidigern auf die bittere Stunde, in der eine erdrückende Uebermacht ihr den Raum entwinden wird, der dem kühnen Geist Conrads als Sprungbrett hätte dienen sollen.“³⁹⁵

Diese Feststellung der fehlenden Truppenstärke in diesem Krieg gegen Italien endet mit der auch an anderen Stellen wiederkehrenden Aussage, dass „der Krieg hier entschieden [scheint], eh’ der erste Schuss fällt“³⁹⁶. Dies sollte nicht zuletzt „eine schwere Anklage gegen das hirnlose System jenes Parlamentarismus [sein], mit dem Kriegsminister und Generalstabschef jahrzehntelange Gefechte um jede Krone austragen hatten müssen“³⁹⁷:

„Diese Vorpanzer waren aus dem Zwang zur Sparsamkeit heraus so kurz und schwach geraten, dass sie jetzt den Kampfwert modernster Panzerwerke in Frage stellten. Die wahnwitzigen Blutopfer der galizischen Schlachten fanden hier und überall ihre Fortsetzung, und immer wieder stieß der Soldat auf die Spuren

³⁹³ WEBER, Alpenkrieg, S. 13f

³⁹⁴ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 51

³⁹⁵ WEBER, Alpenkrieg, S. 27

³⁹⁶ ebenda

³⁹⁷ ebenda, S. 38

*jener Volksverräter, die aus Dummheit und bösem Willen alles hintertrieben hatten, was Wehrkraft hieß.*³⁹⁸

Neben den Parlamentariern sind für Weber außerdem die Fehlentscheidungen der militärischen Führung für den Untergang der österreichisch-ungarischen Armee verantwortlich. Das äußert sich vor allem in „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“, wo er die „Kommandostellen“ als „Teiggesichter“ und „Katzenbuckler“, als die „Unentbehrlichen aller Grade und Spielarten“ tituliert, bei denen der Krieg „längst zu einem Aktenhaufen geworden“ und „Schreibmaschinen [...] wichtiger als Maschinengewehre“ waren.³⁹⁹ Diese „Teiggesichter“ sind es auch, die zum Ende des Krieges nur mehr falsche Entscheidungen treffen und dadurch den Untergang der k. u. k. Armee erst derart katastrophal werden lassen, was sich an folgenden Beispielen verdeutlichen lässt. Sie beziehen sich auf die letzte k. u. k. Offensive an der Piave im Sommer 1918:

*„Noch hätte die Möglichkeit bestanden, die Schlacht abubrechen, die Infanterie über den Fluß zurückzunehmen und auf günstigere Gelegenheit an einem anderen Frontabschnitt zu warten. Doch es geschah nichts. Die Führung ließ den Dingen freien Lauf. Als sie sich zum Unabwendbaren entschloß, war es zu spät.“*⁴⁰⁰

Trotz der Aussichtslosigkeit auf einen Sieg und der Unfähigkeit der militärischen Führung und das dadurch zerstörte Vertrauen der Fronttruppen, bleiben die Soldaten, die „Helden der Donau- und Save-Übergänge“⁴⁰¹, standhaft; sie verstehen es bis zum Schluss „als Männer und Soldaten zu sterben“.⁴⁰² Auch die Offiziere, die, Weber zufolge, selbst Opfer der „anonymen Militärbürokraten“⁴⁰³ sind und den bevorstehenden Untergang nur tatenlos mitansehen können, bewahren bis zum Ende ihre heldenhafte Haltung und bleiben loyal. So zum Beispiel ein Major, Kommandant eines Pionier-Bataillons, der „das Monokel ins Auge geklemmt, die Zähne zusammengebissen, der Dezimierung seiner Truppe [zusehen]“⁴⁰⁴ muss, die versucht, die Piave überzusetzen:

³⁹⁸ ebenda

³⁹⁹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 55. Die hier zitierten Passagen stammen aus: WEBER, Ende, S. 27f

⁴⁰⁰ WEBER, Piave, S. 42

⁴⁰¹ ebenda, S. 40

⁴⁰² WEBER, Alpenkrieg, S. 82f

⁴⁰³ WEBER, Piave, S. 23

⁴⁰⁴ ebenda, S. 42

*„'Die Trottel!' brüllt er los. ‚Die verdammten Idioten! – Schau dir meine armen Kerle an! Warum, zum Teufel, jagt man sie da hinein? Sie gehen ja alle zugrunde! – Sind denn die hinten ganz von Gott verlassen? Das ist ja entsetzlich! Ich kann nicht mehr zuschauen, ich ...‘*⁴⁰⁵

Mitanzusehen, wie „das gesamte Brückenmaterial dabei zugrunde [ging]“ und „ungezählte Söhne [des] Vaterlandes in den Wellen des Flusses, der das Schicksal der Monarchie besiegen sollte [ertranken]“⁴⁰⁶, lassen dem Major nur mehr einen Ausweg:

*„Schließlich geht er als Letzter hinüber, langsam, den Spazierstock in der Hand. In der Mitte der Brücke bleibt er stehen. Einen Augenblick lang sieht es aus, als stünde er dort nachdenklich, in abwegige Grübeleien versunken. Der Rauchballen eines Schrapnells zerfließt in der Luft. Da schlägt der Einsame langhin auf die Bretter, rollt seitwärts, klatscht ins Wasser.“*⁴⁰⁷

So hat dieser Offizier selbst mit seiner letzten Handlung bewiesen, dass er bereit ist, mit seinen Männern unterzugehen und somit „als ein Mann zu sterben“.

Dieses Beispiel zeigt eindrucksvoll den Vorwurf Webers an die militärische Führung. Die Niederlage der k. u. k. Armee ist allein ihr zuzuschreiben, nur sie hat die „bis zuletzt loyal gebliebenen und dank ihrer vorbildlich agierenden Offiziere weiterkämpfenden, jedoch völlig erschöpften Frontsoldaten ins Verderben“ geführt.⁴⁰⁸ Von einer ‚Niederlage im Felde‘ kann somit für Weber nicht die Rede sein, da der Kampfeswille der Soldaten bis zuletzt nicht nachgelassen habe und die Vernichtung der k. u. k. Armee nur der im Hinterland agierenden Führung zu überantworten sei, die allein „unehren- und stümperhaft“ gehandelt habe.⁴⁰⁹ Denn nach dem Ende dieser letzten Piave-Offensive 1918 „[kam] zu all dem noch die Tatsache, die einem rasenden Feuer gleich, um sich fraß“:

⁴⁰⁵ ebenda

⁴⁰⁶ ebenda, S. 40f

⁴⁰⁷ ebenda, S. 43

⁴⁰⁸ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 55

⁴⁰⁹ ebenda

„Das Vertrauen in die Führung war dahin. Die Männer, die das Schicksal Hunderttausender in Händen hielten, hatten das Maß an Leidenschaft auch der besten Soldaten überschätzt. Dieses Maß war voll; das Leben kein Leben mehr, nur unsägliche Qual. Den Glauben an einen guten Ausgang des Krieges hatten die Toten der Piaveschlacht ins Grab mitgenommen.“⁴¹⁰

Den Vorwurf an die militärische Führung verbindet Weber wirkungsvoll mit der Darstellung der Soldaten als „Wracks“, die durch die Fehlentscheidungen der Militäroberigkeit nun keine „Männer“, sondern nur mehr „verschüchterte Nervenkrüppel“ waren und sich damit „in sein Untergangsszenario einfügten“.⁴¹¹ Dieses Szenario wird schließlich in der Heimat fortgesetzt, in welcher die heimgekehrten Soldaten Weber zufolge nicht die gebührende Anerkennung erhielten, die ihnen eigentlich zugestanden wäre:

„[...] die Wirklichkeit, die uns umgab: Der Kaiser hatte uns des Eides entbunden und war geflüchtet. Das Vaterland erwartete uns. Und wie es uns erwartete, soll nicht verwiegen werden. [...]“⁴¹²

Mit dem Satz „Nein, es gab keinen Dank des Vaterlandes, keinen feierlichen Empfang und wie das alles so schön aus Liedern säuselt“⁴¹³ schließt sich die ‚Beweisführung‘ für das unfähige bzw. undankbare Hinterland. Weber appelliert auch an zukünftige Generationen, die Schuld an dieser Niederlage bei den ‚richtigen‘ Leuten zu suchen und zu bedenken, dass ‚jeder dieser Männer [...] ein Sinnbild für den tragischen Zusammenbruch eines Volkes [war], das sein hartes Geschick nicht verdient hatte‘⁴¹⁴:

„Wenn spätere Zeiten das tun werden, was sie meist tun, nämlich unerbittlich richten über jene, die schweres Unglück über Generationen brachten, dann mögen sie nur eine Handvoll von diesen gemarterten Wesen herausgreifen, wahl-

⁴¹⁰ WEBER, Piave, S. 76

⁴¹¹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 47. Vgl. zum Thema Nerven bzw. der Darstellung von ‚kranken Nerven‘ in Webers Œuvre auch Kapitel 3.2.2.1

⁴¹² WEBER, Ende, S. 137

⁴¹³ ebenda, S. 140

⁴¹⁴ ebenda, S. 141

*los, irgendwo aus dem ungeheuren Zug, [...] Wir waren frei von jeder Schuld,
Millionen Grabkreuze schrien es zum Himmel.* ⁴¹⁵

⁴¹⁵ ebenda, S. 122

3.1.4 Der ‚moderne‘ Krieg – Technikfaszination und ‚Entmannung‘

Der Erste Weltkrieg stellte in der Art der Kriegsführung eine Zäsur dar. Durch den neuen und immer stärker in den Vordergrund tretenden Einsatz von hochentwickeltem technischen Kriegsgerät waren innerhalb kurzer Zeit schwere Verwundungen und Verstümmelungen sowie getötete Soldaten in nie gekanntem Ausmaß zu beklagen. Obwohl die Zerstörungskraft in diesem ‚modernen‘ Krieg alles bisher Dagewesene in ihrer Schrecklichkeit übertraf, was Fritz Weber auch immer wieder in dramatischen und eindringlichen Worten schildert, ist er dennoch, vor allem zu Beginn von „Granaten und Lawinen“ sowie „Alpenkrieg“ voll der Bewunderung über die Möglichkeiten, die sich durch den technischen Fortschritt und vor allem durch die dadurch viel verheerendere Wirkung der Artillerie in der Kriegsführung auf tun. Insbesondere die Verwendung von schwerem Kriegsgerät im Hochgebirge fasziniert ihn. In diesem Paradies, das man noch vor wenigen Jahren „allen Bergfreunden [erschloss]“ und wo man darum „Straßen und Unterkünfte bauen [ließ]“, da ist nun der Krieg ausgebrochen; erstmals in der „Geschichte der Menschheit“ ist es möglich, selbst an den höchstgelegenen Punkten dieser neuen Front schwere Geschütze einzusetzen, was Weber begeistert wiedergibt:⁴¹⁶

„War Tirol nicht oft heiß umkämpft worden? [...] Aber damals war [man] in den Haupttälern geblieben. Die Dolomiten blieben verschont, sie waren eine unbekannte, wilde und arme Gegend. [...] Aber jetzt, jetzt war das anders! Krieg im Zeitalter der Technik heißt Fronten bilden von Meer zu Meer, heißt alles überwinden, was dem Griff an die Kehle des Feindes hindernd ist.“⁴¹⁷

Dieser kurze Abschnitt zeigt deutlich die Bewunderung dafür, dass aufgrund des technischen Fortschrittes ein ‚professioneller‘ Krieg im Hochgebirge überhaupt möglich wird. Nun kann „alles überwunden werden“, der Menschheit sind keine Grenzen gesetzt. Wenn es dem Menschen schon gelingt, der wilden Natur des Hochgebirges, diesem ‚Zeugnis göttlicher Schöpfungskraft‘, Herr zu werden, so erhebt ihn dies ebenfalls in göttliche Sphären. Man kann hier wiederum den bereits an anderer Stelle be-

⁴¹⁶ WEBER, Alpenkrieg, S. 51

⁴¹⁷ ebenda

sprochenen Vergleich mit Gott und die daraus resultierende Legitimation und sakrale Überhöhung des menschlichen Handelns erkennen.⁴¹⁸

Webers Bewunderung für den technisierten Krieg findet in der ausführlichen Beschreibung der „sieben modernen Panzerwerke, mächtige[n] Bauten aus Beton und Stahl“ an der Sperre Lavarone-Folgaria ihre Fortsetzung:⁴¹⁹

„Verle, Lusern und Gschwendt sind wichtig. Jedes hat dreihundert Mann Besatzung, jedes vier Turmhaubitzen in drehbaren Panzerkuppeln, zwei Flankierkanonen hinter Stirnpanzern und vier Kasemattkanonen zur Bestreichung des Vorgebens; jedes zwanzig Maschinengewehre, acht bis zehn Scheinwerfer und eine eigene Kraftanlage mit Dieselmotoren, Dynamo und Akkumulatoren. Jedes Verpflegung und Munition für hundert Tage.“⁴²⁰

Vor allem die Ausrüstung des Werks Verle, in dem Weber selbst stationiert war, wird detailliert dargestellt:

„Ein langgestreckter niederer Eisenbetonblock [ist] feindwärts in den Felsboden eingebaut, [...] Die Fensteröffnungen [...] sind mit starken Stahlläden verschließbar. Ein vorspringender Bau, der ‚Kehlkoffer‘, macht es möglich, im Falle einer völligen Einschließung diese Rückfront unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen und Nahangriffe abzuwehren.[...] Im Innern gleicht es einem Kriegsschiff: Schmale Gänge, eiserne Treppen, die Decken aus Stahlträgern. Kabelbündel die Wände entlang, überall künstliches Licht, elektrische Ventilatoren, Maschinen, Gestank nach Rohöl und Schmierfett. Die Räume niedrig, durch meterdicke Betonmauern voneinander getrennt [...]“⁴²¹

Auch schwerster Granatenbeschuss kann diesem „Meisterstück der Konstruktion“ zunächst nichts anhaben:

⁴¹⁸ Vgl. Kap. 3.1.1, v.a. S. 73f dieser Arbeit über die Gleichsetzung der Soldaten mit christlichen Märtyrern.

⁴¹⁹ WEBER, Granaten, S. 10

⁴²⁰ ebenda, S. 11

⁴²¹ ebenda, S. 12f

„Teufel, wie das niederkracht, wie die Betondecke schwingt, wie das Ganze als eine ungeheure Glocke dröhnt! Aber sie hält, diese Glocke, sie spottet dem niedersausenden Stahl. Die Kuppeln sind mächtig, [...]; mit den Vorpanzern verzahnt, sitzen sie als starke Buckel auf dem Batterieblock.“⁴²²

Selbst für die Gefallenen ist in diesem „Meisterstück moderner Kriegstechnik“⁴²³ gesorgt, denn „eine eigene Gruft mit verschraubbaren Metallsärgen wartet auf den, der im Kampf [...] fällt“⁴²⁴.

Zu einer der wichtigsten Waffen in diesem durch die oftmals kurze Distanz zwischen den gegnerischen Linien geprägten Krieg wurde das Maschinengewehr, das auch bei Fritz Weber in seinen Schlachtenbeschreibungen immer wieder auftaucht. Es ermöglichte mit geringem Aufwand ein „Maximum an Geschoßwirkung“⁴²⁵. In einem unübersichtlichen Kampfgebiet mit oft schlechten Sichtverhältnissen erlaubte das Maschinengewehr einen breitenwirksamen Beschuss, für den nur wenige Soldaten notwendig waren, und ermöglichte somit die Abwehr eines Nahangriffes mit nur geringer Truppenstärke. Demzufolge stellte das Maschinengewehr auch ein ideales Kampfgerät für die Verteidigung einer Stellung dar.⁴²⁶ Das Motiv der ständigen Verteidigung gegen eine schier unüberwindliche Übermacht und die Bedeutung des Maschinengewehrs in diesem „Verteidigungskrieg“ ist auch in der Weber’schen Darstellung immer wieder zu finden, wie folgendes Beispiel anschaulich illustriert:

„Der ungleiche Kampf gegen eine erdrückende Uebermacht der Angreifer, der jede Minute losbrechen konnte, war ganz und gar auf unsre Maschinengewehre gestellt: gelang es uns, sie beim Nahangriff rechtzeitig so zu verteilen, dass der Schutthaufen kreuz und quer aus sicherer Deckung beschossen werden konnte, dann konnten wir hoffen, auch der hundertfachen Uebermacht Herr zu werden.“⁴²⁷

⁴²² WEBER, Alpenkrieg, S. 33

⁴²³ WEBER, Granaten, S. 13

⁴²⁴ ebenda

⁴²⁵ HOFER, Nervenschwäche, S. 271

⁴²⁶ ebenda

⁴²⁷ WEBER, Frontkameraden, S. 21f

Bei richtiger Positionierung „hätte ein einziger Mann mit einem einzigen Maschinengewehr [...] alles, was [...] Leben atmete, niedermähen können.“⁴²⁸ Somit gaben die Maschinenwaffen den Soldaten nach den oft langen quälenden Phasen des Ausharrens bis zum Ende eines Trommelfeuers „das Gesetz des Handelns wieder in die Hand“. So konnten mitunter nach überstandem Artilleriebeschuss Gefühle von Frustration und Aggression zu „ekstatischen Zuständen“ führen, in welchen das „Überlegenheitsgefühl“ wieder gewonnen werden konnte, wie Hofer meint.⁴²⁹

„Ekstatische Zustände“ nach Artilleriebeschuss finden sich auch bei Weber wieder, wenn er schreibt, dass die Soldaten „wie wilde Tiere [sind], die durch Tage gemartert wurden“ und denen „keine Grausamkeit [...] zu groß [erscheint]“ und „kein Blutbad zu grässlich“.⁴³⁰

Oder an anderer Stelle:

„Nur der Haß ist da, ein übermenschlicher, infernalischer Haß. Es gibt kein Erbarmen, keine Hemmung, kein Besinnen. Wenn diese Wahnsinnigen ihre Höhlen verlassen, erstirbt der Rausch in ihrem Blut erst mit dem Todesschrei des letzten Feindes, den sie erreichen.“⁴³¹

Diese Beschreibungen stehen zwar im Gegensatz zur bereits dargelegten Erzählstrategie einer Anonymisierung des Tötens, weisen aber bereits auf einen Aspekt des industriellen Krieges hin, der für die Soldaten selbst wie auch für die ‚Erinnerungsproduzenten‘ ein Problem im Umgang mit Männlichkeit an der Front darstellte. Die Technisierung des Krieges nahm dem Mann die Möglichkeit, im Einzelkampf seine Stärke zu beweisen und somit eine kriegerische Männlichkeit zu kultivieren. Dass der Alltag weit stärker von passivem Durchhalten gekennzeichnet war als von aktiven Kampfhandlungen, stellt auch Weber bereits kurz nach dem Beginn der Kämpfe im Werk Verle fest:

⁴²⁸ ebenda, S. 22

⁴²⁹ HOFER, Nervenschwäche, S. 271

⁴³⁰ WEBER, Granaten, S. 37

⁴³¹ WEBER, Isonzo 1915, S. 88

*„Wie lange dauert das schon? Sind Minuten verflossen seit dem plötzlichen Er-
wachen um halb 3 Uhr früh, oder Stunden, oder Tage? Es beginnt jene zeitlose
Ewigkeit, [...] jenes völlige Gleichgültigsein gegen die Zeit, [...] Wer weiß, ob
draußen Tag oder Nacht herrscht, ob es regnet, schneit, ob die Sonne scheint?
[...] Die Bedienungen neben den Turmhaubitzen kauern regungslos auf dem Bo-
den, jeden Augenblick bereit, die ersten Kommandorufe auszuführen. Jetzt müs-
sen sie doch bald kommen. Dann geht auch der beklemmende Atemdruck unter
im Dröhnen der eigenen Geschütze, dann wird alles gleich besser sein. Hier
klingt das Niederheulen der Feindgeschosse besonders grausig, hier wuchten
die Einschläge, die stürzenden Betontrümmer nacheinander wie ein schwerer
und viele leichtere Hammerschläge. Manchmal kracht es so beängstigend nahe,
dass unwillkürlich die Blicke über das weiße Rund der Kuppel wandern, unter
der man hockt.“⁴³²*

Aus dieser Beschreibung lässt sich ein weiterer Aspekt des Maschinenkrieges erken-
nen: die Unsichtbarkeit des Gegners. Wo schwere Artilleriegeschütze die größte Zer-
störungskraft hatten und der Nahkampf damit an Bedeutung verlor, wurde das Töten
wie auch das Getötet werden anonymisiert. „Auf dem modernen Kampfplatz herrscht
Leere“, wie Hofer schreibt, und er zitiert aus den Erinnerungen eines Soldaten, der an
der Isonzofront im Einsatz war:

*„Gegen wen sich wehren, wen angreifen, wie den Feind am Trommelfeuer hin-
dern? Wie soll man sich denn wehren gegen das gnadenlose Wirken lebloser
Maschinen, gegen einen Mechanismus, der maschinenhaft wirkt, maschinenhaft
bedient wird? Wo sieht man einen Feind, den man fassen kann? Wo einen le-
bendigen Bedroher? Leer ist das Schlachtfeld. Nichts sieht man vom Feind.“⁴³³*

Natürlich herrscht auf dem modernen Kampfplatz nicht nur „Leere“, da es zwischen
den Trommelfeuern immer wieder auch Sturmangriffe der Infanterie gab, was ja an
mehreren Stellen auch im Weber’schen Œuvre beschrieben wird. Dennoch themati-
siert Weber sehr wohl auch den Kampf gegen einen unsichtbaren Feind. Das folgende
Zitat stammt allerdings im Unterschied zum vorhergehenden nicht von einem Ab-

⁴³² WEBER, Alpenkrieg, S. 35

⁴³³ zitiert nach HOFER, Nervenschwäche, S. 260. Das Zitat stammt ursprünglich aus: Abel KORNEL,
Karst. Ein Buch vom Isonzo. Salzburg-Leipzig 1934, S. 206 f

schnitt über die Isonzo-Front, sondern aus einem Bericht über die Kämpfe um das Werk Verle, was im Zuge dieser Arbeit noch von Interesse sein wird:

„[Wir] kennen das Ziel nicht, auf das wir feuern, wissen nicht, was draußen vorgeht. Zahlen treffen [das] Ohr, Zeiger gleiten über Skalen, der Schuß donnert, irgend wohin heult das Geschöß. [...] Der Tag vergeht, es wird Abend, Nacht. Feuer stürzt über uns her, krachend schlägt Eisen auf Beton und zerdröhnt unter Donnerschlägen. In den Pausen des eigenen Lärms hören wir, dass sie wütend antworten. Wir schießen auf Feldbatterien, in Mulden und Täler, in den Wald vor uns, überallhin, wo wir unsere Peiniger vermuten.“⁴³⁴

In diesem Krieg, in dem durch die veränderte Kampftechniken ein Soldat ebenso zufällig getötet werden wie überleben konnte, in dem schwere Artillerie die bedeutendste Waffe darstellte und Körperkraft nicht mehr auch über Leben und Tod entschieden, war das traditionelle Männer- bzw. Kriegerbild anscheinend nicht mehr zeitgemäß und ließ sich nur schwer oder gar nicht aufrechterhalten.⁴³⁵ Es mussten daher neue Deutungsmuster geschaffen werden, um die durch den technischen Krieg bedrohte oder ‚verlorene‘ Männlichkeit zurückzugewinnen.

⁴³⁴ WEBER, Granaten, S. 26f

⁴³⁵ vgl. HOFER, Nervenschwäche, S. 260

3.2 Der Krieg erschafft ‚wahre‘ Männer

Thomas Kühne teilt – mit einem gewissen Mut zur Vergrößerung, wie er schreibt – Soldaten in drei Typen ein: 1. den „Unsoldaten“, der den Außenseiter der militärischen Gesellschaft darstellt, 2. den „geborenen“ Soldaten, der den Kampf als seine Bestimmung sieht, und 3. den „gezogenen“ Soldaten, der zwangsweise rekrutiert wird, sich allerdings den Spielregeln des Militärs anzupassen weiß.⁴³⁶ Es ist nicht schwer zu erraten, welchen Typus Fritz Weber in seinen Werken konstruiert und propagiert. Die ureigene Motivation des ‚perfekten‘ Kämpfers für den Krieg, das ‚Wissen‘ um die Ehrenhaftigkeit des Kampfeinsatzes sowie um Sinn und Notwendigkeit des Soldatenlebens heben den ‚wahren‘ Mann von der Masse der ‚Nicht‘-Männer ab und garantieren ihm einen Platz im Weber’schen ‚Heldenolymp‘.

Um zu diesem Idealbild von Mann zu gelangen, denn der kämpferische Mann ist zweifelsohne als die höchste Stufe der Männlichkeit in Webers Darstellung zu sehen, verbindet er die bereits besprochenen Aspekte des Krieges und der soldatischen Männlichkeit mit weiteren Elementen und schafft damit ein Soldaten- bzw. Männerbild, das sowohl aus „traditionell-aktiven“ als auch der Realität des modernen Krieges angepassten „passiv-durchhaltenden“ Eigenschaften besteht. Dieses Männerbild definiert sich nicht nur in einer Abgrenzung zum Weiblichen, sondern auch in der strikten Hierarchisierung verschiedener Männlichkeitskonstruktionen.⁴³⁷ Im Folgenden sollen nun diese Elemente beleuchtet werden, wobei immer auch ein Rückgriff auf die in den vorangegangenen Kapiteln herausgearbeiteten Aspekte notwendig sein wird, da keiner für sich allein steht, sondern wie bereits erwähnt, die einzelnen Elemente erst im Gesamtkontext ihre volle Bedeutung erhalten.⁴³⁸

⁴³⁶ KÜHNE, Kameradschaft, S. 23

⁴³⁷ vgl. HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 47

⁴³⁸ siehe Kap. 3.1 dieser Arbeit

3.2.1 Helden im Gebirge und im Karst

Der ‚Verlust‘ von Männlichkeit durch die Untätigkeit, zu der die Soldaten in diesem Krieg häufig gezwungen waren, musste einerseits durch neue Deutungsmuster kompensiert werden, andererseits wurde vor allem in der Darstellung des Gebirgskriegers gerne auf traditionelle Einzelkämpfermythen zurückgegriffen, um den Krieg auf eben jene „überschaubaren Einzelleistungen zu reduzieren“, die ihn begreif- und vermittelbar machten.⁴³⁹ Auch Fritz Weber bildet hier keine Ausnahme und lässt immer wieder die auch in vielen anderen zeitgenössischen Beschreibungen beliebte Mär vom Kampf Mann-gegen-Mann in seine Schilderung einfließen:

„Die Gegner geraten blitzschnell aneinander, die Entscheidung wird Mann gegen Mann ausgetragen; nur mehr Hieb und Stich, Bajonett und Kolben, Messer und Morgenstern, Totschläger und Steinbrocken, Faust und Nagelschuh wüten. Zu Knäueln verstrickt, in hitzige Verfolgung des Einzelnen aufgelöst, ringen zwei Menschenhaufen um den Besitz eines leichenübersäten Gipfels.“⁴⁴⁰

Mit seiner Überbetonung „fürchterlicher Handgemenge“ und eines gnadenlosen Mann-gegen-Mann-Kämpfens steht Weber nicht allein, sondern fügt sich vielmehr in den zeitgenössischen Tenor ein, in welchem die mythische Verklärung alpinistischer Abenteurer dem gesichtslosen Stellungskrieg im Gebirge ein Profil gab.⁴⁴¹ Schon kurz nach Beginn des Krieges gegen Italien wurde dieser neue Kriegsschauplatz „zu einem medialen Ereignis hochstilisiert“: Der Krieg im Hochgebirge würde noch eine Kriegsführung benötigen, die an anderen Fronten längst nicht mehr möglich war, „hier war der Mann noch Mann und nicht ein unbedeutendes, wehrloses Sandkörnchen in der großen Masse“, wie Christoph von Hartungen ausführte.⁴⁴² Dazu passt ein Zitat aus dem Kaiserjägerbuch von Franz Huter:

„Der Alpenkrieg ist demzufolge ein Kampf der Individualitäten, nicht der Massen! Mehr wie sonst kommt es in den großen Höhen auf den einzelnen Mann, auf sein zielbewusstes Handeln, auf seine Entschlossenheit an. Hier geht es oft, wie

⁴³⁹ RAPP, Last Frontiers, S. 235, vgl. auch Kap. 1.2, va. S. 37f dieser Arbeit

⁴⁴⁰ WEBER, Alpenkrieg, S. 239

⁴⁴¹ RAPP, Last Frontiers, S. 239

⁴⁴² HARTUNGEN, Standschützen, S. 74f

in der alten, ritterlichen Zeit des Krieges, Mann gegen Mann; hier gelten noch persönliche Kraft, Behendigkeit und Geschicklichkeit, die charakteristischen Begleiterscheinungen des Nahkampfes, den der große Krieg – Ausnahmen beweisen ja nur die Regel – vielfach vergessen hat.“⁴⁴³

Eine solche Sicht auf den „Alpenkrieg“ findet sich auch bei Fritz Weber wieder. Obwohl man ihm nicht absprechen kann, dass er die versteckt agierenden Artilleriestellungen und deren Bedeutung für den Kampf oftmals betont, er beschreibt Maschinengewehrsalven und das oft stundenlange Trommelfeuer im Gegenteil mitunter sehr ausführlich über mehrere Seiten, so ist es für ihn dennoch auch „der Mann, der den Kampf entscheidet und nicht die Waffe“⁴⁴⁴. Auch den Alltag in den Kavernen des Hochgebirges, der ein „überwiegend kümmerliches, frostiges Dasein, voll körperlicher und seelischer Mühsal“⁴⁴⁵ war, beschönigt er keineswegs, sondern stellt auch das stunden- und oft tagelange Warten sowie den ständigen Kampf gegen die Naturgewalten dar und schildert mitunter, wie „der Kampf gegen Schneefall und Lawinen alle Kräfte anspannt“⁴⁴⁶:

„Der Schnee steigt, er wird übermächtig, wird zur alles erdrückenden Last. Auf Schritt und Tritt folgt uns der weiße Tod. Lawinenstürze brüllen von Gipfel zu Gipfel und tief in die Mulden und Schluchten hinunter. Die Zahl der Opfer steigt. Es vergeht kein Tag, der nicht eine Katastrophe zeitigt. [...] Wenige nur fallen durch die Waffe; der ungeheure Rest liegt erstickt, zermalmt unter der weißen Decke oder schlummert sanft ins Jenseits hinüber: ermattet, eingeschlafen, erfroren. Der Schnee wird zur Qual. Er ist nicht mehr Schicksal, gegen das man ankämpfen kann, er ist wie eine schleichende Krankheit, die einem den Willen lähmt, die den Menschen niederwirft wie langsam wirkendes Gift.“⁴⁴⁷

Und dennoch sind für Weber die kriegsentscheidenden Momente jene, in denen berg-erfahrene Truppen von Gegnern besetzte Gipfel erstürmen, wie er mehrfach ausführlich beschreibt. So zum Beispiel anhand des Kampfes um den Monte Pasubio, bei dem

⁴⁴³ zitiert nach HARTUNGEN, Standschützen, S. 75. Das Zitat stammt ursprünglich aus: Franz HUTER, Ein Kaiserjägerbuch, I. Teil: Die Kaiserjäger und ihre Waffentaten 1816-1918 (Innsbruck 1980) S. 28

⁴⁴⁴ WEBER, Alpenkrieg, S. 15; vgl. auch HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 52

⁴⁴⁵ zitiert nach: RAPP, Last Frontiers, S. 239

⁴⁴⁶ WEBER, Alpenkrieg, S. 83

⁴⁴⁷ WEBER, Granaten, S. 123f

zwar „zahlreiche Geschütze aller Kaliber, schwerste Minenwerfer und andere Kampfmittel eingesetzt wurden“, es jedoch „während dieser endlosen Zeit immer die Kaiserjäger [waren], die die Last dieses Ringens zu tragen hatten“.⁴⁴⁸ Obwohl um den Monte Pasubio zwei Jahre und allein in „Alpenkrieg“ über dreizehn Seiten lang gerungen wird, ist es am Schluss „der verwegene Anlauf der Kaiserjäger“, die „den Feind nach wütendem Handgemenge aus seiner Stellung und den Hang hinunter [werfen]“.⁴⁴⁹ Auch damit steht Weber ganz in der Erzähltradition der Weltkriegsliteratur. Denn die Betonung von Einzelepisoden suggeriert, dass im Gebirgskrieg noch die klassischen Tugenden und Strategien der Kriegsführung wirksam waren und es – zumindest an diesem Kriegsschauplatz – möglich gewesen war, der „technischen Kriegsführung wieder Herr zu werden“⁴⁵⁰. Folgerichtig wird der Monte Pasubio auch zum „Berg der Kaiserjäger“, also eines Infanterieregiments, zum „unvergänglichen Denkmal ihrer Geschichte“, zu ihrem „Golgotha“ und zum „höchste[n], [...] strahlendste[n] Gipfel ihres Ruhmes“.⁴⁵¹

Dass diese im Gebirge stationierten Soldaten und Regimenter dieser Aufgabe gewachsen waren, liegt Weber zufolge daran, dass sie schon von jeher „Söhne der Berge“ sind, „nicht nur erprobte Soldaten, sondern auch unerhörte Kletterer und Kenner der Berge“⁴⁵², denn „andere Truppen hätten kaum ein solches Ringen bestanden“⁴⁵³, da „diese Front [...] schon wegen der Wildheit der Natur und den Schwierigkeiten des Geländes Menschen [verlangte], die härter, kühner, unternehmender sind als der Durchschnitt“⁴⁵⁴. Diese Tugenden erheben den ‚alpenländischen‘ Soldaten über alle anderen:

„Nur einer scheint dieser Landschaft gleichgeartet, ihrer wert und würdig, ein Held unter stummen riesenhaften Brüdern: Der Mensch, der hier um seine Heimat ringt, der Dolomitenkämpfer aus den Jahren des Weltkrieges. Er wächst über alle militärischen Begriffe hinaus: Was angesichts dieser Gipfel Tat wer-

⁴⁴⁸ WEBER, Alpenkrieg, S. 221f

⁴⁴⁹ ebenda, S. 232. Der Kampf um den Monte Pasubio wird in „Alpenkrieg“ von S. 220-232 ausgetragen. In „Granaten und Lawinen“ werden dieser Episode 11 Seiten gewidmet, siehe WEBER, Granaten, S. 131-142

⁴⁵⁰ RAPP, Last Frontiers, S. 239

⁴⁵¹ WEBER, Alpenkrieg, S. 222; zur sakralen Überhöhung der Kampfhandlungen siehe auch Kap. 3.1.1 dieser Arbeit; vgl. ua. KÜHNE, Massen-Töten, bes. S. 44ff; DERS., Kameradschaft, S. 28ff

⁴⁵² WEBER, Alpenkrieg, S. 247

⁴⁵³ ebenda, S. 223

⁴⁵⁴ ebenda, S. 246

den kann, muß freiwillig geschehen, aus glühender Vaterlandsliebe, aus vollendeter Männlichkeit. Hier gibt es keine Befehle, hier befiehlt das eigene Herz, der eigene Mut. Hier gibt es kein Planen, keine Hilfe, keine Hoffnung, wenn das eigene Können versagt. Der einzelne gilt alles, die Masse nichts.“⁴⁵⁵

Weber verbindet hier wiederum die Größe und Heiligkeit der Landschaft mit der Erhabenheit des in ihr kämpfenden Soldaten. Dieser muss zu seinem Einsatz nicht von außen motiviert werden, er hat die Notwendigkeit der Kriegsführung und deren höheres Ziel erkannt und verinnerlicht.⁴⁵⁶ Dies umso mehr, als der Krieg an diesem Schauplatz unmittelbar die eigene Heimat bedroht und so die Verteidigung des Vaterlandes zum bestimmenden Motivationsgrund wird.⁴⁵⁷

Da aber auch die italienischen Soldaten in Webers Erzählungen erprobte Gebirgskämpfer sind, gilt seine Bewunderung auch dem Feind. Dies geschieht zwar nur in abgeschwächter Weise, wie Hämmerle feststellt, allerdings sind „auch die drüben aus hartem Holz geschnitzt“, wie Weber mehrfach festhält.⁴⁵⁸ Diese „Härte“ zeigt sich selbst noch in der Gefangenschaft, denn: „Ich habe nie einen italienischen Offizier gesehen, der sich in der Gefangenschaft etwas vergeben hätte. Sie waren durchwegs ritterliche, tapfere und unversöhnliche Gegner.“⁴⁵⁹ Gemeinsam ist diesen Alpenregimentern schließlich auch der „sportliche Ehrgeiz“, den sie bei der Erfüllung ihrer Soldatenpflicht an den Tag legen:

„Aber die Tatkraft der hier fechtenden Soldaten, der kriegerische und sportliche Ehrgeiz, kurz die persönliche Art des Kampfes fragte gar nicht nach solch weitgesteckten Zielen. Es wurden Heldentaten vollbracht, die vielleicht nicht ganz im Einklang mit ihrer Auswirkung standen, zu denen aber der eine Gegner den anderen zwang und bei denen der andere immer freudigen Herzens mitging. Denn

⁴⁵⁵ WEBER, Alpenkrieg, S. 103

⁴⁵⁶ RAPP, Last Frontiers, S. 239

⁴⁵⁷ Fritz Weber lässt seine Alpentruppen gerne hauptsächlich aus Deutsch-Österreichern bestehen, Mitglieder aus anderen Teilen der Donaumonarchie, die, je länger der Krieg im Gebirge anhielt, eine immer größere Rolle spielten, wird von ihm ignoriert. Siehe dazu auch Kap. 3.3 dieser Arbeit.

⁴⁵⁸ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 52; WEBER, Alpenkrieg, S. 247

⁴⁵⁹ WEBER, Menschenmauer, S. 35f, Weber weist hier ausdrücklich auf die Offiziere als gute Soldaten hin, im Gegensatz zum einfachen Soldaten: „Ihr Soldatentum ist genau so echt, wie das dieser freundlichen, niedergedrückten, aber gleich wieder hochschnellenden Bauernjungen unecht wirkt.“ Zur grundsätzlichen, strengen hierarchischen Abgrenzung zwischen Offizieren und einfachen Soldaten vgl. das Kap. 3.1.2.

*neben einer glühenden Vaterlandsliebe hüben wie drüben war es der Wunsch, die Leistungen des Gegners zu übertrumpfen, [...]*⁴⁶⁰

Durch diese und ähnliche Formulierungen sowie die Betonung des Kampfes, einerseits gegen den Menschen, andererseits gegen die raue Natur, wird der Krieg im Gebirge zu einer Art Abenteuer, in dem einander stets ritterliche Gegner gegenüber stehen. Neben der Darstellung der grundsätzlichen Tugenden und Stärken der Gebirgsregimenter stellt Weber immer wieder einzelne ‚herausragende‘ Soldatenpersönlichkeiten, zum größten Teil Offiziere wie er selbst, vor. Sie halten ihm zufolge die Kampfkraft der k. u. k. Armee trotz der Unfähigkeit der Militärobrigkeit bis zum Ende aufrecht.⁴⁶¹ Einer dieser Helden, die besondere Hervorhebung verdienen, ist der bereits erwähnte Oberst Ellison von Nidlef, selbstverständlich also ein Offizier, ein Mann „dessen militärische Fähigkeiten mit sagenhaftem persönlichen Mut gepaart war“ und dessen „Erscheinen [...] Tatkraft und Widerstand bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone [bedeutet]“.⁴⁶² Bei einem der vielen Kämpfe auf Lavarone-Folgaria erweist sich nun dieser Oberst als wahrer Held, nachdem die k. u. k. Truppen durch das italienische Trommelfeuer bereits stark dezimiert sind und eine Niederlage unausweichlich scheint:⁴⁶³

*„Und da nun spielt sich eine jener Heldentaten ab, die unfaßlich klingen: Oberst von Ellison geht allein hinaus. Er hat keine Reserven mehr, um einen Gegenstoß zu wagen, es bleibt ihm nichts übrig, [...] die Besatzung ist ja bis auf den letzten Mann gefallen. Ein italienischer Infanterist schnell, das Gewehr in der Faust, aus dem Trichter hoch und ruft den merkwürdigen Wanderer an, der da durch den Nebel kommt: [...] Der Oberst antwortet auf Italienisch: ‚Waffe weg! Hände hoch!‘ Dieser Befehl wirkt wie ein Zauber. Der Infanterist lässt das Gewehr fallen und hebt die Arme über den Kopf. [...] über dreihundert Waffenlose sammeln sich um den Obersten, der nichts in Händen hat als seinen Spazierstock [...] und unter Führung unseres Kommandanten marschieren sie geschlossen in die Gefangenschaft.“*⁴⁶⁴

⁴⁶⁰ WEBER, Alpenkrieg, S. 246

⁴⁶¹ vgl. Kapitel 3.1.3

⁴⁶² WEBER, Granaten, S. 45

⁴⁶³ für die gesamte Kampfbeschreibung siehe WEBER, Granaten, S. 44-60. Dieselbe Episode wird ebenfalls in Alpenkrieg beschreiben, siehe dazu va. S. 93f.

⁴⁶⁴ ebenda, S. 59f

Diese Darstellung des Oberst Ellison von Nidlef deckt gleich mehrere Tugenden ab, die Weber dem idealen Gebirgskämpfer zuschreibt: einerseits die Führungsqualitäten und das militärische Fachwissen, die Weber der Militärführung im Hinterland abspricht, andererseits Nähe zu den Soldaten, wobei Weber nie einen Zweifel an der hierarchischen Überlegenheit Nidlefs aufkommen lässt. Außerdem vereint Nidlef Mut, Kühnheit und ‚starke‘ Nerven in seiner Person und kann so riskante Unternehmungen zu einem guten Ende zu bringen, wie er in oben genannten Beispiel beweist.⁴⁶⁵

Als ein weiteres Beispiel für die Hervorhebung einzelner „Persönlichkeiten“ sei nochmals Luis Trenker erwähnt, den Weber als den Prototyp des kletternden, bergerfahrenen Soldaten beschreibt.⁴⁶⁶ In „Frontkameraden“ widmet er ihm ein eigenes Kapitel. Er betont vor allem Trenkers Körperkraft und sein ‚sonniges‘ Naturell, welches ihn, trotzdem er „immer mit den schwersten Aufgaben betraut [war]“, stets „bei guter Laune, zuversichtlich und stark“ bleiben ließ. Im Umgang mit Vorgesetzten habe Trenker jedoch so seine Probleme gehabt.⁴⁶⁷ Eine besonders ausführliche Geschichte behandelt einen Schikurs, an dem Trenker teilgenommen hatte und in dem er bis zur letzten Abfahrt alle, inklusive seine Vorgesetzten, im Glauben gelassen hatte, er könne nicht Ski fahren, um dann am letzten Tag dieses ‚Missverständnis‘ aufzuklären und wegen ‚Frozzelei‘ des Kursleiters Arrest bekam.⁴⁶⁸ Diese humorige Episode lässt sich direkt auf das Können eines Soldaten im Gebirgskrieg umlegen, wie Weber in „Granaten und Lawinen“ beweist, wo er an einer Stelle die Bedeutung von Skipatrouillen hervorhebt, denen „selbst ein meisterhaft bedientes Maschinengewehr [...] nicht ge-

⁴⁶⁵ Vgl. dazu im Kap. 3.1.3 die Stellen über das Versagen der militärischen Obrigkeit, weiters jene in Kap. 3.1.2 über egalitäre und hierarchische Kameradschaft sowie in Kapitel 3.2.2.1 über Nervenschwäche und den daraus resultierenden Aberkennung von Männlichkeit.

⁴⁶⁶ Vgl. auch Kap. 3.1.2, S. 80f dieser Arbeit über Trenkers Qualitäten als Kriegskamerad.

⁴⁶⁷ WEBER, Frontkameraden, S. 12

⁴⁶⁸ „Im Winter 1914/15 wurde auf Lavarone ein Skikurs abgehalten, an dem auch die Einjährigen teilnahmen. Trenker, damals schon ein brillanter Skiläufer, erklärte rundweg, er sei noch nie auf den ‚damischen Bretteln‘ gestanden und habe auch gar nicht die Absicht, sich dabei ‚die Haxen zu brechen‘. Er tat dies, weil man ihm sonst das Amt eines Hilfsskilehrers übertragen hätte und er keine Stunde mehr dienstfrei gewesen wäre. Im weiteren Verlauf spielte er denn auch die Rolle eines Skitrottels mit Talent und bewunderungswürdiger Ausdauer. [...] Dann kam sein großer Tag: [...] Auf das Kommando ‚Los!‘ machte er einen Sprung in die Fahrriechtung und sauste ab. [...] Schon lagen einige der ersten sechs [Starter, Anm. M.Z.] im Schnee, andre kämpften um das Gleichgewicht auf dem Steilhang, nur Trenker, das Urviech, der Skitrottel, die Schande für Tirol, flog wie ein Pfeil in die Tiefe. Als wäre der Geist der weißen Kunst plötzlich in ihn gefahren, glitt er, eine Schneewolke hinter sich, hinunter [...]“, ebenda, S. 10f

wachsen [war]“, weil „sie sich mit Windeseile [bewegten]“. ⁴⁶⁹ Trenkers Beschreibung zeigt so, abseits von heldenhaften Kampfeinsätzen, eine weitere Zuschreibung Webers an den idealen Gebirgskrieger: die Verbundenheit zur Bergwelt, deren Kenntnis und ‚artistische‘ Beherrschung, hier am Beispiel des Schifahrens gezeigt, sowie große physische Kraft und eine ‚Urwüchsigkeit‘, die aus dem harten, mühevollen Leben im Gebirge resultierte, wie er auch immer wieder betont, denn „die Truppen aus den Alpenländern“ sind „von Kindheit an daran gewöhnt [...] weil die unbarmherzige Natur der Berge ihnen vertrauter ist, als dem Sohn anderer Landschaften“. ⁴⁷⁰ Dies mündet in Webers Erzählung in ein schier „unbegreifliches Heldentum“:

„Was Mannestum heißt, zu welchen Taten und Opfern es fähig ist, das bewies die Offensive vom Frühjahr 1916 in überragendem Maße. [...] Das erforderte Seelenkräfte, wie sie nur der alpenländische Soldat aufbringt. Er allein vermag den Gedanken zu ertragen, von dem eben erklommenen Berg ins Tal niedersteigen und gegen einen neuen Berg anrennen zu müssen, wohl wissend, dass vielleicht erst der achte, der zehnte Gipfel die Erlösung bringt.“ ⁴⁷¹

Die körperlichen und geistigen Tugenden, wie an diesen beiden Beispielen gezeigt, sowie der Wille, das Vaterland um jeden Preis zu verteidigen, erhebt schließlich auch den k. u. k. Gebirgskämpfer über die italienischen Regimenter. Denn obwohl die auch die italienischen Truppen, wie bereits erwähnt, „fleißig und ausdauernd“ sind, „ohne Scheu vor Plage und Opfer“, zeigt sich schließlich: ⁴⁷²

„Unsere Überlegenheit im Gebirgskrieg ist zu groß. Hier kann der Feind seine ziffernmäßige Stärke nicht in Anwendung bringen, jeder Vorstoß führt ihn immer tiefer in die Wirrnis der Berge und Täler hinein, in deren Verteidigung wir Meister geworden sind.“ ⁴⁷³

⁴⁶⁹ „Auch Skipatrouillen stießen häufig vor, besonders in Vollmondnächten, wenn es hell genug war, um sich zurecht zu finden und der Feind die Gestalten in ihren Schneemänteln doch erst im letzten Augenblick wahrnehmen konnte. Selbst ein meisterhaft bedientes Maschinengewehr war diesen Zielen nicht gewachsen. Sie tauchten plötzlich auf, bewegten sich mit Windeseile und verschwanden ebenso rasch wie sie in Sicht kamen. Artilleriefeuer gegen sie hatte nicht mehr Erfolg als die Fliegerabwehr von der Erde aus. WEBER, Granaten, S. 130

⁴⁷⁰ WEBER, Alpenkrieg, S. 277f

⁴⁷¹ ebenda, S. 218

⁴⁷² WEBER, Alpenkrieg, S. 249

⁴⁷³ WEBER, Granaten, S. 142

Der bereits während des Ersten Weltkrieges sowohl vom Militär als auch in der Presse propagierte ‚alpinistische‘ Soldat erfasst jedoch nicht das gesamte Männlichkeitskonstrukt Webers. Daneben gibt es, wie Hofer und vor allem Hämmerle erstmals dargelegt haben, auch starke modernistische Züge in seinen Beschreibungen. Die bereits erwähnten zahlreichen und mit Begeisterung beschriebenen Hinweise auf den industriellen Krieg und die dadurch entstehenden Veränderungen für den Soldaten, die Weber einen „diskursiven Typus eines gestählten Kriegers“ erschaffen lassen, sind bei genauem Studium seiner Kriegsbücher kaum zu übersehen.⁴⁷⁴

Dieser „gestählte Krieger“ zeigt sich einerseits natürlich in den zahlreichen ausführlichen Schlachtenbeschreibungen, in denen „ständig ‚Stahl [niedersaust]‘ und ‚das Feuer [rollt]‘ und ‚mäht“.“⁴⁷⁵ Dabei wird das Kriegsgerät mitunter gar in einer sakral überhöhenden Sprache dargestellt, was folgendes Beispiel veranschaulicht:

„Aber das Dröhnen und Flammen geht weiter. Auch das Geschütz ist mit uns auferstanden, die Waffe, das apokalyptische Tier unserer Zeit. Mit schwarzen Mäulern bleckt es feindwärts, rüttelt uns wach: Vorwärts! Was gafft ihr? Starrt nicht in den Himmel! Marschieren, laden, schießen – töten, vernichten, zermalmen: das ist die Erde und ihr Beherrscher, der Mensch! Es gibt keine Wunder mehr!“⁴⁷⁶

Mit diesem Szenario, das wiederum mit christlicher Semantik verflochten ist, schließt sich der Kreis zum jeweiligen Beginn der Kriegsbücher, in denen bereits die göttliche Bedeutung dieses „Völkerringens“ beschworen wurde.⁴⁷⁷ Wie dieses Beispiel erahnen lässt, bedient sich Weber bei seinen Beschreibungen durchaus eines ähnlichen Vokabulars wie Ernst Jünger.⁴⁷⁸ Dies zeigt sich vor allem auch in der Tendenz, den Soldatenkörper mit der Maschine, die er bedient, verschmelzen zu lassen:

„Mit nackten Oberkörpern, rauchgeschwärzt, immer von dem Schicksal ihrer gefallenen Kameraden bedroht, verrichten die Tapferen jeden Handgriff exakt

⁴⁷⁴ vgl. HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 52f; HOFER, Nervenschwäche, va. S.279f

⁴⁷⁵ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 53

⁴⁷⁶ WEBER, Ende, S. 53

⁴⁷⁷ Vor allem in „Alpenkrieg“, „Granaten und Lawinen“ sowie „Menschenmauer am Isonzo“ wird immer wieder auf die heilige Ehrenhaftigkeit dieses Krieges hingewiesen. vgl. Kap. 3.1.1, va. S. 70-74 dieser Arbeit

⁴⁷⁸ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 53

wie die Maschine, die sie bedienen. Kein großes Wort kommt von ihren Lippen, aber in ihren Gesichtern steht die wilde Entschlossenheit, den ungleichen Kampf bis ans Ende durchzufechten.“⁴⁷⁹

Dabei wird mitunter auch eine gewisse Ästhetisierung der Verbindung von Mann und Maschine spürbar, die trotz der Beschreibung körperlicher Strapazen Kraft und Männlichkeit zum Ausdruck bringen soll:

*„Schweiß rinnt über die Gesichter, die Hemden kleben an den matten Körpern. Das Rohr in unserer Mitte ist glühend heiß; aber wir stoßen ein neues Geschloß hinein, setzen die Patrone an, schieben den Verschuß zu, reißen an der Abziehschnur. Rot zuckt es vor der Mündung, Rauch wirbelt auf [...]“*⁴⁸⁰

In den Schlachten an der Isonzo-Front schließlich findet die Abhärtung der Mannes ihren Höhepunkt, denn in diesen Schlachten packt „ein Kraftgefühl ohnegleichen die Männer“ und „die Blutdurst hat sie, die Wut, der Vergeltungstrieb, die Freude an der Vernichtung“; selbst „im Blut des Neulings, des Zaghafte [...] tobt ein Rausch“⁴⁸¹. Webers Wortwahl ähnelt hier der von Franz Schauwecker, der bereits 1919 die „wilde, stolze Freude an Kraftentfaltung und Mannestum“, die ihn in der Schlacht ergriffen hätte, beschreibt, aber auch Ernst Jünger, der seinen eigenen Worten zufolge „die Luft der Feuertaufe atmete, die von überströmender Männlichkeit geladen sei“.⁴⁸² Der Mann ist somit durch die „Stahlgewitter“, die er überwinden musste, nun endlich bei einer wahren und absoluten Männlichkeit angelangt:

*„Ein jedes der Ungewitter, die hier Soldaten durchlitten, trägt auch ein Wunder in seinem Schoß: Denn aus dem ungeheuren Geschehen wird neues Leben einst auferstehen, das die Erde aufs Neue beseelt. Grauengezeugte und elendgeborene Kinder des Krieges, auserkorene Schöpfer einer künftigen Welt!“*⁴⁸³

⁴⁷⁹ WEBER, Granaten, S. 26

⁴⁸⁰ ebenda, S. 30f

⁴⁸¹ WEBER, Isonzo 1917, S. 28

⁴⁸² KÜHNE, Massen-Töten, S. 41. Zur Person Franz Schauwecker vgl. Anm. 296 dieser Arbeit.

⁴⁸³ WEBER, Isonzo 1917, 8; vgl. auch HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 54

Dies zeigt wohl am deutlichsten die Verherrlichung eines ‚neuen‘ Menschen, der, durch den Krieg geformt, jegliche menschliche Schwäche hinter sich lässt und bereit ist, eine neue Welt zu erschaffen.

Ein weiteres Merkmal dieses neuen Soldatentypus, das ihn über alle anderen Männlichkeitsmodelle erhebt, sind, in Webers Kriegsoeuvre immer wiederkehrend, die Nerven oder vielmehr die Überwindung eben dieser, wie bereits im vorhergehenden Kapitel mit dem Hinweis auf die große Nervenbelastung des technisierten Krieges kurz angedeutet wurde.

Es wurde außerdem bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass in diesem modernen Krieg individuelles Heldentum kaum möglich war. Vielmehr beschränkte sich der Einsatz auf eine „weitgehend anonyme Eingliederung in Kampfverbände“; Kampfstrategien oder taktische Manöver waren für den einzelnen Soldaten zumeist „abstrakt und undurchschaubar“, er war nur mehr „statistisches Material, eben ‚Menschenmaterial‘“.⁴⁸⁴ Weber sieht beispielsweise in der Isonzo-Front „den Rhythmus [einer] gewaltigen Maschine, von der jeder der Hunderttausend nur ein winziger Teil ist.“⁴⁸⁵ An anderer Stelle spricht er von einer „ungeheure[n] Menschenmühle, die bald rascher, bald langsamer lief, niemals aber stillstand“.⁴⁸⁶ Diese Formulierungen erinnern wiederum sehr an Ernst Jünger. Der Mensch hat sich in den ‚Krieg der Maschinen‘ eingliedert, er ist nunmehr nur ein kleines Rädchen einer riesenhaften Maschine, denn gefragt ist „nicht das Abenteuer eigener Kühnheit, sondern der Zwang zum zeitlich unabsehbaren Aus- und Durchhalten in einem logisch und sensorisch undurchsichtigen Raum“⁴⁸⁷. Doch dieses Durchhalten ist „das Aergste an Qual und Entsetzen, was jemals über den Menschen hereinbrach“, wie Weber das „Postenstehen im Trommelfeuer“ beschreibt.⁴⁸⁸

Das Motiv der Nervenstärke, die die Soldaten der Isonzo-Front „anders als die Soldaten aller anderen Fronten [macht], die alten wie die jungen, die neuen wie die eingewöhnten“, findet sich im Weber’schen Œuvre, trotz einer solchen Aussage, nicht nur in den Passagen über den Krieg am Karst, sondern auch in den Darstellungen des Ge-

⁴⁸⁴ ÜBEREGGER, *Der andere Krieg*, S. 277

⁴⁸⁵ WEBER, *Isonzo 1916*, S. 17

⁴⁸⁶ WEBER, *Isonzo 1915*, S. 25

⁴⁸⁷ ÜBEREGGER, *Der andere Krieg*, S. 277

⁴⁸⁸ WEBER, *Isonzo, 1915*, S. 76

birgskrieges.⁴⁸⁹ Denn auch hier schon findet sich der Soldat in einem „Feurofen der Bewährung“, der „Mut, Entschlossenheit, Härte, und eine Selbstverleugnung, die ans Wunderbare grenzt“ erfordert.⁴⁹⁰ Darum ist, trotz aller Glorifizierung der Alpinisten-Soldaten, auch hier bereits ein neuer Typus Mann angelegt:

„Hier fallen Männer und Männer steigen aus Sturz und Nacht zu ewigem Ruhm empor. Hier krümmen die Seelen sich in der Glut einer Läuterung, wie sie nur im Kriege über den Menschen kommt; und zu Schlacke gebrannt, fällt alles ab, was klein und feig und nichtig ist, was noch am Ich hängt und sich zeternd festklammert an den Falten eines unvollendeten Lebens.“⁴⁹¹

Weber schreibt dem industriellen Krieg gar eine ‚erzieherische‘ Funktion zu, denn erst durch den Einsatz in diesem modernen Krieg und dessen veränderte Bedingungen kann der Soldat wahres Mannestum erlangen:

„Und dort wurden sie, Mann für Mann, zu jenem Soldatentyp gehämmert, den die Nachbarschaft des Todes nicht mehr schreckt [...] Neue Menschen entsteigen diesen Höllen. Sie sind hart bis zur Grausamkeit und opferbereit bis zur Selbstverleugnung. Sie tragen so viele Bilder haarsträubender Erlebnisse mit sich herum, dass ihre Augen erloschen sind wie taube Spiegel.“⁴⁹²

Hier findet sich wiederum das Motiv des ‚neuen‘ Menschen, das natürlich den ‚neuen‘ Mann meint, der durch den Krieg „gehämmert“ jede menschliche Schwäche abgelegt hat. Die Augen, die „erloschen sind wie taube Spiegel“ erleichtern das tägliche Handwerk dieses ‚stählernen‘ Kriegers, da er nun gefühllos und wie eine Maschine sein Werk verrichten kann.

Diese Darstellung von den durch die „Stahlgewitter“⁴⁹³ der Materialschlachten gehärteten Soldaten hielt der Wirklichkeit natürlich nicht stand. Tatsächlich wurde in den täglichen Erfahrungen der Soldaten jegliche Phantasien und Hoffnungen auf ein ‚neu-

⁴⁸⁹ WEBER, Isonzo 1916, S. 14

⁴⁹⁰ WEBER, Alpenkrieg, S. 235

⁴⁹¹ ebenda

⁴⁹² WEBER, Isonzo 1916, S. 16; vgl. auch HOFER, Nervenschwäche, S. 279f

⁴⁹³ Der Begriff „Stahlgewitter“ wird hier in Anlehnung an den gleichnamigen Roman von Ernst Jünger als Ausdruck des Trommelfeuers im Stellungskrieg verwendet. Vgl. auch Kap. Anm. 108 dieser Arbeit.

es' Heldentum durch eine besondere Nervenstärke zunichte gemacht, wie aus einem Zitat eines Soldaten an der Isonzo-Front zu erfahren ist: „Das Gefasel von Mut, Todesverachtung, Zähigkeit und Tapferkeit ist, wenn es für solche Lagen, in welchen wir uns befanden, gebraucht wird, ein arger Blödsinn.“⁴⁹⁴ In der Weber'schen Darstellung würde eine solche Aussage freilich als Ausdruck von Schwäche definiert, als Zeichen dafür, dass derjenige, der sie tätigt, nicht stark und männlich genug ist um den Schrecken des Krieges standzuhalten und als ‚neuer‘ Mensch der ‚Feuerhölle‘ zu entsteigen, wie das folgende Kapitel zeigen soll.

⁴⁹⁴ Zitiert nach HOFER, Nervenschwäche, S. 261. Das Zitat stammt ursprünglich aus: PÖLZER, Drei Tage am Isonzo, S. 13

3.2.2 Der ‚Nicht‘-Mann – Feiglinge, Versager, Deserteure

Die Darstellung des ‚wahren‘ Mannes erhält ihren endgültigen Status durch die ständige Kontrastierung zu jenem Mann, der eben kein ‚richtiger‘ Mann ist und dem industriellen Krieg nicht standhält bzw. zu einem von Angst erfüllten Nervenbündel wird. Hämmerle spricht von einer „Negativfolie“ und meint damit die Darstellung der „Nervenkrüppel“ in Webers Erzählung, durch die die Eigenschaften des ‚wahren‘ Kämpfers erst manifestiert werden.⁴⁹⁵ Weber äußert zwar immer wieder Mitleid für „schwächliche“ Kameraden, lässt aber auch Geringschätzung erkennen. Außerdem spricht er zwar häufig allgemein von dem „beängstigend[en] Seelenzustand aller dieser Menschen“, deren „Nerven in Gräueln und Schrecken ohnegleichen zerrieben wurden“⁴⁹⁶, lässt aber auch keine Zweifel daran, dass ein ‚wahrer‘ Mann diese Gräueltaten durchzustehen und schlussendlich zu überwinden hat. Daneben stehen zahlreiche Einzelgeschichten von Soldaten, die an den „Stahlgewittern“ zerbrechen und diese „Nervenprobe“ nicht bestehen.⁴⁹⁷

Im Folgenden sollen drei Aspekte „unmännlichen“ Verhaltens, wie in der Weber’schen Kriegserzählung dargestellt, aufgeschlüsselt werden. Gleichzeitig soll in einem Verweis auf das vorhergehende Kapitel aufgezeigt werden, wie die „Verweichelichten“ ihr Mannestum hätten erhalten können. Weiters wird die Hierarchisierung aufgezeigt, die Weber auch in der Beschreibung der verschiedenen Verweigerungsformen vornimmt.

3.2.2.1 Nerven

Die Nervenbelastung im industrialisierten Krieg stellt nicht nur bei Weber, sondern bereits in der Militärrhetorik zur Zeit des Krieges eine bedeutende Komponente dar. Schon bald nach Kriegsbeginn wurde klar, dass durch den technischen Fortschritt und die damit veränderte Art des Kampfes dem Soldaten andere Eigenschaften abverlangt wurden, als es in den Kriegen des 19. Jahrhunderts der Fall war.⁴⁹⁸ Die Westfront wurde zum Synonym für die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges. Dort zeigte

⁴⁹⁵ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 47

⁴⁹⁶ WEBER, Granaten, S. 61f

⁴⁹⁷ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 44f

⁴⁹⁸ HOFER, Nervenschwäche, S. 254

sich schnell, dass die Kultivierung männlichen Heldentums nur wenigen Soldaten gelang. Wie in der deutschen Weltkriegshistoriographie bereits ausführlich erforscht, entstanden durch die allgegenwärtige Todeserfahrung und die massenhaften grausamen Verstümmelungen durch das oft stundenlange Trommelfeuer Kriegsneurosen in vorher nicht gekanntem Ausmaß.⁴⁹⁹

Aber auch an den anderen Kriegsschauplätzen herrschte ein industrialisierter Krieg. Nicht mehr Körperkraft und gute militärische Ausbildung waren für den perfekten Soldaten ausschlaggebend um der industriellen Kriegstechnik und den Materialschlachten standzuhalten, sondern in immer größerem Maße die psychische Belastbarkeit. Von der Militärpropaganda wurden die veränderten Anforderungen an den Menschen aufgenommen und zur Überhöhung der eigenen Kampfkraft bzw. zur Diffamierung des militärischen Gegners verwendet.⁵⁰⁰ Auch bei Fritz Weber nehmen die nervliche Belastung und die Untätigkeit während eines Artilleriefeuers einen wichtigen Platz in der Darstellung des Kriegsalltages ein:

„Reife Männer beginnen wie gerügte Kinder zu weinen, brave Burschen verantworten sich brüllend und schreiend, und es ist am besten, nur unter vier Augen mit ihnen zu sprechen. Dann lächeln sie gleich wieder und bitten wegen ihres Betragens um Entschuldigung. Ein paar Zigaretten, ein Wort des Lobes oder der Erinnerung an diese und jene Heldentat machen alles wieder gut. Es ist nicht zu leugnen: Wir sind Irre und Wärter in einem Irrenhaus. Wir sind boshafte und unberechenbare Kranke, die aus geringstem Anlaß einander die kränkendsten Dinge sagen. Es gibt Augenblicke, in denen plötzlich wütender Haß zwischen uns auflodert, Szenen, die kein Gesunder verstehen würde. Unsere Seelen sind ärger verwüstet als das Gebilde aus Beton und Eisen, das wir verteidigen.“⁵⁰¹

Bezeichnend für Webers Konstruktion soldatischer Männlichkeit sind jedoch die immer kurz auf solche Passagen folgenden Relativierungen durch Hinweise darauf, dass die „Verteidiger des Vaterlandes“ dennoch tapfer den Strapazen standgehalten hätten bzw. die verständnisvoll abwertende Feststellung, dass der eine oder andere eben zu „schwächlich“ sei, um den Anforderungen zu genügen.

⁴⁹⁹ KÜHNE, Kameradschaft, S. 71

⁵⁰⁰ HOFER, Nervenschwäche, S. 254

⁵⁰¹ WEBER, Granaten, S. 62

Die Auswirkungen des modernen Krieges auf die Soldaten darzustellen, wurde von der österreichischen Geschichtsschreibung lange Zeit vernachlässigt. Erst in den letzten Jahren werden vermehrt auch für die Südwestfront die Auswirkungen des Maschinenkrieges auf die im Gebirge und im Karst kämpfenden Soldaten untersucht.⁵⁰²

Tatsächlich ist es so, dass sowohl im Hochgebirge, aber vor allem an der Isonzofront die nervliche Belastung durch schweren Artilleriebeschuss für viele unerträglich wurde. So empfanden beispielsweise Soldaten, die zunächst an der Ostfront eingesetzt waren und ab 1915 an die Isonzofront verlegt wurden, diese Situation als „Schockerlebnis“. Zwar hatte es auch in Galizien den Alltag des Grabenkrieges gegeben, doch stellte die veränderte Topographie des Geländes eine Steigerung der Belastung dar. Im lehmigen Boden Galiziens war es relativ einfach gewesen, Stellungen zu errichten, an der italienischen Front jedoch dauerte es oft Monate, bevor die Soldaten ihre Kavernen beziehen konnten, da diese erst in den Fels gesprengt werden mussten.⁵⁰³

„Mein Gott – ein Stellungskrieg bei 1000 Schritten Frontabstand in einer Gegend, wo man selbst in drei Metern Tiefe nicht ein einziges Sandkorn findet! Wir bauten förmlich Wunderwerke von Erdbefestigungen in dem unergründlichen Humus am Rande herrlicher Eichen- und Buchenwälder.“⁵⁰⁴

Hinzu kamen der kurze Abstand zum Feind, der in manchen Fällen nur „40 bis 50 Schritte“ betragen konnte und die unberechenbare Wirkung der einschlagenden Artilleriegeschosse, deren Vernichtungswucht der harte Felsboden noch potenzierte.⁵⁰⁵ Diese besondere Geländebeschaffenheit wird auch bei Fritz Weber thematisiert und die daraus folgende Wucht der Geschosse und die damit einhergehende „Zerrüttung

⁵⁰² Va. ÜBEREGGER, Der andere Krieg, HOFER, Nervenschwäche und HÄMMERLE, Es ist immer der Mann sind hier zu nennen, regional für Tirol siehe EISTERER, Kaiserjäger und HARTUNGEN, Standschützen

⁵⁰³ Solange diese unterirdischen Schutzgräben nicht fertig waren, wurden die Laufgräben mit Holz und Sandsäcken verstärkt und waren an manchen Stellen so niedrig, dass die Männer robben mussten, um eine geringfügige Deckung zu haben. Vgl. HOFER, Nervenschwäche, S. 257f

⁵⁰⁴ zitiert nach HOFER, Nervenschwäche, S. 257f. Der hier zitierte Hans Pölzer war zunächst als Soldat an der Ostfront, ab 1915 im Fronteinsatz am Isonzo.

⁵⁰⁵ HOFER, Nervenschwäche, S. 258

der Nerven“ an vielen Stellen seiner Kriegsliteratur in drastischen Bildern beschrieben:⁵⁰⁶

„Wieder kommt der furchtbare Einschlag. Eine Riesenrauchwolke nimmt die Sicht. Das Herz klopft zum Zerspringen. Neugierde, Spannung, Pflichtgefühl – alles ist weggewischt. Aus der heulenden, singenden Luft greifen die Fänge des Entsetzens, krallen sich in die Eingeweide. Das Blut jagt wütend durch den Körper, die Hände zittern.“⁵⁰⁷

Doch ein ‚richtiger Mann‘ hält diese Strapazen aus, überwindet seine Krise und richtet weiter seine ‚heilige‘ Pflicht, die der Kampfeinsatz aus Webers Sicht darstellt. So stellt er sich auch mehrfach gerne selbst dar. Kurz nach Beginn seines Kriegseinsatzes erleidet er bei den Kämpfen zwischen den italienischen und österreichischen Sperrforts auf dem Lavarone-Folgaria-Massiv einen Nervenschock:

„Das ist mehr, als ein Anfänger erträgt. Ich lasse das Maschinengewehr los und stolpere die Stiege hinunter in den Bereitschaftsraum. Schweiß bricht mir aus allen Poren, meine Zähne klappern aufeinander, als hätte ich Schüttelfrost. Es dauert lange, bis ich wieder die Kraft finde, in den Panzerstand hinaufzusteigen.“⁵⁰⁸

Das Entscheidende hierbei ist nicht der Nervenschock an sich, sondern dass er sich fängt und aus dieser Krise gestärkt hervorgeht. Kurz nach dieser Episode folgt die Verteidigungsschlacht um das Werk Verle mit nur 40 Mann Besatzung, in der Weber seine ‚gestärkte‘ Männlichkeit unter Beweis stellt.⁵⁰⁹ Jene, die diese Zähigkeit nicht besitzen, die Weber sich gerne selbst zuschreibt, haben ihr Recht, sich als ‚Mann‘ zu bezeichnen, verwirkt. So, wie auch Fähnrich Scherk, von dem Weber berichtet, dass

⁵⁰⁶ Vgl. WEBER, Isonzo 1915, S. 25f; „Was diesen Kampfboden aber erst in eine unvorstellbare Hölle verwandelt, das ist der Stein. Er verwehrt dem Kämpfer den letzten Trost, die Zuflucht in den Schoß der Mutter Erde. Er fesselt ihn an die mühselig gebaute Stellung, zwingt ihn, dort zu bleiben, wo die Sturzflut der Granaten am ärgsten niederdonnert. Dieser Boden aus hartem Muschelkalk ver Hundertfach die Wirkung des Feuers. Er reißt nicht in Trichtern auf, sondern zersplittert zu Geröllhalden, er schmettert in Schottergarben hoch, die die Menschen zu unförmigen Klumpen schlagen; er säuft das Wasser des Himmels in sich und gibt keinen Tropfen davon her; er glüht unter den Strahlen der Sonne und lässt die Bora, den eisigen Sturm der Berge, ungehemmt toben. Dieser Boden ist von allen Marter des Krieges die schrecklichste.“

⁵⁰⁷ WEBER, Menschenmauer, S. 25

⁵⁰⁸ WEBER, Granaten, S. 42

⁵⁰⁹ vgl. den Exkurs über Webers Selbstdarstellung in seinen biographischen Werken, va. S. 147f

er „vier Tage und Nächte [...] Dienst gemacht [hat]“ und selbst nach dem Befehl, sich auszuruhen „konnte sich dieses Nervenbündel nicht beruhigen“.⁵¹⁰ Als Weber ihn später „auf einem Munitionsverschlag bei der ersten Haubitze“ sitzend findet, ist jener „vollständig betrunken“:⁵¹¹

„Doch selbst in diesem Zustand wühlt die Angst in seinem Gesicht. Auch der Alkohol vermag sie nicht auszulöschen, er kann nicht schlafen, er hält es nicht länger aus. [...] Ich müsste ihn grob anlassen und weiß doch, dass ich einen Kranken vor mir habe. Er ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein, dem das Gehirn zerbröckelt an dieser Schlacht.“⁵¹²

Weber zeigt zwar, wie in anderen Beispielen auch, Verständnis für die Situation des Fähnrich, lässt aber keinen Zweifel daran, dass Scherk in der männlichen Hierarchie unter ihm steht, denn „wie viele, die in dieses furchtbare Geschehen geschleudert wurden, ist auch er zu jung und zu schwächlich, um es zu ertragen.“⁵¹³

Aber nicht in jedem Fall lässt Weber Verständnis für einen kranken Geisteszustand erkennen. So zum Beispiel im Zusammenhang mit den Festungskommandanten der Sperrforts Verle, und Lusern, Gimpelmann und Nebesar. Beide hatten während der ersten schweren Beschießung einen Nervenzusammenbruch erlitten. Während Gimpelmann „mit einem Weinkrampf im Keller [lag]“⁵¹⁴ und schließlich die Räumung des Werkes befahl, ließ Nebesar „aus Furcht vor einem Überfall die Mannschaft drei Tage und drei Nächte nicht schlafen“.

„Ein Alarm hetzte den anderen [...] weil der Kopf, der hier zu bestimmen hatte, unfähig war, die Lage, in der sich das Werk befand, richtig einzuschätzen und seine krankhafte Furcht zu überwinden.“⁵¹⁵

Kurz darauf will Nebesar kapitulieren.⁵¹⁶ Nur den ‚verlässlichen und tapferen Soldaten‘ der Werke ist es zu verdanken, dass die Verteidigung schließlich hält.

⁵¹⁰ WEBER, Menschenmauer, S. 43

⁵¹¹ ebenda, S. 44

⁵¹² WEBER, Menschenmauer, S. 44f

⁵¹³ ebenda, S. 43

⁵¹⁴ WEBER, Granaten, S. 26

⁵¹⁵ ebenda, S. 34

„Alle Schuld trifft den Kommandanten. Sein Versagen lässt den Wahnsinn losbrechen. Es war ein verhängnisvoller Fehler, dass man Offiziere für solche Posten nach dem Rang und nicht nach ihrer Eignung bestimmte. Nur Menschen mit eisernen Nerven halten diese Form des Kampfes aus.“⁵¹⁷

Hier findet sich nicht mehr der verständnisvolle Ton, den Weber bei Soldaten der unteren Ränge anspricht. Die beiden Offiziere werden als „Irrsinnige“⁵¹⁸ und „Verrückte“⁵¹⁹ tituliert. Webers Verständnis nach sind einem Militär höheren Ranges „kranke Nerven“ also nicht zu verzeihen. Er steht, noch stärker als der einfache Soldat, der vielleicht aus Unerfahrenheit diese „eisernen Nerven“ noch nicht hat, für einen „effeminierten Nicht-Mann mit schwachen Nerven, dem jegliche positiv besetzte Männlichkeit abgesprochen wird“⁵²⁰.

Nicht nur in Webers Erzählung wird denjenigen, die nicht stark genug sind, den industriellen Krieg zu verkraften, das ‚Mann-Sein‘ abgesprochen. Ganz grundsätzlich hatten nervöse und „hysterische“ Soldaten innerhalb ihrer Kompanie ein schweres Leben. Viele, vor allem Neulinge, waren dem Druck, den vorgesetzte Offiziere, aber auch die Kameraden ausübten, nicht gewachsen. Der Ausdruck „Nervenkrüppel“ war ein geläufiges Schimpfwort, das mit Angst und Feigheit gleichgesetzt wurde und den Betroffenen zum Außenseiter machte.⁵²¹ Ein besonders bezeichnendes Beispiel hierfür ist – wiederum bei Weber - die Geschichte des „Rekruten“ Atzwanger, die in „Frontkameraden“ erzählt wird. Dieser Atzwanger bietet, „schwächlich und blaß, mit unruhigen Augen“, bereits bei seiner Ankunft an der Front den „typischen Anblick eines Nervenkrüppels“, wodurch er zur Zielscheibe der „Sticheleien“ seiner Kameraden wird, „denen [sein] Seelenzustand nicht entging“ und die „natürlich [...] sofort über ihn her[fielen]“. ⁵²² Dieser Soldat fällt also aus der Gemeinschaft der Kameraden heraus und wird zum Außenseiter. Kurze Zeit später wird Atzwanger im Schlaf von einem Querschläger in den Bauch getroffen und verblutet. Selbst im Tod zeigt sich nun

⁵¹⁶ vgl. auch ebenda, S. 35: „Da meldet gegen vier Uhr nachmittags der Beobachter im drehbaren Panzerstand, dass Werk Lusern vier weiße Fahnen gehisst habe. Wir können das nicht glauben, sind ganz benommen vor Entsetzen. Wenn eines der Werke fällt, ist die Linie zertrümmert.“

⁵¹⁷ WEBER, Granaten, S. 36

⁵¹⁸ ebenda, S. 29

⁵¹⁹ ebenda, S. 36

⁵²⁰ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 47

⁵²¹ HOFER, Nervenschwäche, S. 261f

⁵²² WEBER, Frontkameraden, S. 101

seine Außenseiterposition innerhalb der Frontgemeinschaft, die er trotzdem er durch die Kugel eines Feindes gefallen ist, behält:

„Die Nachrufe, die ihm seine Kameraden widmeten, waren nicht gerade liebevoll; sie stimmten darin überein, dass nur ein ‚Erzfeigling‘ auf diese Weise zugrunde gehen könne, und gipfelten in dem alten Weisheitssatz: Wem die Kugel bestimmt ist, den trifft sie, und wenn sie um eine Ecke gehen muß.“⁵²³

3.2.2.2 Außenseiter

Nicht nur fehlende Nervenstärke konnte den Verlust von Männlichkeit bedeuten. Eine weitere Möglichkeit, nicht ‚Mann‘ genug für die Soldatenehre zu sein, ortet Weber bei jenen ‚Außenseitern‘, die seinem Empfinden nach einen Störfaktor in der Frontgemeinschaft darstellen. Und zwar nicht in erster Linie, weil sie den nervlichen Belastungen nicht standhielten, sondern weil sie sich nicht in die Truppe einfügten oder einfügen konnten. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist die Geschichte des „Fähnrich Kasimir Wroblewski, Doktor der Philosophie, Realschulprofessor und [...] Kommandant einer Nahkampfbatterie [...] Kein Jüngling mehr, sondern ein Herr mit grauem Haar, etwa fünfundvierzig Jahre alt, Pole“, mit dem Weber einige Zeit in einem „Keller in Roana“ haust:⁵²⁴

„Nach und nach begreife ich, dass Dr. Wroblewskis Interesse an allem, was ‚die Gesellschaft‘ angeht, und die Vorliebe für ein soigiertes Leben auch im Felde keineswegs nur die Eigenheiten eines schrullenhaften Kopfes sind. Es graut ihm unsagbar vor dem Kriege und vor allem, was damit zusammenhängt. Unser Dasein ist ihm ein böser Traum und er kämpft mit Kölnerwasser, Ahnenkult und Teppichen dagegen an.“⁵²⁵

Mit dem Wunsch nach einem „soigierten Leben“ und dem „Grauen vor dem Krieg“ macht sich der Fähnrich zum Außenseiter, weil er dem Soldatenbild Webers nicht entspricht. Er sieht den Fronteinsatz nicht als ‚ehrenvolle Vaterlandsverteidigung‘ oder als Möglichkeit ‚wahre‘ Männlichkeit zu kultivieren, sondern als Qual. Aller-

⁵²³ ebenda, S. 104

⁵²⁴ WEBER, Granaten, S. 88f

⁵²⁵ ebenda, S. 90

dings, wie Weber bald feststellt, „ist er durchaus nicht feig“, sondern „stellt seinen Mann, wenn es darauf ankommt“.⁵²⁶ Doch auch dabei lässt er Enthusiasmus und innere Motivation für den Kampfeinsatz vermissen und besteht auf einem Rest an zivilem Leben:

„[...] kein Alarm kann so dringend mahnen, dass er nicht vor dem Verlassen dieses Kellerloches Licht anzündet, einen Blick in den halb erblindeten Wandspiegel wirft und Handschuhe anzieht. Das ist nun einmal so.“⁵²⁷

Dr. Wroblewski zählt durch dieses Verhalten, wie es in der späteren Wehrpädagogik heißen sollte, zur Gruppe der sogenannten „Gemeinschaftsschädlinge“. Zu diesen wurden neben dem „Feigling“ und dem „Drückeberger“ unter anderem auch der „Streber“, die „Querulanten und Eigenbrötler“ sowie die „Miesmacher“ und „Krittler“ gezählt.⁵²⁸ Denn der enge Rahmen von „Normalverhalten“, wie er im militärischen Umfeld gezogen wurde, hatte nicht nur die Ausgrenzung und Stigmatisierung gesellschaftlicher Randgruppen zur Folge, sondern richtete sich ebenso gegen Menschen, die sich nach dem zeitgenössischen Verständnis ‚unnormale‘ verhielten. Solch ein von der Norm abweichendes Verhalten beschäftigte auch die Militärpsychiatrie, die Charaktereigenschaften wie Sensibilität, Ruhebedürfnis oder Schüchternheit als in höchstem Maße suspekt ansah und Menschen, die dieses „atypische“ Verhalten an den Tag legten, schnell als psychopathisch einstufte. Die hierfür verwendete Kategorisierungsformel war jene der „geistigen Minderwertigkeit“, die sich jedoch nicht an objektiven „geistigen“ Fähigkeiten orientierte, sondern vielmehr eine, wie Überegger schreibt, „quasi-moralische Kategorie“ darstellte und sich in erster Linie auf Lebensart und Verhaltensweise bezog. Somit konnten auch Angehörige der höheren Bildungsschichten in den Verdacht kommen „geistig minderwertig“ zu sein, wenn sie ihren zivilen Habitus im Militärdienst nicht ablegten.⁵²⁹ Das Beispiel des Dr. Wroblewski fügt sich nahtlos in diese Argumentation ein:

„Der Krieg, dieser Todfeind der Eleganz, streckt wieder einmal seine schmierigen Pfoten aus und wagt es, ihn mit seiner ordinären Stimme anzuplärren. Miß-

⁵²⁶ ebenda

⁵²⁷ ebenda, S. 90f

⁵²⁸ KÜHNE, Kameradschaft, S. 85

⁵²⁹ ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 282

*mutig, die Augenbrauen zusammengezogen, hockt er neben mir. Seine behandschuhten Hände fingern nervös am Überschwing. Er seufzt. Nur die Angst, ausgelacht zu werden, hindert ihn an lauten Ausbrüchen des Unbehagens und der Verzweiflung.*⁵³⁰

Wroblewski stellt somit einen Außenseiter dar, weil er sich nicht dem „Ideal der Kampfgemeinschaft“⁵³¹ anpasst und den „Krieg in den Bergen“ nicht als seine „Bestimmung“⁵³² ansieht: Dabei zeigt die Aussage, dass er aus „Angst, ausgelacht zu werden“, sein „Unbehagen“ nicht äußert, den schweren Stand, den nicht nur „Nervenkrüppel“, sondern auch intellektuelle Außenseiter in der Gemeinschaft hatten.

Ein weiteres Beispiel mag dies verdeutlichen. Weber beschreibt dabei einen „peinlichen Vorfall“ den ein „Mann [...] verursachte“, den Weber selbst „persönlich sehr hoch schätzte“:

*„Leutnant Simic meldete von der Dammstellung, dass der Einjährige Lugan den Dienst verweigere; [...] das Benehmen des Dienstverweigerers sei derart exalziert, dass er an seinem Geisteszustand zweifle. [...] Zunächst dachte ich, es handle sich um einen jener Zusammenstöße, wie er unter Menschen mit kranken Nerven – und das war jeder von uns – nicht selten ist.*⁵³³

Diese Wortwahl zeigt bereits die Hierarchisierung, die Weber auch im Grad der „Unmännlichkeit“ vornimmt. Ein Nervenschock zieht noch nicht per se die Absprechung jeglicher Männlichkeit nach sich. Doch dieser Lugan, ein „Privatbeamter aus Czernowitz“, der sich „in den drei Monaten, die er bei der Batterie war, nie hervorgetan, aber seinen Dienst immer klaglos versehen [hatte]“, dessen „stilles, schüchternes Wesen und der große Altersunterschied zwischen ihm und [den anderen seiner Truppe, Anm. M.Z.] ihn zum Sonderling gemacht zu haben [schienen]“,⁵³⁴ der bezeichnet nun den Krieg als „Wahnsinn“ und weigert sich, „auch nur eine Stunde länger bei diesem

⁵³⁰ WEBER, Granaten, S. 94

⁵³¹ ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 282

⁵³² „Daß wir in Tirol bleiben ist sicher. Wir gehören zum Edelweißkorps und der Krieg in den Bergen ist unsere Bestimmung. ...“, WEBER, Menschenmauer, S. 9

⁵³³ WEBER, Piave, S. 17

⁵³⁴ ebenda

Wahnsinn mitzuwirken!“⁵³⁵ Bei einem kurz zuvor erfolgten Nahkampf war ein Italiener lebensgefährlich verwundet worden, aber erst nach Stunden, in denen seine Schreie im ganzen Abschnitt zu hören waren, gestorben.⁵³⁶

„Ein Schmerzensschrei? Wir haben Hunderte schreien gehört. Ein Feind, der dem Tod davonkriechen will? Wir haben Dutzende der Unseren im Stacheldraht schaukeln gesehen. Der da aber, dieser grauköpfige Bücherwurm, den die Not eines Einzigen sich krümmen lässt? Der vielleicht verrückt wird, wenn er sieht, wie man Tausende niedermäht? Wahrscheinlich ein Märtyrer aus Neigung, ein Mensch, der die Wollust der Widersetzlichkeit auskosten will. ... Ich will nicht rechten mit ihm, aber er ist unbrauchbar, ist ein Bazillus, wenn's um Sein und Nichtsein geht.“⁵³⁷

Dieser Lugan, der von seinen Kameraden wegen seiner „Ungeschicklichkeit [ge]hänsel[t] [wurde]“⁵³⁸ und den sie „Professor nannten“⁵³⁹, bestätigte damit, dass Belesenheit und zu hohe Bildung als „egoistisches Einzelgängertum“⁵⁴⁰ einzustufen sei, weil es die Frontkameradschaft störte. Lugan ist „unbrauchbar, [...] ein Bazillus“⁵⁴¹, der es wagt, den Sinn des Krieges infrage zu stellen und somit dem Ideal des Kämpfers nicht mehr gerecht werden kann. Obwohl Intellektualität und „Vereinzelung an sich“⁵⁴² noch kein „strafbares Vergehen“⁵⁴³ darstellte, erweckte eine solch eigentümliche Abschottung oder gar Abneigung vom Rest der Gemeinschaft, Weber spricht gar von „Hass“⁵⁴⁴ seinen Kameraden gegenüber, auf jeden Fall den Verdacht ein solches Vergehen zu sein. Denn „Einzelgängerei“ wurde als Vorstufe zur Fahnenflucht gesehen, wie Weber mit dieser Geschichte ja bestätigen will.⁵⁴⁵

⁵³⁵ ebenda, S. 19f

⁵³⁶ ebenda, S. 18f

⁵³⁷ WEBER, Piave, S. 20f

⁵³⁸ ebenda, S. 18

⁵³⁹ ebenda

⁵⁴⁰ KÜHNE, Kameradschaft, S. 85

⁵⁴¹ WEBER, Piave, S. 21

⁵⁴² KÜHNE, Kameradschaft, S. 85

⁵⁴³ ebenda

⁵⁴⁴ WEBER, Piave, S. 18

⁵⁴⁵ KÜHNE, Kameradschaft, S. 85

3.2.2.3 Deserteure

So oft Weber in seinen Werken von „Nervenkrüppeln“ schreibt, so wenig ist in seinem Œuvre von Desertion zu lesen. Lediglich in kurzen Sätzen oder Satzteilen wird, ohne nähere Beschreibung der Situation, auf diese Form der Verweigerungsform hingewiesen, ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen drastischen Ausführungen. Folgendes Beispiel soll dies illustrieren:

„Aus dem Werk Verle ist ein Mann desertiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es nicht Verrat, was ihn zur Fahnenflucht bestimmte, sondern Angst, quälende Angst vor den kommenden Ereignissen. Er wollte dem Untergang entgehen, der diesem und allen anderen Werken droht. Seine Phantasie hat sich an den Schicksalen der belgischen Forts erhitzt, auf die er immer wieder zu sprechen kam.“⁵⁴⁶

Diese vorderhand wertfreie Formulierung erhält durch die bereits dargelegte Haltung Webers gegenüber ängstlichen Soldaten jedoch eine andere Bedeutung. An anderer Stelle enthüllt er denn auch seine Einstellung gegenüber Deserteuren. Auf dem Weg nach Triest, so wird in „Sturm an der Piave“ erzählt, treffen Weber und einer seiner Offizierskollegen auf eine italienisch sprechende Truppe von k. u. k. Soldaten, die ihnen anbieten, sie auf dem Seeweg nach Triest zu bringen. Während der Fahrt keimt in Weber der Verdacht, dass sich „die Italiener“ von ihrer Kompanie entfernt haben und gerade dabei sind, zum Feind überzulaufen, dabei aber auch noch, so scheint es, Gefangene mitbringen wollen: „[...] im Nu sind wir uns klar: Der kleine Italiener desertiert [...] nach Ancona. Um diese Schurkentat vollständig zu machen, wurden wir beide mitgenommen.“⁵⁴⁷ Zwei Aspekte dieser Episode sind hier interessant. Zum einen das Misstrauen gegenüber den italienischen Mitgliedern der k. u. k. Armee, das Weber auch an anderer Stelle ausdrückt und das bereits während des Krieges ein Thema sowohl bei der Heeresleitung als auch in der Öffentlichkeit war; andererseits

⁵⁴⁶ WEBER, Alpenkrieg, S. 27

⁵⁴⁷ WEBER, Piave, S. 102. Kurze Zeit später stellt sich allerdings heraus, dass der Kapitän des Bootes einen Umweg gefahren ist und nicht desertieren will, was er „lachend“ beteuert: „Nein, nein, er sei zwar Italiener, aber er habe den Treueid des Soldaten geschworen und werde ihn nicht brechen.“ Diese Episode veranlasst Weber zu einem nachdenklichen Kommentar über Misstrauen gegenüber italienischsprachigen k. u. k. Soldaten: „Tragen wir nicht die gleichen Embleme auf den Kappen und misstrauen einander, als gäbe es kein Vaterland, dem wir gemeinsam dienen? Ist es nur die unerbittliche Fuchtel der Disziplin, die Drohung mit dem Galgen, die uns zusammenkettet? Wir an der Front wussten uns seit langem nicht mehr ausschließlich unter Freunden“. Ebenda, S. 104

die Einstellung, dass Desertion eine wahre „Schurkentat“ darstellt, die einen Verrat an den Kameraden bedeutet und somit zum schlimmsten Verbrechen wird, das ein Soldat begehen kann.⁵⁴⁸

Nicht nur bei Weber, auch in der Militärgerichtsbarkeit wurde Desertion oder Fahnenflucht als besonders schwerwiegendes Verbrechen eingestuft, dem durch den Bruch des „Treuebekenntnisses“, das im Fahneneid abgelegt wurde, eine „ethisch-moralische Dimension“ anhaftete, wie bei Überegger zu lesen ist. Das bedeutet, dass Desertion einen Bruch des Pflichtverhältnisses des Soldaten gegenüber der Armee und dem Staat darstellte.⁵⁴⁹ Fahnenflucht wurde je nach der Schwere und den Umständen, unter denen sie begangen wurde, unterschiedlich bestraft und konnte in schweren Fällen mit dem Tod geahndet werden.⁵⁵⁰ Oswald Überegger hat Tiroler Militärgerichtsakten des Ersten Weltkrieges auf den Tatbestand der Desertion analysiert und stellt in Übereinstimmung mit Christoph Jahr fest, dass es „d e n Deserteur schlechthin“ nicht gab. Zur Fahnenflucht konnten verschiedene Motive und Beweggründe ausschlaggebend sein.⁵⁵¹ So konnten unter anderem Kriegsmüdigkeit oder die Sorge um die Familie Auslöser für eine Desertion sein.⁵⁵² Bei der Untersuchung des Sozialprofils von Deserteuren stieß Überegger jedoch auf eine interessante Tatsache, die auch für die deutsche Armee zutreffend ist: Die sozial schwächsten Schichten tauchen in den Akten über Fahnenflucht vermehrt auf, wohingegen Bauern oder höhere Offiziere deutlich unterrepräsentiert sind. Überegger führt das unter anderem auf die das Vermögen

⁵⁴⁸ Misstrauen gegenüber den sog. Welsch-Tirolern drückt Weber in mehreren seiner Bücher aus, wie in folgendem Beispiel: „Nicht überall entlang dem Alpenbogen sind auch die Grenzen der Völker und Gefühle so haarscharf gezogen wie die ‚Linie‘, an der man den andringenden Feind aufhalten wollte. [...] Die südlich heiteren Täler der Etsch und Brenta aber sind nicht so verstummt wie die strengen Landschaften der Dolomiten [...] Und unter Maisstroh versteckt die heimlich genährte Trikolore.“ WEBER, Alpenkrieg, S. 19f. Den Welsch-Tirolern wurde ein großes Maß an Misstrauen entgegengebracht; ihnen wurde vorgeworfen, dass sie sich nicht der k. u. k. Monarchie, sondern vielmehr dem Königreich Italien zugehörig fühlten. Dies führte zu Repressalien, sowohl gegen die Trentiner Zivilbevölkerung, als auch gegen die italienischen Soldaten in der k. u. k. Armee. Vgl. dazu ÜBEREGGER, Der andere Krieg, va. S. 265-276. Zum Umgang mit Welsch-Tiroler Standschützen siehe HARTUNGEN, Standschützen, va. S. 85-88

⁵⁴⁹ Nach dem Militärstrafgesetz von 1855 war Deserteur, „wer nach abgelegtem Militärdiensteide das Regiment, Corps oder den Dienstzweig, dem er angehört, oder den ihm angewiesenen Aufenthalt eigenmächtig und mit dem Vorsatze, sich seiner Dienstpflicht für immer zu entziehen, verlässt, oder davon in gleicher Absicht sich entfernt hält.“ ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 232

⁵⁵⁰ Mit dem Tod bestraft wurden Deserteure, die zum Feind überliefen oder die die Vereitelung ihrer Desertion gewaltsam zu verhindern suchten, wenn dabei jemand zu schweren Verwundungen oder gar zum Tod kam. Ebenda, S. 233. Allerdings wurde Desertion nicht in allen Ländern gleich bewertet. Eine genaue Definition der Desertionsgrade und die Schärfe ihrer Bestrafung differierten teils sehr. Vgl. ebenda, S. 232f

⁵⁵¹ ebenda, S. 241f

⁵⁵² ebenda, S. 247

betreffenden Repressionen des Staates zurück, die vermögenslosen Arbeitern weniger anhaben konnten als zum Beispiel Bauern, die Gefahr liefen, ihren gesamten Besitz zu verlieren.⁵⁵³

Dazu passt auch eine Episode in „Das Ende der Armee“, in welcher Weber vom Zugführer Aschenbrenner berichtet, der „im Zivil Landstreicher“ war. Dieser Aschenbrenner, „Besitzer aller Tapferkeitsmedaillen“, hatte mit Weber gemeinsam bereits im „Fort Verle, bei Asagio, auf dem Cimone, dem Pasubio, der Hermada“ gekämpft, war also bereits seit Jahren an der Front, teilt ihm kurz vor Antritt eines Fronturlaubes mit, dass er nicht mehr zur Truppe zurückkehren wird, was Weber in eindringlichen Worten schildert:⁵⁵⁴

„Lange sehe ich ihm in das hübsche, junge Gesicht, in die brennenden, dunklen Augen; sage kein Wort [...] Seine Rechte fingert nervös am Überschwing, er senkt den Blick. ‚Herr Oberleutnant ...‘ Pause. Verlegenes Husten. Kurzer Kampf mit sich selbst, dann ein energisches Heben des Kopfes: ‚Herr Oberleutnant, i sag’s wie’s ist: i komm’ nimmer ...‘ Es ist heraus. Ich wusste, dass er mich nicht anlügen wird. Nach langem Schweigen sage ich: ‚Das ist Desertion, Aschenbrenner, und als alter Soldat wissen Sie, dass ich Sie anzeigen muß. Von den Verle-Leuten ist noch keiner desertiert ...‘ Flammende Röte zieht über seine Wangen, die Augen werden ihm feucht. Seine Hände zittern. ‚Ich weiß, Herr Oberleutnant, aber ... i kann nimmer. Sechs Jahr, zwei aktiv, vier im Krieg, i kann nimmer.“⁵⁵⁵

Es ist wohl kein Zufall, dass Weber eine solche Geschichte just im letzten der vier Bücher über „Das Ende einer Armee“ bringt. In den letzten beiden Kriegsjahren häuften sich die Desertionen in einem Ausmaß, dass sich das Armeekommando begann Sorgen zu machen:

⁵⁵³ ebenda, S. 240. „[...] dass jeder, der den Dienst vor dem Feinde aus Feigheit verabsäumt, sich ohne geleisteten pflichtgemässen Widerstand und äußerste Not gefangen gibt oder zum Feinde überläuft, unbedingt der Todesstrafe verfällt, [...] weiters, dass den Angehörigen der Deserteure der staatliche Unterstützungsbeitrag sofort entzogen, die Familie daher der Not preisgegeben wird und dass sein ganzes Vermögen, Bargeld, Haus und Hof vom Staate beschlagnahmt werden.“ zitiert nach ebenda, S. 252. Zumindest teilweise dürfte diese Repression ihren Zweck erfüllt haben, da Überegger zufolge eine Analyse des Sozialprofils von Deserteuren einen deutlich höheren Anteil unverheirateter Vermögensloser aufweist. Ebenda, S. 252

⁵⁵⁴ WEBER, Ende, S. 12

⁵⁵⁵ ebenda, S. 12f

„Die Desertionen mehren sich [...] seit kurzem derart, wie dies bisher überhaupt noch nie der Fall war. Es vergeht beinahe kein Tag ohne Desertionen. Selbst solche Leute, welche mehrere Jahre im Felde standen, sich bei schwierigen Unternehmungen bewährten, wiederholt ausgezeichnet wurden, entehren durch ihr schmachvolles Handeln ihren Truppenkörper.“⁵⁵⁶

Aschenbrenner ist nun einer von jenen, die seit Jahren an der Front eingesetzt waren und der in „[den] dreieinhalb schweren Jahren [...] [über] prasselnde Felder [keuchte]“ in „Trichter[n] bangte“ und „in Unterstände[n] kauerte“.⁵⁵⁷ Obwohl Weber, wie schon bei den „nervenkranken“ Soldaten, auch im Fall Aschenbrenner Mitgefühl und Verständnis für seine Lage artikuliert und ihm auch klar ist, dass „der Krieg in diesem treuen Herzen [etwas] zerstört haben [muss], bis es sich entschloß, nicht mehr zurückzukehren zu seinen Kameraden“, ist es für ihn dennoch immer noch ein Verbrechen. Dass Aschenbrenner „immer der Ersten einer, der Besten, Verlässlichsten [...]“, hält ihn nicht davon ab, den Fahnenflüchtigen schließlich anzuzeigen und somit an seiner Offizierspflicht festzuhalten.⁵⁵⁸

Warum in der Weber'schen Erzählung außer den hier genannten Beispielen nur selten auf das Thema Deserteure eingegangen wird, wo er von anderen Formen von „Feigheit“ doch so ausführlich berichtet, ist nicht klar. Es mag daran liegen, dass es, außer in den letzten Kriegsjahren, vor allem Einzeldesertionen gab, wie Überegger zumindest für die Tiroler Front analysiert hat.⁵⁵⁹ Da es aber auch in den beiden Büchern „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“ außer einer kurzen Bemerkung von „massenhaften Deserteuren“⁵⁶⁰ keine Erwähnung von Fahnenflucht gibt, ist durchaus denkbar, dass Weber Desertion in seinen ‚heldenhaft kämpfenden Alpenregimentern‘ bewusst übersieht. Denn im Unterschied zu den Soldaten mit „kranken Nerven“ oder den Außenseitern, die dem Bild des idealen Kämpfers nicht entsprechen, würde der

⁵⁵⁶ zitiert nach ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 244. Das Zitat stammt aus dem Bericht des 11. Armeekommandos an seinen Kommandanten Conrad von Hötendorf vom 2.3.1918. Vor allem ab Mitte 1917 wurde Desertion zu einem Problem, das sich 1918 noch steigerte, was zum einen an dem ungewöhnlich lang empfundenen Krieg und die daraus resultierende schwindende Kampfbereitschaft und Kampfkraft der Truppen lag und zum anderen an der immer schlechter werdenden Versorgung. Vgl. dazu u.a. ebenda, S. 246

⁵⁵⁷ WEBER, Ende, S. 13

⁵⁵⁸ ebenda, S. 14

⁵⁵⁹ ÜBEREGGER, Der andere Krieg, S. 243

⁵⁶⁰ WEBER, Ende, S. 30

Hinweis auf zahlreiche Desertionen wohl das Bild der ‚deutsch-österreichischen‘ Truppen, die ja Webers Darlegung zufolge hauptsächlich für die „Verteidigung der Heimat“ an dieser Front zuständig waren und bis zuletzt „kampfbereit“ und „standhaft“ geblieben waren, beeinträchtigen.

3.3 Deutschnationale Tendenzen

In den Soldatenidealen Fritz Webers finden sich, wie bereits erwähnt, zahlreiche Elemente einer Verherrlichung martialischer Männlichkeit, daneben lässt sich auch deutlich eine deutschnationale Ausrichtung erkennen.

Weber war, laut eigener Aussage, in den 1920er Jahren Mitglied der Großdeutschen Volkspartei, einem Zusammenschluss von mehreren deutschnationalen Parteien und Gruppierungen.⁵⁶¹ Diese zeichneten sich durch Antiliberalismus und Antiklerikalismus aus und richteten sich außerdem gegen Sozialismus und Marxismus. Sie waren demzufolge besonders stark gegen die seit 1918 an politischem Einfluss gewinnende Arbeiterbewegung eingestellt.⁵⁶² Außerdem standen diese Gruppierungen für eine bereits aus dem 19. Jahrhundert stammende, starke Hinwendung zu „einem wirtschaftlich und politisch mächtigen Deutschland“.⁵⁶³ Die schon vor dem Ersten Weltkrieg immer wieder geäußerten Anschlussforderungen des ‚rechten‘ Lagers wurden in der Zwischenkriegszeit, obwohl auch ein Thema in den anderen Parteien, von den Deutschnationalen wieder am stärksten vertreten.⁵⁶⁴

Der Deutschnationalismus der Zwischenkriegszeit hatte seine Wurzeln im 19. Jahrhundert, „in welchem sich die bestimmenden und bleibenden Merkmale [...] ausgeformt hatten“.⁵⁶⁵ So hatten Emanzipationsansprüche der benachteiligten Ethnizitäten der Habsburgermonarchie Verlustängste der deutschsprachigen Eliten hervorgerufen und zu einem Kampf um die soziale Vorherrschaft und den „deutschen Besitzstand“ geführt. Dazu kam die Vorstellung, dass das „Deutschtum“ allen anderen Ethnien

⁵⁶¹ BA, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A, Fragebogen für Mitglieder der Reichschrifttumskammer; vgl. auch DOSTAL, Großdeutsche Volkspartei, S. 196: Die vor dem Ersten Weltkrieg nur lose Verbindung der verschiedenen deutschnationalen Parteien löste sich mit dem Ende des Krieges völlig auf. Erst 1920 gelang der Zusammenschluss zur Großdeutschen Volkspartei. Diese bestand aus insgesamt 17 Parteien und Gruppen, die Basis bildeten die schon seit der Monarchie bestehenden Alldeutschen, die Deutschradikalen, der Deutsche Volksbund und die nach Kriegsende neu entstandene Nationaldemokratische Partei in Wien. Zusätzlich schlossen sich die deutschdemokratischen, deutschfreiheitlichen und großdeutschen Bundesländerparteien an. Die Nationalsozialisten hingegen traten diesem Bündnis nie bei. Siehe auch Kap. 2.1.2, S. 54f

⁵⁶² ebenda, S. 201

⁵⁶³ ebenda, S. 195

⁵⁶⁴ vgl. ebenda, S. 202; außerdem Hanns HAAS, Staats- und Landesbewusstsein in der Ersten Republik, in: Handbuch des politischen Systems Österreichs, S. 472-487, hier vor allem S. 483f: Ein Anschluss an Deutschland wurde kurz nach Kriegsende auch von den Sozialdemokraten und Christlichsozialen als beste Chance für die neu entstandene Republik gesehen. Die Anschlussforderungen resultierten vor allem aus den Zweifeln über die wirtschaftliche Lebensfähigkeit Österreichs.

⁵⁶⁵ ebenda, S. 195

überlegen wäre, was bis in die Erste Republik beibehalten wurde. Diese Annahme einer „Superiorität“ des „deutschen Volksstammes“ findet sich auch immer wieder in der Kriegsliteratur Fritz Webers.

Wie Hämmerle bemerkt hat, sind die Soldaten in seinen Büchern „nicht einfach die in verschiedene Formationen des Heeres, der Landwehr oder des Landsturmes eingebundene[n] wehrpflichtige[n] Soldaten, sondern ganz generell Vaterlandsverteidiger, die tapfer und mutig, zum Letzten bereit, gegen die Bedrohung ihrer Heimat kämpften“.⁵⁶⁶ In den Formulierungen über die „Vaterlands- und Heimatverteidiger“ zeigt sich die deutschnationale Ausrichtung Webers am deutlichsten:

„Aber eines ist diesem Kern der Alpenfront-Truppen zu eigen: Es sind durchwegs Deutsche, die hier zum erstenmal im großen Völkerringen ihren Boden verteidigen! Mag ihre Bewaffnung kläglich sein, mögen sie niemals bei Paraden gegläntzt haben – das Auge zielt anders, die Hand zittert nicht, wenn es um die Heimat geht. Es bedarf nicht der Hinweise auf die große Ueberlieferung aus früheren Kämpfen. Keine Ruhmredigkeit, keine phantasievollen Aufrufe bringen hier die Geister in jene Rotglut, in der man Völker leicht zu schmieden vermag. Das Blut spricht. Und es spricht eine gewaltige Sprache!“⁵⁶⁷

Passagen wie diese sind bezeichnend für die hier behandelten Erzählungen Webers. Das Deutschtum wird immer wieder besonders betont und die Qualitäten, die sich nach seiner Zuschreibung daraus ergeben, werden hervorgehoben. Diese gehen Hand in Hand mit jenen Qualitäten, die er dem Gebirgskämpfer zuschreibt. Dessen Verbundenheit mit der rauen Gebirgslandschaft und die aus dem ständigen Kampf gegen die Naturgewalten des Hochgebirges erwachsene Stärke werden ebenso wie die „angeborenen“ Bergsteigerfähigkeiten der „Alpenländer“ mit der Zugehörigkeit zu jenem Deutschtum zu einem Idealbild verschmolzen.⁵⁶⁸ Dies findet sich vor allem in den Büchern bzw. Kapiteln über die Hochgebirgsfront, ständig ist die Rede von den hier kämpfenden „erstklassigen Soldaten“, die „fast durchwegs Söhne der Alpenländer“ sind und noch dazu den „besten Jahrgängen“ entstammen, denen „die Verteidigung

⁵⁶⁶ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 49

⁵⁶⁷ WEBER, Alpenkrieg, S. 13

⁵⁶⁸ vgl. auch HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 51

[...] wichtige[r] Sperre[n] anvertraut“ wurde.⁵⁶⁹ Und an anderer Stelle, an der Weber Bewaffnung und Besetzung von Werk Verle und den anderen Sperrforts auf Lavarone-Folgaria beschreibt, heißt es:

„Die Mannschaft besteht durchwegs aus jungen, verlässlichen Leuten, fast nur Oberösterreichern, Salzburgern und Tirolern. So ist es auch in den anderen Werken. Man hat diese Schlüsselstellung des Krieges gegen Italien in die treuesten Hände gelegt, die je eine Waffe trugen.“⁵⁷⁰

Dazu gesellen sich häufig Untergangsprophezeiungen, die mit Vorwürfen an die Militärführung bzw. auch die Parlamentarier gekoppelt sind.⁵⁷¹ Die „Söhne der Alpenländer“ bleiben aber von der drohenden Niederlage und den Schwächen der Führung unbeeindruckt. „Sie blicken dem Untergang schweigend und mit zusammengebissenen Zähnen ins Auge, nirgends wird ein zaghaftes Wort laut; und trotzdem fühlt jeder, dass Mannesmut hier vergeblich ist, dass es nur mehr einen [sic!] würdigen Tod gilt.“⁵⁷² Weber verbindet hier dieses starke Hervorheben des „Deutschtums“ mit einer anderen ‚Tugend‘, die für ihn den idealen Soldaten und also ‚wahren‘ Mann ausmacht: mit dem stoischen Hinnehmen der drohenden Niederlage „mit zusammengebissenen Zähnen“ und ohne „ein zaghaftes Wort“ zu verlieren. Unmutsbekundungen stehen einem Soldaten nicht zu, dies wäre als Schwäche anzusehen, weshalb derartige vor allem im Zusammenhang mit den „Alpenländern“ natürlich nicht vorkommen kann.

Passagen, in denen die deutschnationale Ausrichtung Webers besonders deutlich wird, finden sich, wie Hämmerle schon angemerkt hat, besonders am Beginn von „Alpenkrieg“ sowie in „Granaten und Lawinen“, wo der Beginn des Gebirgskrieges behandelt wird. Neben den k. u. k. Panzerwerken, die Weber, wie gezeigt, ausführlich bespricht, kam ja damals „insbesondere auch den Tiroler und Vorarlberger Standschützen, einigen Landsturm-Bataillonen und freiwilligen Schützenverbänden aus Kärnten, Salzburg, Oberösterreich und Triest große Bedeutung zu. Ungeachtet ihrer quantitati-

⁵⁶⁹ WEBER, Alpenkrieg, S. 38

⁵⁷⁰ WEBER, Granaten, S. 13f

⁵⁷¹ siehe Kap. 3.1.3 dieser Arbeit

⁵⁷² WEBER, Alpenkrieg, S. 38

ven Schwäche und der schlechten Ausrüstung wird ihr Einsatz verabsolutiert und zum Idealbild erhoben.⁵⁷³

Dazu gesellt sich die besondere Hervorhebung der deutschen Armee, die der zahlenmäßig unterlegenen k. u. k. Armee an verschiedenen Kampfpunkten zur Hilfe eilt, was von Weber mit vielen lobenden Erwähnungen begrüßt wird, wie folgendes Beispiel verdeutlicht:

„Da kommt eine Nachricht, die alle elektrisiert: Südlich von uns, zwischen Karfreit und Tolmein marschiert die XIV. Deutsche Armee auf. Wir werden nur der rechte Flügel der Stoßtruppe sein. [...] Durch Mojstrana marschieren reichsdeutsche Truppen [...]. Unendlicher Jubel begleitet sie. War doch die Heimat bedroht, Steiermark, Kärnten, Tirol; und diese da, Württemberger, Bayern, Schlesier, kamen als Retter in zwölfter Stunde. Zum erstenmal sollten Deutsche aller Stämme gemeinsam kämpfen.“⁵⁷⁴

Dieses Zitat ist einerseits deutlicher Ausdruck einer Hinwendung Webers zum ‚starken‘ Deutschland, das dem ‚schwachen‘ Österreich zu Hilfe kommen musste, was für das deutschnationale Lager ein wesentlicher Gesichtspunkt war.⁵⁷⁵ Andererseits lässt sich aus dem letzten Satz ganz deutlich die Zuordnung der Österreicher zum ‚Deutschtum‘ ablesen. Die Ideologie einer deutschen ‚Volksgemeinschaft‘ war ein wesentlicher Gesichtspunkt der Deutschnationalen und konnte einerseits Klassengegensätze in der Ersten Republik mit dem ‚Mäntelchen‘ der ‚völkischen Gemeinschaft‘ überdecken; andererseits konnte ‚volksdeutsch‘ auch rassistisch und antisemitisch verwendet werden.⁵⁷⁶

Bei der Darstellung der Zusammengehörigkeit der ‚Deutsche[n] aller Stämme‘ ‚vergisst‘ Weber, wie auch in obigem Zitat zu erkennen ist, dass an der Front gegen Italien von Kriegsbeginn an nicht nur Deutsch-Österreicher, sondern Soldaten aus fast allen Gebieten der Monarchie stationiert waren und dass diese, je länger der Krieg dauerte, immer zahlreicher an dieser Front eingesetzt wurden. Auf diese nicht-deutschen Sol-

⁵⁷³ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 49f

⁵⁷⁴ WEBER, Menschenmauer, S. 66

⁵⁷⁵ DOSTAL, Die Großdeutsche Volkspartei, S. 195

⁵⁷⁶ ebenda, S. 201

daten wird nur an wenigen Stellen hingewiesen und dann auch nur allgemein und in kurzen Nebensätzen. Sie werden meist nur als ‚Madjaren‘ [sic!], ‚Honveds‘, ‚Slovenen‘ oder ‚Südslawen‘ ohne Konturen [dargestellt], die für das eigentliche Kampfgeschehen mehr oder weniger bedeutungslos bleiben und im besten Fall als ‚arm‘, ‚brav‘, oder ‚tapfer‘ charakterisiert werden.“⁵⁷⁷

In der Darstellung der ethnischen ‚Minderheiten‘ in der k. u. k. Armee übernimmt Weber häufig eine schon aus dem 19. Jahrhundert bekannte Einstellung, die vor allem den transleithanischen Bevölkerungsgruppen „Kultur“ absprach, welche ihnen erst in der Armee beigebracht werden müsste, was den Gegenpol zu der von ihm formulierten Superiorität des „Deutschtums“ bildet.⁵⁷⁸

*„Zu den Ärmsten der Armen, die gegen Feind und Krankheit, Nervenmarter und Erschöpfung um den Besitz dieses Schutthaufens ringen, gehören dreißig junge Slovenen [sic!], [...]. Aller Bewährung zum Trotz haben sie ihre Bezeichnung „Rekruten“ beibehalten. Da keine Zeit geblieben ist, sie im Waffendienst entsprechend auszubilden, fällt ihnen der bitterste Teil der Verteidigung, der Dienst als Träger zu. [...] Nie treten sie einzeln auf, sondern immer zusammengedrängt wie eine Herde, die sich vor einem Gewitter fürchtet. Keiner von ihnen ist älter als zwanzig. [...] Ich sehe, daß sie fürchten, heute noch einmal hinunter gehen zu müssen, und sage dem Feuerwerker, er möge jedem einen Liter Wein geben lassen. Die Rekruten lachen wie beschenkte Kinder. Es ist so selten, daß sie etwas anderes hören als: Antreten, Zement holen, heidi, heidi. ...“*⁵⁷⁹

In diesem Absatz zeigen sich gleich mehrere Abwertungen Webers für die „dreißig jungen Slovenen“. Bezeichnend ist hier vor allem, dass sie im Kollektiv beschrieben werden. Weiters werden sie mit Tieren verglichen, dabei aber nicht etwa mit furchteinflößenden Attributen wie die deutsch-österreichischen Soldaten versehen, die sich mitunter in ‚rasende Bestien‘ verwandeln, sondern die Slowenen werden als sich ängstlich zusammendrängende „Herde“ bezeichnet. Die weitere Zuschreibung, dass sie sich über den erhaltenen Wein freuen „wie beschenkte Kinder“, zeigt, dass sie für Weber nicht als vollwertige Erwachsene und schon gar nicht als vollwertige Soldaten

⁵⁷⁷ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 49

⁵⁷⁸ HÄMMERLE, Connell'sches Prinzip, S 107f; siehe auch Kap. 1.1.2, S. 17 dieser Arbeit

⁵⁷⁹ WEBER, Granaten, S. 64-67

gelten, was er ja auch mit dem Hinweis auf ihren Status als „Rekruten“ feststellt. Die Bezeichnung als „Kinder“, sowie der Verweis auf die fehlende Ausbildung und daraus resultierende Stellung auf der untersten Leiter der Militärhierarchie weisen außerdem auf die oben erwähnte Haltung, dass dem Militär auch eine Bildungsfunktion zukomme, um sie zu brauchbaren Soldaten der Monarchie zu machen.

Eine Episode, die Weber in „Alpenkrieg“ erzählt, mag dies noch verdeutlichen. Es handelt sich dabei um die Darstellung einer „Verschwörung“ beim „Bosniakenbataillon V/bh1“ im Herbst 1917 im Sugana-Tal, in deren Folge sich die Soldaten des Bataillons widerstandslos entwaffnen lassen.⁵⁸⁰

„Die Feldwachen werden überrumpelt und gefangengenommen, was leicht zu machen ist, weil die armen Bosniaken nicht nur ihren eigenen Uniformen gegenüberstehen, sondern auch von Pivko und den anderen Verrätern zur Waffenstreckung aufgefordert werden. Sie sind ganz wirr und gehorchen schweigend wie immer.“⁵⁸¹ [...]

Die Katastrophe ist da! Ohne einen Schuß abzugeben, haben die Bosniaken nicht die Waffen gestreckt, wenn sie nicht vorher einer Täuschung, einer unerhörten Schurkerei zum Opfer gefallen sind. Diese braven, tapferen Leute mit den aufrechten Kinderseelen kennen keinen Verrat.“⁵⁸²

An diesen beiden Textstellen fällt wieder der oberflächlich verständnisvolle Grundton auf, den Weber auch in jenen Passagen in die Erzählung einfließen lässt, in denen Soldaten dem Krieg nicht ‚standhalten‘. Er Mitgefühl für die ‚jungen Slovenen‘ und die Bosniaken ‚mit den aufrechten Kinderseelen‘, gleichzeitig spricht er ihnen aber die nötigen Eigenschaften ab, um der Gemeinschaft der ‚wahren‘ Männer angehören zu können.

Im Zentrum von Webers Frontkämpfermythos stehen die Kaiserjäger-Regimenter, worauf auch schon an anderer Stelle hingewiesen wurde. Sie sind für ihn der Inbegriff des Gebirgskämpfers und Vaterlandsverteidigers, verkörpern das Idealbild eines Sol-

⁵⁸⁰ WEBER, Alpenkrieg, S. 281ff; Der Verschwörer, Oberleutnant Pivko, ist selbstredend kein Deutsch-Österreicher, sondern Slowene und begeht eine „Verrätertat [...] wie sie in der Geschichte aller Zeiten und Völker kaum ein Gegenstück findet; denn was Oberleutnant Dr. Pivko an Hinterlist, Tücke und Brutalität entwickelte, kann auch das weitherzigste Verständnis für nationale Leidenschaften nicht entschuldigen.“ Ebenda, S. 288

⁵⁸¹ ebenda, S. 290

⁵⁸² ebenda, S. 287

daten, wie immer wieder betont wird. So weist er häufig darauf hin, dass „der Berg [...] endgültig zum Bereich der Kaiserjägerdivision“ geworden ist und dass „andere Truppen“ als die Gebirgsregimenter „ein solches Ringen“ wohl „kaum [...] bestanden [hätten]“.⁵⁸³ Neben den körperlichen und psychischen Qualitäten sind aber immer auch „das deutsche Blut“ und die „deutsche Heimat“ von größter Wichtigkeit und werden dementsprechend oft erwähnt, wie folgende Beispiele deutlich illustrieren:

„Der Berg ist dauernd in Rauch und Staub, in lodernde Flammen und graubraunen Dunst gehüllt, ein schaurig-schöner Anblick namentlich bei Nacht, wo das Aufflammen der Signalraketen und Leuchtschirme von allen Gipfeln Südtirols aus sichtbar ist und zum Fanal der Heimattreue deutscher Männer wird: Die Kaiserjäger kämpfen um den Monte Pasubio, um ihren Berg, der zum heiligen Sinnbild eines Volkes in Not geworden ist.“⁵⁸⁴

Oder an anderer Stelle im selben Werk:

„Wie es den Kameraden geht, ob sie sich halten und allein den Gegner wieder hinunterwerfen können – das sind quälende Fragen für jeden einzelnen. Denn diese Männer sind mehr und inniger schicksalsverbunden als die Angehörigen anderer Truppen: sie haben den glühenden Hass gemeinsam und das starke Heimatgefühl. Sie sind eifersüchtig aufeinander, die einzelnen Regimenter, wenn es um Ehre und Ruhm geht: aber wenn gefochten wird, kennen sie nur das gemeinsame Blut, die gemeinsame Tat und die Waffenehre a l l e r Kaiserjäger.“⁵⁸⁵

Fritz Weber steht damit nicht außerhalb der zeitgenössischen Kriegserinnerung, sondern schließt sich vielmehr, wie auch in anderen Aspekten, einem bestimmten Strang der Mythen-Bildung an, der in der Zwischenkriegszeit immer dominierender wurde. Dabei ist vor allem die Geschichte der Kaiserjäger in der Zwischenkriegszeit von Interesse für die Analyse der Weber'schen Motive. Verbindet man diese Geschichte, die von Klaus Eisterer erstmals aufgearbeitet wurde, mit der Weber'schen Darstellung,

⁵⁸³ WEBER, Alpenkrieg, S. 223

⁵⁸⁴ ebenda, S. 243

⁵⁸⁵ ebenda, S. 231

finden sich wiederum bezeichnende Elemente deutschnationaler Ausrichtung in Webers Kriegsliteratur.⁵⁸⁶

Betrachtet man die Historie der Kaiserjäger nach Ende des Ersten Weltkrieges, zeigt sich, dass sich vor allem die Ausrichtung des 1920 gegründeten Alt-Kaiserjäger Klubs hervorragend in Fritz Webers Erzählkontext einfügen lässt. Die Mitglieder dieses Vereins setzten sich ausschließlich aus Offizieren zusammen. Da sich der Klub eigentlich als unpolitisch deklarierte, ist ein Passus in den Vereinsstatuten besonders interessant, der außer Offizieren auch „deutsche Arier in hervorragender Stellung“ als Ehrenmitglieder akzeptierte. Wie Eisterer schreibt, lässt sich an diesem „Arier-Passus“ eine „Symptomatik aufzeigen, die bezeichnend ist für die Ideologie jenes Geschichtsbildes, das nun von den Kaiserjägeroffizieren entwickelt wurde“. In den folgenden Jahren zeigten sich weitere Entwicklungen im Alt-Kaiserjägerklub, die Eisterer als „Verengung des Blickfeldes“ bezeichnet. So stellte der „Arier-Passus“ einen Bruch mit der Tradition der alten k. u. k. Armee dar, in der sich auch Juden und jüdische Offiziere integriert fühlen konnten. Fortgesetzt wurde allerdings die schon während der Monarchie hochgehaltene hierarchische Trennung zwischen Offizier und Mannschaft.⁵⁸⁷ In den 1930er Jahren begann sich die deutschnationale Ausrichtung des Kaiserjägerklubs noch deutlicher zu zeigen, da man nun von der „schicksalhaften Verbundenheit mit den Brüdern gleichen Blutes im Norden“ sprach. Wie bereits mehrfach gezeigt, ist „das gleiche Blut“ auch bei Fritz Weber eine immer wieder gern verwendete Phrase.

Ein weiterer Aspekt des Kaiserjägerbundes ist das völlige Außerachtlassen italienischsprachiger Kaiserjäger. Obwohl rund zwei Fünftel der vier Kaiserjägerregimenter aus Trentiner Tirolern bestanden hat, konzentrierte sich die Erinnerung der Zwischenkriegszeit vor allem auf die Deutsch-Tiroler, von denen sich, wie Eisterer bemerkt, „offensichtlich einige schon mehr als Deutsche denn als Tiroler fühlten“.⁵⁸⁸ In diese Haltung fügt sich Weber zweifelsohne ein, von Welschtiroler Kaiserjägern ist bei ihm in keinem Buch zu lesen, zumindest werden sie nicht explizit erwähnt. Während näm-

⁵⁸⁶ EISTERER, Kaiserjäger

⁵⁸⁷ ebenda, S. 116f. 1921 wurde ein zweiter Verein, der Kaiserjägerbund, gegründet. Diesem konnten Offiziere aber auch einfache Soldaten beitreten, die in einem der vier Kaiserjägerregimenter gedient hatten. Da dieser Verein schon bald in Verdacht geriet, politisch zu weit links zu stehen, spaltete sich ein Teil der Mitglieder ab und gründete den „Kameradschaftsbund der Tiroler Kaiserjägerregimenter“. 1933 wurde bei der Landesregierung Tirol angefragt, ob der „korporative Eintritt in die Vaterländische Front“ möglich sei. Eisterer stellt somit fest, dass die „Linkslastigkeit“ des Kaiserjägerbundes nicht sehr bedeutend gewesen sein kann. Siehe dazu ebenda, S. 117

⁵⁸⁸ ebenda, S. 121f

lich Regimenter aus dem deutsch-österreichischen Kernland eine genaue Zuordnung erfahren, wie zum Beispiel das „Infanterieregiment 59, Salzburg“, die „Rainer“⁵⁸⁹ tauchen italienischsprachige Truppen und Truppenangehörige gar nicht oder nur in Form von allgemeinen Umschreibungen auf. Von Welschtiroler Kaiserjägerregimentern ist nirgends zu lesen. Die Vermutung liegt nahe, dass Weber der Entwicklung der Kaiserjäger in die deutschnationale Richtung sehr positiv gegenüberstand, seine Darstellung dieser Regimenter passt zumindest einwandfrei in das ‚neue‘ Selbstverständnis des Kaiserjäger-Klubs. Und Weber festigt damit nicht nur das Geschichtsbild einer kleinen Gruppe, vielmehr wurde die „Blickverengung“, also unter anderem das ‚Vergessen‘ der Welschtiroler Soldaten in den Gebirgsregimentern und das Ausgrenzen der jüdischen Soldaten, bewusst ins kollektive Gedächtnis eingewurzelt. Die Kaiserjägervereinigungen hatten eine Vielzahl von Publikationen und waren in den Zeitungen sehr stark präsent. Daneben gab es zur Erinnerungspflege Feiern und Aufmärsche.⁵⁹⁰

Auch eine Untersuchung der Darstellung der Standschützenverbände in Webers Werk lässt interessante Schlussfolgerungen zu. Während noch im Krieg die Militärpropaganda darauf bedacht war, den Einsatz der Standschützen mythologisch zu verklären, gab es in diesem Bereich in den 1920er Jahren keine Motivation für gehobene Aufmerksamkeit.⁵⁹¹ Erst mit der forcierten Remilitarisierung Österreichs im Ständestaat erlebte das Standschützenwesen einen propagandistischen Aufschwung. Obwohl

⁵⁸⁹ siehe z. B. WEBER, Granaten, S. 99; außerdem: „Mit jedem Tag müssen die Italiener unter dem Cimonegipfel erfahren, dass da oben ein stahlharter Gegner haust: die „Rainer“, die 59er, das Salzburger Hausregiment, deren wilde Kampfkraft dieser Feind schon so oft zu spüren bekam“. DERS., Alpenkrieg, S. 208

⁵⁹⁰ Neben den hier erwähnten ‚Geschichtskorrekturen‘ wurden auch Kaiserjäger aus Vorarlberg in der offiziellen Erinnerung nicht erwähnt, ebenso wie ehemalige Kameraden, die nach dem Krieg eine anti-habsburgische oder sozialistische Einstellung erkennen ließen. Eisterer stellt nach Analyse der Publikationen und Pressemitteilungen der Kaiserjägerverbände „Militarismus als Tradition“, „Staatsgläubigkeit“ und „Gehorsamshypertrophie“ im Selbstverständnis der Kaiserjäger fest – Elemente, die als „psychosoziale Disposition den Nationalsozialismus (mit-)ermöglicht haben“. Die NSDAP sah sich „explizit als jene Bewegung, die das Erbe der Bruderschaft der Schützengräben angetreten hatte“. Obwohl die Kaiserjägervereine grundsätzlich eher monarchistisch und deshalb meist „anti-hitlerisch“ eingestellt waren, fand sich auch in ihrem Selbstverständnis der Aufbau eines „Traditionsstranges, in dem auf den gemeinsamen Kampf ‚aller deutschen Stämme‘ verwiesen wurde“. Siehe EISTERER, Kaiserjäger, S. 125f

⁵⁹¹ Vor allem Alice Schalek forcierte die Mythenbildung auch rund um die – in diesem Fall - Tiroler Standschützen in ihrem Frontreisebericht „Tirol in Waffen“: „Mit ihren derben Schuhen und ihren harten, schweren Gesichtern, mit den großen Bärten und den kindlichen Blauaugen sehen sie fast unwirklich aus. Daß sie echt sind, lebendig und beweglich, will man anfangs kaum glauben. Erst wenn sie ausspucken und ‚Grüß Gott!‘ sagen und plötzlich schlau verstohlen zwinkern, dass man sie ja nicht für dumm halten möge, dann fühlt man, wie hier jeder Mann für sein Volk symbolisch auftritt. Künstlerisch wirken diese markigen mittelalterlichen Gestalten und dennoch ungeschlacht, treuherzig sind sie und doch mißtrauisch, kühn und doch vorsichtig, leidenschaftlich und doch bedächtig, poetisch und zugleich theatralisch und ehrlich, aber verschmitzt ...“, zitiert nach HARTUNGEN, Standschützen, S. 78

nunmehr „alpenländische Traditionspflege und Wehrhaftigkeit zu tragenden Säulen des christlich-deutschen Ständestaates“ geworden waren, und somit geistig wie militärisch „Garant der österreichischen Unabhängigkeit“ vom Dritten Reich sein sollten, war für die Nationalsozialisten der Standschützenmythos „eine wichtige Bestätigung ihrer ideologischen Grundsätze“. ⁵⁹² Vor allem die Idee einer lebenslänglichen Wehrpflicht war es, die auf Interesse stieß. So konnte jeder Mann ab dem vollendeten sechzehnten Lebensjahr Mitglied eines Schießstandes werden und hatte im Notfall zur Verteidigung der Heimat auszurücken. Dies ist ein Ansatzpunkt, der auch Weber für die Standschützen vereinnahmt haben könnte. Denn obwohl keine ‚richtigen‘ Soldaten, sind sie doch wehrfähig und stellen sich dieser Pflicht mit ihrer Zugehörigkeit zu einem Schießverein auch. Bedenkt man, dass Weber das Soldatentum als höchste Stufe der Männlichkeit ansieht, so wird dieser Zusammenhang plausibel. Eine weitere Verbindung mit der Faszination der Nationalsozialisten am Standschützenmythos ist jene, dass es sich in der deutschnationalen Vorstellung um einen „von Natur aus wehrfähigen, urwüchsigen deutschen Gebirgsstamm [handelte], der ohne militärische Ausbildung in der Lage ist, auszurücken und einen vielfachen, militärisch hochgerüsteten Feind abzuwehren“. ⁵⁹³ Dieser Zusammenhang - „deutsch“ und „urwüchsiger Gebirgsstamm“ - als Qualifikation der Standschützen findet sich selbstverständlich auch bei Fritz Weber:

*„Aber hier im Südwesten können kriegsentscheidende Dinge geschehen, es bedarf nur des kühnen Entschlusses, ohne Rücksicht auf die anderen Fronten möglichst viel von den deutschen Alpenländern zu besetzen. Denn hier schlummert die geheimnisvolle Kraft dieses Reiches, das längst zerschellt wäre, wenn nicht die Deutschen Oesterreichs einen unerschöpflichen Quell des Siegwillens und Staatsgedankens dargestellt hätten. [...] Es sind freiwillige Kärntner Schützen, aus Kriegsdienstuntauglichen und Nochnichtstellungspflichtigen zusammengesetzt, schlecht bewaffnet, schlecht ausgerüstet, mangelhaft ausgebildet und ohne jede Erfahrung. Alles in allem ein ‚letztes Aufgebot‘ von erschütternder Seelengröße, von einem Opferwillen, der sein Gegenstück nur in Tirols Standschützen findet. Heimatliebe und Bergwelt, das sind die beiden starken Wurzeln dieser schwachen Kraft.“*⁵⁹⁴

⁵⁹² HARTUNGEN, Standschützen, S. 90

⁵⁹³ ebenda, S. 92

⁵⁹⁴ WEBER, Alpenkrieg, S. 148f

Obwohl „schlecht ausgerüstet“ und „mangelhaft ausgebildet“, gehören diese Schützenverbände doch zu einem „tapferen und freiheitsliebenden Gebirgsvolk“, was ihr Durchhalten in Webers Augen hinreichend erklärt.⁵⁹⁵

Auch in Webers Kameradschaftsmythos zeigt sich recht deutlich seine ‚Zugehörigkeit‘ zum ‚rechten‘ Lager. Sein Bekenntnis zu einer strengen hierarchischen Gliederung der Kameradengemeinschaft wurde bereits eingehend besprochen, aber auch ein anderer Aspekt zeigt die politische Ausrichtung Webers. Dabei ist wieder auf die Erfolge ‚linker‘ Kriegsliteratur, wie „Im Westen nichts Neues“ zu verweisen, von denen sich Webers Kameradschaftsbild deutlich unterscheidet. Zwar wurde, wie Kühne festhält, auf beiden Seiten, also sowohl in der ‚linken‘, als auch in der ‚rechten‘ Kriegserinnerung, der Kameradschaftsmythos – auf deutschnationaler Seite erst ab den 1930er Jahren – bewusst forciert.⁵⁹⁶ Beide Lager arbeiteten mit einem Mythos, der von der „Kontinuität zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ lebte.⁵⁹⁷ Allerdings blieben die Akzente, die gesetzt wurden, doch sehr unterschiedlich. Während auf der ‚linken‘ Seite Kameradschaft egalitär, das heißt unter gleichrangigen Soldaten, gesehen wurde und auch dem militärischen Gegner galt - Kühne nennt sie die „pazifistische Solidarität der Unterdrückten“⁵⁹⁸ - so zeichnete sich der rechte Mythos durch die bereits erwähnte „autoritär geordnete Kameradschaft“⁵⁹⁹ aus, die einen „Zusammenhalt der Offiziere und Mannschaften in einer Kampfgemeinschaft [propagierte]“ und „durch den Hass auf den militärischen Gegner zusammengehalten wurde“⁶⁰⁰.

Ein weiterer Aspekt von Webers Erinnerungskonstrukt wurde bereits im Kapitel über die Schuld der Militärführung bzw. des Parlaments angesprochen.⁶⁰¹ In den Formulierungen des Untergangs des Habsburgerreiches zeigt sich ebenfalls seine Nähe zum ‚rechten‘ Lager. Er greift immer wieder die mangelnde Führung an, die allein die

⁵⁹⁵ ebenda, S. 148

⁵⁹⁶ KÜHNE, Kameradschaft, S. 66. Die Nationalsozialisten waren dem Kameradschaftsmythos zunächst „desinteressiert gegenübergestanden“, doch seit dem Erfolg Remarques „arbeitete das rechte Lager daran, die Kameradschaft der Leidengemeinschaft durch eine ‚Kameradschaft der Tat‘ zu verdrängen“. Dabei wurde die Kameradschaft nun zu einer Gemeinschaft der „Aggressivität, der Schnelligkeit und der Fortbewegung“ und konnte, solcherart umgeformt, von den Nationalsozialisten vereinbart werden. vgl. dazu ebenda, va. S. 77f

⁵⁹⁷ ebenda, S. 62

⁵⁹⁸ ebenda, S. 66

⁵⁹⁹ ebenda

⁶⁰⁰ ebenda, S. 62

⁶⁰¹ vgl. Kap. 3.1.3 dieser Arbeit

Deutsch-Österreicher im Stich gelassen hatte, während sich die anderen Völker der Donaumonarchie auf in die Unabhängigkeit machten.

„Zum erstenmal aber fühlte ich so ganz deutlich, welch eine tragische Rolle wir Deutschösterreicher beim Zusammenbruch spielten. Da waren überall Menschen, Völker, Nationen, die sich aneinander klammerten, die Ziele und Wünsche vor Augen hatten, von Männern ihrer Zunge geführt wurden und denen aus Sturz und Niedergang eine Hoffnung blühte. Nur wir irrten ziellos und verlassen umher, von den meisten gehasst, von den anderen mit gleichgültiger Höflichkeit behandelt. [...] Niemand führte uns, keiner [...] fand es jetzt der Mühe wert, die verbluteten, zerrütteten Haufen aus dem Chaos zu lenken. Unter allen, die durch Venetien und das Friaul gejagt wurden, waren wir die einzigen, die keinen Schimmer von Glauben an etwas Neues, würdig des ungeheuren Einsatzes, in sich trugen.“⁶⁰²

Neben der deutlichen Kritik an der staatlichen Führung fügt Weber sich in diesem Absatz auch einem in den 1920er Jahren breit geführten Diskurs, der die Orientierungslosigkeit des flächenmäßig geschrumpften Deutsch-Österreichs zum Thema hatte und häufig die Lebensfähigkeit dieses neuen Staates bezweifelte. Dieser ‚Nicht-Glauben an etwas Neues‘, den Weber hier anspricht, war in den Verliererstaaten des Weltkrieges weit verbreitet. In Österreich kamen dazu Zweifel, ob der „klägliche, lebensunfähige Torso“, also der Staat der Ersten Republik, überhaupt eine Zukunft haben würde, was schon bald den Ruf nach einem Anschluss an Deutschland laut werden ließ.⁶⁰³ Vor allem für die Großdeutsche Volkspartei als politischer Exponent des rechten Lagers, dem sich Weber ja, wie bereits erwähnt, schon seit Beginn der 1920er Jahre zurechnete, war der Anschlussgedanke der „unverrückbare Leitstern“ im Parteiprogramm.⁶⁰⁴ Das nationale Lager war dem Parlamentarismus schon im 19. Jahrhundert misstrauisch gegenübergestanden, was „noch weit in die Erste Republik nachwirkte“.⁶⁰⁵ Obwohl die Großdeutsche Volkspartei in den 1920er Jahren zunächst rege am demokratischen Prozess beteiligt war, entwickelte sich bis Anfang der 1930er Jahre eine deutlich ablehnende Haltung gegen den Parteienstaat.⁶⁰⁶ Diese Ablehnung äußert sich bei Fritz Weber unter anderem in den Vorwürfen über die zu langsame Ar-

⁶⁰² WEBER, Ende, S. 69

⁶⁰³ ÜBEREGGER, Militärisches Paradigma, S. 73f; vgl. auch Kap. 1.3 dieser Arbeit, va. S. 46

⁶⁰⁴ DOSTAL, Großdeutsche Volkspartei, S. 202

⁶⁰⁵ ebenda, S. 195

⁶⁰⁶ ebenda, S. 204

beitsweise des Parlaments.⁶⁰⁷ Angesichts der hier vorgestellten Inhalte in seinen Werken ist dies allerdings nicht verwunderlich.

⁶⁰⁷ siehe Kap. 3.1.3 dieser Arbeit

Exkurs: Webers Selbstdarstellung in „Das Ende einer Armee“ und „Frontkameraden“

Zwei der in dieser Arbeit behandelten Werke sind als Kriegsmemoiren konzipiert - nämlich „Frontkameraden“ und „Das Ende einer Armee“ mit seinen vier Büchern „Granaten und Lawinen“, „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“. Diese werden in der Ich-Form erzählt und lassen einerseits interessante Einblicke in Webers Männlichkeitskonstruktionen zu, die er zu einem großen Teil auf sich selbst projiziert; andererseits werden auch Unterschiede zu seinen mehr militärgeschichtlich motivierten Werken „Alpenkrieg“ und den drei „Isonzo“-Bänden deutlich. Auf Letzteres wird noch näher einzugehen sein, in diesem Kapitel soll zunächst aber der Person, die Fritz Weber seiner Leserschaft in seinen Kriegserinnerungen vorstellt, besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.⁶⁰⁸

Was beim Lesen dieser Kriegserinnerungen sehr schnell auffällt, ist, dass Fritz Weber offenbar sämtliche seiner Kriegerideale in seiner Person vereint. Dies wird an vielen Stellen in „Das Ende einer Armee“, aber auch in „Frontkameraden“ deutlich. Dabei bedient er in zahlreichen Beispielen über ‚eigene‘ Heldentaten beinahe alle hier analysierten Facetten eines ‚wahren‘ Mannes. Bezeichnend ist, dass er sowohl die Anforderungen des ‚stahlharten‘, gefühllos gewordenen Kriegers, wie auch jene eines guten Vorgesetzten und Kameraden erfüllt. Damit schafft er es, verschiedene zeitgenössische Idealvorstellungen kriegerischer Männlichkeit zu verbinden, das heißt, er vereint traditionelle wie auch modernistische Züge in seiner Selbstdarstellung.

Wie bereits am Beginn dieses Kapitels gezeigt wurde, ist eine wesentliche Strategie der Kriegserinnerung jene des Umschreibens bzw. Abschwächens des eigenen Handelns.⁶⁰⁹ Dies zeigt sich auch und vor allem in der Person Webers selbst. Außer ganz zu Beginn von „Granaten und Lawinen“, also für die Zeit kurz nach Ausbruch des Krieges gegen Italien, wo er beschreibt, wie er ein Maschinengewehr bedient, und somit sogar seine aktive Rolle als Tötender beschreibt, stellt er sich im weiteren Verlauf seiner Darstellung nur mehr an wenigen Stellen in dieser Rolle dar.⁶¹⁰ In der folgenden kurzen Passage, die Kampfhandlungen haben hier erst kurz zuvor begonnen,

⁶⁰⁸ siehe Kap. 4 dieser Arbeit

⁶⁰⁹ vgl. Kap. 3.1.1 dieser Arbeit

⁶¹⁰ vgl. dazu HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 40

setzt Weber sich mit den Folgen seines Handelns auseinander und meldet moralische Bedenken an:

„In diesem Augenblick durchzuckt mich ein seltsames Gefühl. Es ist mir, als wären wir fünf, die in dem Turm stehen, daran, eine Schuld von ungeheurem Ausmaß auf uns zu laden. Der Mann dort hält den Tod in der Faust. Was jetzt geschieht, ist nie, nie wieder gutzumachen [...] Es ist mir, als hätte ich persönlich etwas Grauenhaftes verbrochen. Beim Abendessen hält der Kommandant eine Ansprache. Viele große Worte kommen darin vor, aber ich sehe nur die beiden Leichen auf der Levespitze, durch flimmernde Luft, zwischen Gras und gelblichen Steinen ...“⁶¹¹

Neben dieser Passage kommen in den vier Büchern, die „Das Ende einer Armee“ umfasst, nur selten Stellen vor, in denen Weber sich als Tötender an einer Kampfhandlung beteiligt. Ebenso selten wird in „Frontkameraden“ auf die eigene Handlung des Tötens eingegangen. Es entsteht vielmehr der Eindruck eines nur passiv Anwesenden, der andere dabei beobachtet, wie sie töten oder selbst getötet werden. Dies verbindet sich deutlich mit der bereits besprochenen Tendenz einer Anonymisierung des Tötens, wobei natürlich vor allem das eigene Handeln in eine camouflierende Sprache verpackt wird. Auf die eigenen Entbehrungen und die physische wie psychische Belastung wird hingegen detailliert und besonders ausführlich eingegangen. Dabei ist, wie bereits dargelegt, auch häufig von Nerven bzw. Nervenstärke die Rede. Den von Reimann analysierten Erzählstrategien folgend, passt Weber sich damit auch in seinem Selbstbild dem Tenor seiner Zeit an, wie folgendes Beispiel eindrucksvoll zeigt:⁶¹²

„Flimmern vor den Augen, das Herz droht stillzustehen, ein Weinkrampf schüttelt mich. Ich lasse die Griffe des Maschinengewehres los, jemand führte mich weg. Der Arzt steht vor mir, ein lieber guter Kerl. Spricht zu mir: „Sehr jung, na ... Fällt keinem leicht ... Aber Krieg ist Krieg, du wirst dich daran gewöhnen müssen.“⁶¹³

⁶¹¹ WEBER, Granaten, S. 17f

⁶¹² REIMANN, Soldaten Töten, S. 318f; vgl. auch Kap. 3.1.1

⁶¹³ WEBER, Ende, S. 49f

Die Darstellung von Nervenkrise n betrifft, wie diese Passage zeigt, auch Weber selbst. Doch im Unterschied zu denjenigen, die „unbrauchbar“, ein „Bazillus“ sind,⁶¹⁴ geht Weber an dem Nervenschock nicht zugrunde, sondern überwindet ihn: „Ja, Krieg ist Krieg! [...] Unermessliche Zeitläufe liegen zwischen dem Kindskopf von vorhin und der unbarmherzig um ihr Dasein ringenden Kreatur von jetzt. ‚Du wirst dich daran gewöhnen müssen ...‘ ich hatte mich daran gewöhnt.“⁶¹⁵

Er folgt damit wiederum einer bereits behandelten Erzählstrategie, jener des ‚Abgestumpftseins‘ gegen die Grauen des Krieges.⁶¹⁶ Allerdings hat ihn das Erlebte nicht nur ‚unempfindlich‘ gegenüber den ‚Schrecken des Krieges‘ gemacht, er vermag auch aus den Erlebnissen als neuer Mensch ‚aufzuerstehen‘ und als ‚Kampfmaschine‘ weiter seinen Dienst zu versehen:

„Welche wunderbare Wandlung: Der Mensch liegt zerschmettert bei denen dort unten, ein neues Wesen stand auf in mir und schießt auf alles, was ihm an die Gurgel will. Den Tod bringen und ihm mit tausend Listen entfliehen, das ist die ganze Kunst. ‚Du wirst dich daran gewöhnen müssen.‘“⁶¹⁷

Diese letzten beiden zuletzt zitierten Stellen zeigen deutlich Webers Propagierung des ‚Maschinenkriegers‘. Am Ende des Krieges hat er durch Kämpfe und Entbehrungen einen Zustand erreicht, der ihn über die Gestrauchelten und Gefallenen erhebt: er ist zu einem Soldaten geworden, der seine Aufgabe ohne Gefühlsregung oder Zweifel wie eine Maschine erfüllt. Nun muss das aktive Töten nicht mehr camouffiert werden, wie noch zu Beginn des Krieges, denn nun hat er die höchste Stufe des kriegerischen Mannes erreicht.

Neben der eigenen Darstellung als Kämpfer, der die ‚Stahlbäder‘ am Isonzo und schon zuvor im Hochgebirge überstanden hatte, und ganz im Unterschied zur nur marginal vorhandenen Darstellung des aktiven Tötens, finden sich zahlreiche Episoden großmütiger Heldentaten, die Webers Status als Kamerad und als ‚Bilderbuch-Vorgesetzten‘ untermauern und immer auch Beweis für sein starken Willen und sein

⁶¹⁴ vgl. Kap. 3.2.2.2, va. S. 125

⁶¹⁵ WEBER, Ende, S. 50; vgl. auch Kap. 3.2.2.1

⁶¹⁶ vgl. REIMANN, Soldaten Töten, S. 318f; siehe auch Kap. 3.1.1, va. S. 76

⁶¹⁷ WEBER, Ende, S. 51

Durchhaltevermögen sind. Eine Episode aus „Granaten und Lawinen“ kann dies verdeutlichen: Im Kapitel „Die weiße Wüste“ erzählt Weber von den Erschwernissen, die der Winter im Hochgebirge für die dort stationierten Soldaten mit sich bringt. Bei einem Aufstieg zurück zu seiner Batterie gerät er mit seiner Munitionskolonnen in einen Schneesturm:

„Die Wollhauben frieren uns an den Wangen fest, in den Zehen und Fingern prickelt es, Nase und Ohren werden gefühllos. Es dämmt schon, aber der Marsch nimmt kein Ende. Außer den Stangen, die den Weg entlang gesteckt sind, nichts als Weiß und wirbelndes Heulen. [...] Ich habe das Gefühl, dass wir überhaupt nicht vorwärtskommen und dass ich nicht mehr lange imstande sein werde, die Füße aus der mehligten Masse zu ziehen und voreinander zu setzen.“⁶¹⁸

Doch bevor ihn die „stumpfe Gleichgültigkeit“, die ihn „überkommt“, zum Stehenbleiben zwingt, gibt bereits einer aus der Truppe auf und legt sich zum Schlafen in den Schnee:⁶¹⁹

„Die Menschenkette steht, zwei, drei bemühen sich um einen dunklen Klumpen, der im Schnee liegt. Ich gehe ein Stückchen zurück. Der Klumpen ist einer von den Trägern. Sein Gesicht ist hochrot und naß von geschmolzenen Flocken, Arme und Beine spreizt er wie eine Puppe von sich. Er hat die Augen geschlossen und lallt mit hängender Lippe etwas Unverständliches. [...] ,... schlafen lassen ...‘ Das sind die einzigen verständlichen Worte, die immer wieder aus seinem Gemurmel laut werden.“⁶²⁰

Nun zeigt sich, wie in vielen anderen Beispielen auch, dass Weber ein ‚außergewöhnlicher‘ Führer ist, denn als er „mit Entsetzen [sieht], dass auch die anderen sich nicht der Gefahr bewusst sind, in der wir schweben“, dass „schon einige die Rucksäcke mit den Munitionsverschlagen abgelegt und sich daraufgesetzt [haben]“ und ihm „Tränen der Verzweiflung [...] in die Augen [treten]“, entschließt er sich zu einem „gefährlichen Mittel“, das die „Rettung, aber auch den sicheren Untergang bringen [kann]“:⁶²¹

⁶¹⁸ WEBER, Granaten, S. 125

⁶¹⁹ ebenda

⁶²⁰ ebenda, S. 125f

⁶²¹ ebenda, S. 126f

„Ich lasse zwei Flaschen Rum, die wir mitschleppen öffnen und die Leute trinken. Wir schütten auch dem Halbtoten einige Becher voll in den Mund, zerren ihn hoch, stellen ihn auf die Beine. [...] Ich gehe als letzter, treibe die Leute an. Nur jetzt nicht mehr stehen bleiben! Vorwärts! Keine Rast! Laufen, so lange der Alkohol die Glieder wärmt und das Herz aufpulvert. Weiter, bis die ersten bekannten Bilder auf diesem schier endlosen Weg in Sicht kommen und die Nähe Anderer Kraft und Mut gibt. Und so erreichen wir glücklich die Batterie.“⁶²²

Ähnliche Geschichten, in denen Weber als durch den Kriegseinsatz erschöpfter und dennoch überlegener Soldat und Offizier seine Pflicht erfüllt, finden sich in jedem seiner biographisch orientierten Werke. Dabei wird immer wieder seine Qualifikation als Offizier und befehlshabender Kommandant betont, der gegebenenfalls auch Nachsicht mit den ‚Schwächeren‘ der Truppe walten lässt. Weber stilisiert sich somit als ‚menschlicher‘ Offizier; eine Überprüfung dieser Darstellung muss offen bleiben. Jedenfalls konnte, wie Hofer beschreibt, das Frontleben durch das Verhalten der Vorgesetzten bedeutend erleichtert werden. Vor allem für ‚nervöse‘ Männer waren Menschlichkeit und die militärische Position des vorgesetzten Offiziers wesentlich, um „individuelle Rückzugsmöglichkeiten und versteckte Sonderbewilligungen“ erhalten zu können.⁶²³ Seiner Betonung guter, wenn auch streng hierarchisch gegliederter Kameradschaft folgend, ist natürlich auch Fritz Weber für die ‚schwächlichen‘ Teile seiner Truppe der verständnisvolle Vorgesetzte, der ihnen ihr Leben erleichtern möchte, was er immer wieder in unterschiedlicher Weise darstellt:

„Seine verängstigten Augen betteln. Sie sagen mir mehr, als Worte es vermöchten: für den nervösen Jungen da ist Krieg nicht Krieg, sondern eine unendliche Kette des Grauens; er leidet hundert- und tausendfach mehr als wir anderen. Man darf seinem Seelenzustand nicht mit dem papierenen Einwand der Vorschriftswidrigkeit seines Verhaltens vorbeigehen. Ich bewilligte ihm, die Nächte draußen zu verbringen, und er bedankt sich überschwänglich. Kanonier Atzwanger schlich also jeden Abend aus der Stellung und kam bei Morgengrauen pünktlich wieder zurück. Um das einigermaßen zu bemänteln, ordnete ich an, dass er den Menageträgern beim Transport zu helfen habe. Er

⁶²² ebenda, S. 127

⁶²³ HOFER, Nervenschwäche, S. 262

tat, was man von ihm wollte; er tat das alles voll Dankbarkeit für die paar Stunden Nervenruhe, die er, im Wald in einem Erdloch liegend, genoß. Meinen Leuten trug ich strenge auf, ihn in Ruhe zu lassen. Ich beschloß, ihn bei passender Gelegenheit als Ordonnanz zu einem Kommando zu schicken.“⁶²⁴

Zwar fällt der Kanonier Atzwanger durch seine „Feigheit“ und seinen „nervösen Seelenzustand“ aus der Gemeinschaft der ‚wahren‘ Männer heraus. Wie bereits dargelegt, zeigt Weber dafür Mitleid und Verständnis, allerdings macht er auch klar, dass er es mit einem ‚Nicht‘-Mann zu tun hat. Diese Episode endet schließlich mit der gerechten Strafe für Atzwangers Unvermögen: Er wird im Schlaf von einem Querschläger getroffen und verblutet.⁶²⁵

Doch bereits bevor er während des Krieges in der Offiziershierarchie aufsteigt,⁶²⁶ ist Weber der mutige und dienstbeflissene Soldat, der zu seinem Kampfeinsatz nicht erst motiviert werden muss. Dies zeigt er besonders in der bereits mehrfach zitierten Passage über den Nervenzusammenbruch des Kommandanten des Werkes Verle und die daraufhin erfolgende, fast vollständige Evakuierung des Forts bis auf 40 Mann Besatzung, die freiwillig auf ihrem Posten blieb:

„Die Behauptung der Hochfläche, ohne die es keine Offensive von 1916 mehr gegeben hätte, hängt in diesen drei Tagen an einem sehr dünnen Faden: an den gesunden Nerven der beiden Fähnriche, die mit vierzig Mann das ‚schwächste Glied der Kette‘ zu halten haben.“⁶²⁷

⁶²⁴ WEBER, Frontkameraden, S. 103

⁶²⁵ vgl. Kap. 3.2.2.1, va. S. 121f

⁶²⁶ vgl. Kap. 2.1.1 dieser Arbeit, va. S. 52

⁶²⁷ WEBER, Alpenkrieg, S. 40. In „Granaten und Lawinen“ wird diese Episode ebenfalls behandelt: „Nach langem Hin und Her gehen Knöpfmacher und ich zu Gimpelmann und bitten, im Werk bleiben zu dürfen. Es sei unmöglich, das Kommando einem Unteroffizier zu übergeben [...] Endlich gibt Gimpelmann seine Einwilligung, betont aber, dass wir über die vierzig Leute hinaus keinen Mann bekommen werden. [...] Nach einer halben Stunde sind wir allein, zweiundvierzig Leute in dem weitläufigen Werk, darunter fünfzehn Rekruten, die nicht einmal ein Geschütz bedienen können. Der erste Nahangriff muss unser Schicksal besiegeln. Drei Tage und drei Nächte stehe ich mit Köpfmacher abwechselnd in dem kleinen Panzerstand der Haubitzbatterie. Wir können uns kaum mehr wach halten. Die Leute schlafen uns neben den Geschützen ein, fallen auf Posten um. Wir feuern auf alles, was uns vor die Augen kommt. Der eine kommandiert die Batterie, der andere hilft den todmüden Bedienungen.“ WEBER, Granaten, S. 29f. Die „Offensive von 1916“ meint die sog. „Südtiroloffensive“, bei der ein Durchbruch nach Italien vom Gebirge aus versucht wurde. Vgl. dazu Kap. 1.2.2, va. S. 33

Bezeichnend für Webers Selbstdarstellung ist, dass er hier seine Person, denn einer der beiden Fähnriche mit den „gesunden Nerven“ ist er selbst, in eine Erzählung einfließen lässt, die eigentlich militärhistorisch und nicht biographisch motiviert ist. Damit will er wiederum darauf hinweisen, dass es „immer der Mann ist, der den Kampf entscheidet“⁶²⁸, auch wenn nur zwei fähige Soldaten - die vierzig anderen der Restbesatzung spielen eine eher untergeordnete Rolle - gegen eine scheinbar unüberwindliche Übermacht standhaft bleiben. Selbstverständlich kommt auch hier wieder der Verweis auf die „Nerven“, der sich, wie bereits dargelegt, durch alle Kriegsbücher Fritz Webers zieht.

⁶²⁸ WEBER, Alpenkrieg, S. 15

3.4 Webers Soldatenideal im Kontext der Soldatenmythen des Ersten Weltkrieges

Während Werke wie Jüngers „In Stahlgewittern“ als ein Synonym für die Konstruktion des Stahlhelmkämpfers und die Verherrlichung des ‚Maschinenmenschen‘ gelten und von der Forschung auch so rezipiert wurden, ist eine klare Zuordnung im Werk Fritz Webers nicht so einfach zu treffen. Selbst wenn man schon in seinem frühen Werk die Tendenz zur Verherrlichung der modernen Kriegsmaschinerie und des ‚gefühllosen‘ Kriegers erkennen kann, ist vor allem „Das Ende einer Armee“ voll von „traditionellen Heldenbildern“, wie sie bereits aus dem 19. Jahrhundert bekannt sind.

Folgt man dem Ansatz Hans-Georg Hofers, der, wie bereits erwähnt, davon ausgeht, dass an der Südwestfront primär zwei konträre Soldatenbilder transportiert wurden, so ist festzustellen, dass Ansätze zu beiden Männlichkeitskonstrukten in Webers Werk auftauchen. Traditionelle Elemente finden sich vor allem in der Darstellung des Hochgebirgskampfes, in welchem die Soldaten – in erster Linie die Kaiserjäger – „aus Löchern und Schründen [...] quellen“ und „mit Fäusten und Zähnen kämpfen“: „Es ist, als ob der einzelne nicht sterben könnte, eh’ er Rache genommen hat für den Griff nach dem heiligen Boden seiner Heimat.“⁶²⁹ Diese Elemente finden sich aber auch in der immer wieder auftauchenden Feststellung, dass über „Sieg oder Niederlage“ nicht nur „Zufall und Technik“ entscheiden, was etwa die „Umklammerung des Cimonegipfels, das zweimonatliche [sic!] Ringen um diesen Berg, seine Wiedereroberung und das Festhalten bis zum Zusammenbruch der Armee“ beweist; denn dies ist „ein Heldenlied von unverwelklicher Größe.“⁶³⁰ Es zeigen sich aber auch immer wieder ‚modernistische‘ Züge in Webers Werk, was sich vor allem in der Hervorhebung der industrialisierten Kriegsführung zeigt. Der Soldat wird in eine „sinnverwirrende Welt [hineingeworfen] wie in eine lodernde Esse“, in der ständig „Donnern und Rollen“, „Geheul und Jaulen in den Lüften“ zu hören ist und in der Feuer und Flammen „aufspritzen“ und „von Berg zu Berg [zucken]“.⁶³¹

Der Versuch, Webers Kriegsliteratur ausschließlich einem traditionellen Heldentypus, oder auf der anderen Seite ausschließlich einem futuristischen Bild einer menschl-

⁶²⁹ WEBER, Alpenkrieg, S. 227

⁶³⁰ WEBER, Granaten, S. 104

⁶³¹ WEBER, Isonzo 1917, S. 67; vgl. auch Hämmerle, Es ist immer der Mann, S. 53

chen Maschine zuzuordnen, muss also scheitern. Es ist vielmehr so, dass sich Aspekte beider, also traditionelles Soldatenbild *und* Stahlhelmkämpfer durch seine sämtlichen Kriegs-/Erinnerungswerke ziehen - zumindest im hier behandelten Zeitraum von 1931 bis 1935. Dabei kann Weber nicht mit Erich Maria Remarque gleichgesetzt werden, allerdings stimmt sein soldatisches Männlichkeitsideal auch nicht vollständig mit jenem eines Ernst Jünger überein. Dessen Krieger ist eine „einsame und kalte Figur, die Lust im Töten empfand, aber die Wärme der Gemeinschaft floh. [...] Sehnsucht nach ‚Menschlichkeit‘ sollte der Meister des Krieges ‚nur so lange das Herz öffnen, als sie nicht schaden kann. Neben dem Ich kannte er zwar ein Wir, aber ‚[seine] Sittlichkeit und [seine] Pflichten sind andere‘ als die der ‚Menschlichkeit‘. Für ihn hieß es ‚töten, und es ist kein Zweifel, dass [er] töten [wird]: gut, mitleidslos und nach allen Regeln der Kunst‘.“⁶³² Webers Krieger hingegen sucht sehr wohl Halt in der Frontgemeinschaft, und der Mythos der Kameradschaft ist für Weber ‚heilig‘.⁶³³ Obwohl er wie Ernst Jünger stolz darauf ist, „die Angst um das eigene Leben ebenso wie die Skrupel beim Vernichten fremden Lebens ‚überwunden‘ zu haben“, sucht er Vorbilder nicht bei „asiatischen Despoten“, denen „das Töten Moral, wie den Christen Nächstenliebe“ war, sondern sehr wohl auch in der Bibel, was seine zahlreichen Verbindungen mit der christlichen Passionsgeschichte zeigen.⁶³⁴ Es finden sich somit viele Beispiele für eine Hinwendung zum „stahlharten Krieger“ im Sinne eines Ernst Jünger in Webers Werk, allerdings auch Unterschiede zu diesem, was vor allem aus den in „Das Ende einer Armee“ und „Frontkameraden“ starken traditionellen Männlichkeitsbildern ersichtlich wird. Man kann also durchaus sagen, dass bei Weber jene, welche die „Stahlgewitter“ im Hochgebirge oder/und im Karst durchgestanden haben und nicht daran zerbrochen sind, zu neuem Mannestum aufgestiegen sind. Insofern ist *der* Soldat eines Fritz Weber mit dem Stahlhelmkämpfer der Westfront zu vergleichen, wie Hämmerle und Hofer bereits vorgeschlagen haben.

Nicht alle Elemente, die schließlich den nationalsozialistischen Krieger ausmachen, sind allerdings mit den modernistischen Zügen eines Ernst Jünger abgedeckt. Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist die ‚innere‘ Motivation für den Kriegseinsatz. Der ideale Soldat zieht aufgrund seines ‚Blutes‘ und seiner Gesinnung in den Krieg. Diese bereits

⁶³² KÜHNE, Kameradschaft, S. 43

⁶³³ vgl. Kap. 3.1.3

⁶³⁴ KÜHNE, Kameradschaft, S. 43; vgl. auch Kap. 3.1.1

beschriebenen Aspekte der Weber'schen soldatischen Männlichkeitskonstruktion⁶³⁵ verbinden ihn, wie die ‚Jünger‘-schen modernistischen Züge ebenfalls mit dem ‚neuen‘ Menschen, dessen Propagierung schließlich im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt fand. Dass dieser ‚neue‘ Mensch in seiner endgültigen Ausformung ein „Überwinder“, eine „Stahlnatur, eingestellt auf den Kampf in seiner grässlichsten Form“ sein sollte,⁶³⁶ was traditionelle Männlichkeitsbilder immer weiter in den Hintergrund rückte, mindert diese Verbindung nicht, vielmehr bedienten sich die Nationalsozialisten bewusst all jener Mythen, die ihrer Konstruktion des überlegenen Ariers Geltung verlieh. So wurde besonders während der „Kampfzeit“, also vor der nationalsozialistischen Machtübernahme, beispielsweise der Langemarck-Mythos vereinnahmt und für die nationalistischen Zwecke umgeformt.⁶³⁷ So verarbeitet auch Weber teilweise bereits aus dem 19. Jahrhundert bekannte Mythen, um im Verlauf seiner Bücher ein neues Ideal, den Maschinenkämpfer zu schaffen.

Die eingangs erwähnten zwei konträren Soldatenmythen, die Hofers These zufolge an der Südwestfront entstanden sind und bei denen eine strikte Trennung in „Dolomitenkämpfer“ und „Isonzokrieger“ erkennbar ist, sind für die Analyse von Fritz Webers Kriegsliteratur hochinteressant.⁶³⁸ Besonders die Bezeichnung des „Isonzokriegers“ ist treffend gewählt.⁶³⁹ Die klare Abgrenzung zwischen diesen diskursiven Soldatentypen hält allerdings einer genauen Analyse nicht stand. Hofer ist insofern nicht ganz zuzustimmen, als sich bei Weber, den er für seine These der zwei nebeneinander existierenden Soldatenmythen als Beispiel anführt, bereits in seiner Schilderung des Krieges im Hochgebirge Feststellungen wie „Nur Menschen mit eisernen Nerven halten diese Form des Kampfes aus“⁶⁴⁰ finden; außerdem gibt es auch Passagen wie: „Ich [Fritz Weber; Anm. M.Z.] habe später den Krieg in fast allen seinen Spielarten kennengelernt; aber keine gleich in ihrer Trostlosigkeit und Nervenmarter, in ihrem Heldentum und soldatischem Hochgefühl den Ereignissen dieses ersten blutigen Jahres.“⁶⁴¹ Bereits im „Alpenkrieg“ spielt also der „Nervenkrieger“ eine große Rolle für die Kampfhandlungen.⁶⁴² Zustimmung kann man Hofer insofern, als der „Nervenkrieger“ erst an

⁶³⁵ vgl. Kap. 3.3

⁶³⁶ vgl. Kap. 1.2.1, Anm. 109

⁶³⁷ vgl. HÜPPAUF, Schlachtenmythen, S. 50-52; siehe auch Kap. 1.4 dieser Arbeit

⁶³⁸ HOFER, Nervenschwäche, S 275f

⁶³⁹ HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 53

⁶⁴⁰ WEBER, Granaten, S. 36

⁶⁴¹ ebenda, S. 80

⁶⁴² vgl. HÄMMERLE, Es ist immer der Mann, S. 53; siehe auch Kap. 1.2.2, S. 39f

der Isonzo-Front seine vollendete Männlichkeit erlangt. Dies findet sich, nicht nur in Webers Œuvre, sondern wurde auch von der zeitgenössischen Militärpropaganda vorangetrieben. Dabei sollte gezeigt werden, dass aus dem verlorenen Krieg etwas Positives entstanden war, eine neue Männlichkeit, „die ihre archaischen Instinkte reanimierte und gleichzeitig die mentalen Anpassungszwänge der Moderne vollzogen hatte. [...] Er [der Soldat; Anm. M.Z.] zeichnete sich durch eine hohe Gewaltakzeptanz am Körper aus, aber der Einbruch maschineller Kriegsenergie in den Körper wurde von ihm erfolgreich abgewehrt.“⁶⁴³ Dass dies auch auf den Soldaten im Weber'schen Werk zutrifft, ist zweifelsohne zu bejahen.

Eine strikte Trennung zwischen einem „Dolomitenkämpfer“ und einem „Isonzokrieger“, wie sie Hofer zieht, ist also, zumal für das Werk Fritz Webers, aus den bereits genannten Gründen nicht zielführend. Ebenso wenig können Webers ‚idealem‘ Kämpfer kaum ‚traditionelle‘ Aspekte abgesprochen werden. Man kann vielmehr davon ausgehen, dass Weber geschickt traditionelle Elemente eines Soldaten mit ‚modernen‘ kombiniert, um so zum perfekten deutsch-österreichischen Kämpfer zu gelangen.

⁶⁴³ HOFER, Nervenschwäche, S. 254

4 Entwicklungen und Veränderungen in der Weber'schen Darstellung von soldatischer Männlichkeit

Der Ausgangspunkt für diese Arbeit war die Annahme, dass sich in Fritz Webers Kriegsliteratur der 1930er Jahre eine lineare Entwicklung von deutschnationalen Tendenzen hin zu Elementen des nationalsozialistischen Kämpfertyps erkennen lässt. Eine weitere Fragestellung war jene, ob es einen deutlich erkennbaren Bruch in der sprachlichen Darstellung des Weber'schen Soldaten um 1933 gab, jenem Jahr, in dem Weber der NSDAP beigetreten und schließlich zu Jahresende „ins Altreich“ gegangen war.⁶⁴⁴ In diesem Kapitel sollen nun die Ergebnisse dieser Thesen beleuchtet werden.

Wie im vorangegangenen Kapitel dargestellt, zeigen sich in Webers Œuvre deutlich deutschnationale Tendenzen. Immer wieder wurde im dritten Kapitel dieser Arbeit auf einen Soldatentypus verwiesen, den Fritz Weber propagierte und der sich problemlos in den Kämpfertypus der Nationalsozialisten einordnen ließ. Es lässt sich also sagen, dass Weber auf der einen Seite deutschnationale Elemente in seinen Erzählungen vertritt, wobei diese nicht notwendigerweise bereits ein Hinweis auf die im zweiten Kapitel dargelegte nationalsozialistische Gesinnung sind. Vielmehr sind diese Tendenzen Ausdruck einer Ende der 1920er Jahre erstarkenden nationalistischen Richtung.⁶⁴⁵ Auf der anderen Seite zeigt er allerdings eine starke Hinwendung zum stählernen ‚Maschinenkrieger‘, der das soldatische Männlichkeitsleitbild der Nationalsozialisten werden sollte.

Im Verlauf der Analyse der hier behandelten Werke hat sich jedoch herausgestellt, dass eine Verstärkung deutschnationaler Elemente im Sinne einer linearen Steigerung von dem 1931 erstmals verlegten „Das Ende der Armee“ bis zum 1935 erschienenen „Alpenkrieg“ nicht erkennbar ist. Ebenso wenig ist ein deutlicher Bruch in Webers Erzählungen für das Jahr 1933 festzumachen. Dasselbe gilt für die Darstellung des ‚neuen Menschen‘ als Ausdruck einer Hinwendung zum Nationalsozialismus. Allerdings lassen sich diese Elemente – einerseits die deutschnationale Ausrichtung Webers, andererseits die Faszination für den ‚Maschinenkrieger‘ – doch in variierender Stärke in den untersuchten Büchern erkennen.

⁶⁴⁴ vgl. Kap. 2.1.2, S. 56

⁶⁴⁵ vgl. Kap. 1.3, S. 46 sowie Kap. 3.3

Diese Elemente variieren nicht danach, in welchem Jahr ein Werk Webers erstmals erschienen ist, sondern vielmehr nach der Intention, mit der es verfasst wurde. So können die hier behandelten Werke in zwei Gattungsarten unterteilt werden. Auf der einen Seite stehen die in der Ich-Form erzählten persönlichen Kriegserinnerungen Fritz Webers in „Frontkameraden“ sowie „Granaten und Lawinen“, „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“, auf der anderen Seite die primär kriegs- bzw. militärhistorisch motivierten Werke „Alpenkrieg“ sowie „Isonzo 1915“, „Isonzo 1916“ und „Isonzo 1917“.⁶⁴⁶ Weber selbst wollte sich jedoch nicht als Militärgeschichtler verstanden wissen, wie er selbst in einem Nachwort an die Leser von „Isonzo 1917“ festhielt:

„Die drei Bändchen über den Krieg am Isonzo erheben nicht den Anspruch, ein historisches Werk zu sein. Ich muß das Männern überlassen, die wegen ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten berufener sind als ich, Geschichte zu schreiben, Ereignisse festzuhalten und zu deuten und sie der Nachwelt im Spiegel ihrer Persönlichkeit zu überliefern.“⁶⁴⁷

Dennoch sind die genannten Werke durchaus mit dem Anspruch verbunden, Kriegs- und Militärgeschichte zu schreiben, was auch der Hinweis auf die „Arbeiten des ehemaligen Chefs der Operationsabteilung der k. u. k. Isonzoarmee, Herrn Generalmajors Anton von Pitreich“ verdeutlicht, aus denen „die wissenschaftlichen Grundlagen [...] entstammen“.⁶⁴⁸ Die „Isonzo“-Bände wurden überdies auch in zeitgenössischen Rezensionen als „Kriegshistorie“ wahrgenommen:

„Fritz Weber, der bisher in einer Reihe volkstümlich-wirksamer und vom Erlebnis kommender Werke das Schicksal der alten Armee im Kampfe gegen Italien gleichsam tagebuchartig dargestellt hat, unternimmt nun etwas Neues insofern, als die mit ‚Isonzo 1915‘ eröffnete neue Serie schon Kriegsgeschichte im eigent-

⁶⁴⁶ wie Anm. 4 und 5

⁶⁴⁷ WEBER, Isonzo 1917, S. 125. Eine ähnliche Formulierung findet sich auch im „Nachwort an den Leser“ in „Alpenkrieg“: „Ich bin mir bewusst, dass die vorliegende Schilderung des Alpenkrieges in den Jahren 1915/17 viele Mängel und Fehler aufzuweisen hat. Ein Geschehen von solcher Größe auszuschöpfen, kann dem Laien nicht gelingen; es bleibt immer den Historikern vorbehalten, das geschichtliche Ereignis mit jener Genauigkeit nachzuzeichnen, wie es unsere Nachfahren verlangen werden.“ DERS. Alpenkrieg, S. 294

⁶⁴⁸ WEBER, Isonzo 1915, S. 5

*lichen Sinn bedeutet. Nicht mehr Ausschnitte mit dem lebensgetreuen Nachbild der Einzelheit, sondern die volle Summe des Leides und Grauens [...]*⁶⁴⁹

Ein Hinweis auf die gattungsbezogene Zusammengehörigkeit der militärhistorischen Werke findet sich ebenfalls in zeitgenössischen Zeitungsartikeln. So waren „Isonzo 1915“, „Isonzo 1916“, „Isonzo 1917“ und „Alpenkrieg“ als Teile einer Triologie gedacht:

*„Der Alpenkrieg bildet den 2. Band von Webers Trilogie: ‚Weltkrieg Südwest‘. Der erste Band erschien im Vorjahr unter dem Titel ‚Isonzo‘ 1915-1916-1917 in drei Folgen. Der Schlußband wird 1935 unter dem Titel ‚Untergang‘ in der gleichen Ausstattung wie der ‚Alpenkrieg‘ erscheinen.“*⁶⁵⁰

Der hier genannte Band „Der Untergang“ dürfte aber nicht publiziert worden sein, zumindest scheint er außer in diesem Artikel und einem Klappentext in „Alpenkrieg“ in keiner Werkauflistung Webers auf.

Alle analysierten Werke beinhalten, wie bereits dargestellt wurde, deutschnationale Elemente wie auch Züge eines nationalsozialistischen Kämpferideals, allerdings in unterschiedlicher Ausprägung. So kann gesagt werden, dass die deutschnationalen Tendenzen sich durch alle hier behandelten Bücher ziehen, ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu den zwei genannten Gattungen von Kriegsliteratur. Vor allem die Überhöhung des Deutschtums und die Glorifizierung der Kampfkraft der deutschen Armee lassen sich in allen Werken Webers erkennen. Diese Superiorität äußert sich in seinen Erzählungen in den Tugenden, die er dem „alpenländischen“ Kämpfer zuweist, wie folgendes Beispiel nochmals veranschaulichen soll. Weber beschreibt darin die Vorbereitungen zur zwölften Isonzoschlacht:

„Zur gleichen Stunde liegt zwischen dem Rombon im Norden und der Hochfläche von Lom im Süden schon jene 14. Armee bereit, der es beschieden sein sollte, den gewaltigsten Sieg der Weltgeschichte zu erfechten. Diese Armee ist deutsch wie keine vor ihr; umfasst sie doch alle Stämme des Volkes von der Nordsee bis Salurn, vom Rhein

⁶⁴⁹ WStLA, TA, FW, Das Wiener Abendblatt vom 16.6.1933,5, Nr. 164 „Von neuen Büchern, Ein Heldenlied Altösterreichs“

⁶⁵⁰ WStLA, TA, FW, Österreichische Wehrzeitung vom 11.1.1935. „Alpenkrieg“

*bis Oberschlesien – ein Sinnbild der Urkraft und des Lebenswillens, wie es selbst die vierjährige Waffenbrüderschaft kein zweitesmal in solcher Klarheit hingestellt hat. Nicht die Zahl entscheidet, nicht die erdrückende Wucht der Maschine, sondern die beisten [sic!] Eigenschaften, die ein Jahrtausend hindurch das deutsche Volk befähigten, sich in der furchtbaren Bedrängtheit seines Lebensraumes zu behaupten: Wagemut und Opferfreudigkeit bis zum letzten, Gefolgstreue den Führern, Vertrauen zur eigenen Kraft.*⁶⁵¹

Derartige Lobeshymnen sind nicht auf die kriegs- bzw. militärhistorischen Werke beschränkt, auch in den Kriegerinnerungen Webers finden sich Aussagen, die das ‚Deutschtum‘ glorifizieren.⁶⁵² Die „völkische“ Komponente, die sich im deutschnationalen Lager zu Beginn der 1930er Jahre immer mehr verstärkte,⁶⁵³ tritt allerdings in den militärhistorischen Büchern viel deutlicher heraus. Dasselbe gilt für die Darstellung des nationalsozialistischen Kämpfertyps. Wie bereits im ersten Kapitel dargelegt, war der ‚neue Mensch‘ der Nationalsozialisten eine Weiterentwicklung von modernistischen Zügen, die bereits in der Zwischenkriegszeit entstanden waren und ihren stärksten Ausdruck im Soldatenbild Ernst Jüngers erhielten.⁶⁵⁴ In der Vollendung dieses Leitbildes im Dritten Reich war der Soldat zu einer Maschine geworden, er führte Befehle emotionslos und ohne moralische Beschränkungen aus, Gefühle wie Begeisterung, aber auch Rache waren ihm fremd.⁶⁵⁵ Diese Entwicklungsstufe hat der Krieger eines Fritz Weber noch nicht erreicht. Begeisterung, Entsetzen sowie Gedanken an Vergeltung drückt Weber immer wieder aus. Sein ‚idealer‘ Soldat weist jedoch eindeutig in diese Richtung.

Auch eine Forderung, die Kühne den frühen Nationalsozialisten zuschreibt, findet sich bei Fritz Weber wieder. So beschworen diese eine Welt ohne Frieden: „Wollte der Pazifismus die zivile Welt reinigen von der des Militärs, so wollte der Bellizismus die Welt befreien vom bürgerlichen Sekuritätsdenken. Eine solche neue Welt musste ‚fremdartig und vielleicht barbarisch erscheinen‘. Regieren sollten ganz ‚neue Menschen‘, ‚Überwinder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner grässlichsten

⁶⁵¹ WEBER, Isonzo 1917, S. 108f

⁶⁵² vgl. Kap. 3.3, va. S. ??

⁶⁵³ vgl. DOSTAL, Großdeutsche Volkspartei, S. 201

⁶⁵⁴ vgl. Kap. 1.2.1, va. S. 29f

⁶⁵⁵ KÜHNE, Kameradschaft, S. 69

Form.’⁶⁵⁶ Dieses Element der „Stahlnaturen“, die die Welt regieren sollten, findet sich bei Weber vor allem in den drei „Isonzo“-Büchern. Hier verwendet er immer wieder den Typus des durch die im Karst erlebten „Stahlgewitter“ gehärteten ‚neuen Menschen‘, der der „auserkorene Schöpfer einer künftigen Welt“⁶⁵⁷ sein sollte. Weber fügt sich also in den rechten Tenor der Zwischenkriegszeit, in der eine Zukunft ohne militärische Stärke nicht denkbar war.⁶⁵⁸ Diese Stärke konnte nur durch die „elendgeborenen Kinder des Krieges“⁶⁵⁹ wiedererlangt werden.

Die Tendenz zum nationalsozialistischen Kriegertypus tritt, wie auch die deutschnationale Ausrichtung, in den militärhistorischen Werken deutlicher hervor als in den Erinnerungsbüchern.

Aufgrund der mageren Quellenlage zu Fritz Webers Person, unter anderem auch für die Zwischenkriegszeit, kann keine endgültige Erklärung für die unterschiedlichen Ausprägungen nationalistischer Gesinnung getroffen werden. Die unter diesen Umständen plausibelste Erklärung ist jene, dass die militärhistorischen Werke bereits nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten bzw. nach dem Umzug Webers nach Deutschland publiziert wurden und er demzufolge seine politische Meinung stärker in diese Werke einfließen ließ. Es wurde allerdings weiter oben erwähnt, dass sich 1933 kein eindeutiger Bruch in seinen Werken festmachen lässt. Dies vor allem deshalb, weil das 1934 erschienene Erinnerungsbuch „Frontkameraden“ dieser Annahme entgegensteht, da hier die für die militärhistorischen „Isonzo“-Bücher und „Alpenkrieg“ festgestellten Tendenzen wiederum zurückgenommen sind und dieses Werk eher mit den Kriegsmemoiren „Granaten und Lawinen“, „Menschenmauer am Isonzo“, „Sturm an der Piave“ und „Das Ende der Armee“ zu vergleichen ist.

Um diese Annahme einer vor allem gattungsspezifischen Divergenz in den behandelten Werken zu untermauern, müsste sich allerdings die dürftige Quellenlage verbessern, was im Zuge dieser Arbeit, wie bereits erwähnt, nicht erreicht werden konnte.

⁶⁵⁶ KÜHNE, Kameradschaft, S. 42f

⁶⁵⁷ WEBER, Isonzo 1917, S. 8, vgl. auch Kap. 3.2.1, S. 112

⁶⁵⁸ KÜHNE, Kameradschaft, S. 51

⁶⁵⁹ WEBER, Isonzo 1917, S. 8, vgl. auch Kap. 3.2.1, S. 112

Conclusio und Ausblick

Fritz Weber war und ist einer der bekanntesten österreichischen Autoren in der Erinnerungskultur zum Ersten Weltkrieg. Es ist daher wichtig, sich mit seinen Werken und deren bisheriger Rezeption eingehend auseinander zu setzen und diese kritisch zu hinterfragen. Mit dieser Diplomarbeit habe ich den Versuch unternommen, einen Teil zu einer solchen neuen Betrachtungs- und Bearbeitungsweise des Schriftstellers und seines Werkes beizutragen. Von besonderer Bedeutung war dabei einerseits die genauere, von Hämmerle erstmals durchgeführte Auseinandersetzung mit der Zuschreibung „österreichischer Remarque“.⁶⁶⁰ Im Zuge der Analyse einzelner, hier in mehrere Kapitel aufgesplitteter Aspekte von Männlichkeit und Krieg konnten deutliche Belege dafür gefunden werden, dass eine Gleichsetzung von Remarque und Weber völlig fehlgeleitet ist. Weber zeigt keine Desillusionierung über oder gar Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Krieges und im Speziellen an seinem Kampfeinsatz. Vielmehr bleibt bei ihm der Mythos heldenhaften Soldatentums und überlegener Männlichkeit bis zum Ende eines jeden seiner Bücher aufrecht.

Andererseits lag der Forschungsfokus vor allem auf der Untersuchung von deutschnationalen Elementen und auch Kämpferkonstruktionen, wie sie in der Darstellung des nationalsozialistischen ‚neuen‘ Menschen verwendet wurden. In jedem der hier dargestellten Teilaspekte weist Webers Darstellung Tendenzen einer deutschnationalen Gesinnung auf. Auch die Hinwendung Webers zu einem ‚modernistischen‘ Kämpfertypus lässt sich anhand der vorgenommenen Aufteilung deutlich erkennen. Dabei konnte keine chronologische Verstärkung dieser Elemente festgestellt werden. Allerdings muss festgehalten werden, dass die beiden Werke, die kurz vor bzw. nach dem Umzug nach München erschienen sind, vor allem die kriegs-/militärhistorisch motivierten Werke „Isonzo 1915“, „Isonzo 1916“, „Isonzo 1917“ sowie „Alpenkrieg“, deutlich stärker Webers Zugehörigkeit zum ‚rechten‘ Lager ausdrücken als die autobiographischen Erinnerungsbücher. Man kann also eher von gattungsspezifischen Unterschieden in der Ausprägung ‚rechter‘ Gesinnung ausgehen. Eine besonders große Bedeutung von bestimmten Zeitpunkten oder Daten als Indikatoren für eine stärkere Sichtbarkeit dieser ‚nationalistischen‘ Aspekte, also etwa die bereits in der Einleitung angesprochene Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 oder Webers

⁶⁶⁰ vgl. die Einleitung dieser Arbeit, S. 5 sowie Kap. 3, S. 68

Umzug nach München Ende des Jahres 1933, kann nicht bestätigt werden. Diese Ereignisse haben zwar für Webers schriftstellerisches Wirken eine Rolle gespielt, sie erscheinen allerdings nicht unbedingt maßgeblich für die Art und Weise gewesen zu sein, wie bzw. wie stark Weber seine politische Einstellung ausdrückte, da diese Elemente auch bereits in den Büchern von „Das Ende einer Armee“ deutlich hervortreten.

Bei der wissenschaftlichen Analyse von Fritz Webers Werk tun sich aufgrund der derzeitigen Quellenlage einige Schwierigkeiten und Probleme auf. Das zugängliche biographische Material ist leider sehr lückenhaft. So ist es, wie im zweiten Kapitel gezeigt wurde, nicht möglich, den Kriegseinsatz von Fritz Weber im Ersten Weltkrieg genau zu belegen, da die erforderlichen Qualifikationslisten im Österreichischen Staatsarchiv nicht vorhanden sind.⁶⁶¹ Aber auch nach dem Ersten Weltkrieg ist die Person Fritz Weber schwer fassbar. So ist bis jetzt nur bekannt, dass er Mitte der 1920er Jahre seine schriftstellerische Laufbahn begann und bereits zu einem frühen Zeitpunkt der deutschnationalen „Großdeutschen Volkspartei“ beigetreten ist.⁶⁶² Inwieweit er sich politisch engagiert hat und welchem Flügel dieser Partei er angehörte, ist nach heutigem Forschungsstand nicht zu ermitteln. Eine weitere große Lücke in Webers Biographie stellen die Jahre zwischen 1939 und 1945 dar. Abgesehen von einer nicht nachprüfaren Angabe über einen Kriegseinsatz in Griechenland in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia war es im Zuge dieser Arbeit nicht möglich, Belege für diese Behauptung zu finden.⁶⁶³ Die fehlenden Dokumente der NS-Zeit machen es schließlich auch besonders schwierig, eine schlüssige und abschließende Begründung für die Einstufung als „minderbelasteten“ Nationalsozialisten nach 1945 zu geben.⁶⁶⁴ Für künftige wissenschaftliche Bearbeitungen der Werke Webers wird es wesentlich sein, ausführliche Quellenforschung zu betreiben, um eine noch bessere Verbindung von Person und Werk möglich zu machen.

Neben den Forschungen zur Biographie Fritz Webers gibt es noch eine Fülle anderer Ansätze, die mithelfen können, die lange Zeit unwidersprochenen Mythen und Klischees in seinem Werk zu hinterfragen und aufzubrechen. Daher hier noch kurz ein Ausblick auf mögliche weitere Forschungsansätze:

⁶⁶¹ vgl. Kap. 2.1.1, S. 53

⁶⁶² vgl. Kap. 2.1.2, S. 54

⁶⁶³ vgl. Kap. 2.1.3, S. 58

⁶⁶⁴ vgl. Kap. 2.1.4, S. 58f

Im Zuge dieser Arbeit wurden die jeweiligen ersten Auflagen der Kriegsbücher Fritz Webers zur Analyse herangezogen. Ob sich die Bücher in später erschienen Ausgaben textlich veränderten, also beispielsweise zwischen 1938 und 1945 deutliche rassistische Passagen zugefügt oder bestimmte Formulierungen in der Nachkriegszeit abgeschwächt wurden, konnte hier nicht behandelt werden. Dies wäre allerdings ein interessanter Forschungsansatz für die Zukunft.

Weiters wäre es lohnenswert, Fritz Weber direkt mit deutschen Schriftstellern der Zwischenkriegszeit zu vergleichen. Da er sich bereits Mitte der 20er Jahre als Schriftsteller definiert und zu dieser Zeit bereits publiziert hat, ist es durchaus denkbar, dass er bewusst Einflüsse von anderen in seine Werke aufgenommen hat. Bedenkt man außerdem die früh eingeschlagene deutschnationale Ausrichtung, die sich ja auch, wie hier dargestellt wurde, in seinen Kriegsbüchern äußert, so könnte er durchaus bewusst Anregungen bei so bekannten und eindeutig dem rechten Lager zuzurechnenden Schriftstellern wie Ernst Jünger oder Franz Schauwecker gesucht haben. Auch ein direkter Vergleich mit einem ‚linken‘ Kriegsschriftsteller der Weimarer Republik könnte interessant sein, um Unterschiede und eventuelle Gemeinsamkeiten deutlich zu machen – im Fall Fritz Webers, des „österreichischen Remarques“⁶⁶⁵, wäre natürlich ein Vergleich seiner Kriegsmemoiren mit „Im Westen nichts Neues“ eine spannende Möglichkeit. Allerdings wäre es möglicherweise zielführender, Webers Bücher österreichischen Kriegserinnerungen gegenüberzustellen, die einen anderen Blick auf diesen Krieg und die in ihm kämpfenden Soldaten werfen, um auch andere Darstellungsweisen der von Weber so hoch gepriesenen Mythen des „Gebirgskämpfers“ und des „Isonzokriegers“ deutlich zu machen.

In jedem Fall gibt es noch viele, bis jetzt nicht berücksichtigte Ansätze, die dem oftmals noch ‚verklärenden‘ und undifferenzierten Blick, mit dem der Kriegsschriftsteller Fritz Weber und sein Werk auch von wissenschaftlicher Seite betrachtet werden, eine kritische Betrachtungsweise entgegenstellen würde, was für die Zukunft wünschenswert wäre.

⁶⁶⁵ wie Anm. 660

Quellen und Literatur

Archivarische Quellen

- Wiener Stadt- und Landesarchiv, Auskunft M-1088/05 vom 23.2.2005, Meldedaten Fritz Weber
- Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, S. W. 17.755 (Kt. 25), 11365/16, Belohnungsantrag vom 9.6.1916
- Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, MBA 231.491 (Kt. 113), Belohnungsantrag vom 26.8.1915
- Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Gauakt Fritz Weber, Nr. 85.685
- Bundesarchiv Berlin, POL, Ordner Nr. 1702, 5125 A
Personalakte der Reichskulturkammer
- Wiener Stadt und Landesbibliothek, Tagblatt-Archiv, Fritz Weber
- Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Tagblatt-Archiv, Luis Trenker
- Oberösterreichisches Landesarchiv, E-mail Auskunft vom 5.11.2008, Registrierungs-Meldeblatt Fritz Weber der Gemeinde Grießkirchen im Aktenbestand der Gemeinde Unterach am Attersee (Bestand Registrierungslisten)

Als Quellen verwendete Literatur

- WEBER, Fritz, Granaten und Lawinen (Leipzig/Berlin/Wien 1932)
Menschenmauer am Isonzo (Leipzig/Berlin/Wien 1932)
Sturm an der Piave (Leipzig/Berlin/Wien 1932)
Das Ende der Armee (Leipzig/Berlin/Wien 1931)
Feuer auf den Gipfeln, Südtiroler Alpenkrieg (Regensburg 1932)
Frontkameraden (Klagenfurt/Wien 1934)
Isonzo 1915 (Klagenfurt/Wien 1933)
Isonzo 1916 (Klagenfurt/Wien 1933)
Isonzo 1917 (Klagenfurt/Wien 1933)
Alpenkrieg (Klagenfurt/Wien 1935)

Internet-Quellen

Website des Österreichischen Milizverlag:

<http://www.miliz.at/buecher/10.htm>, Download am 30.11.08

Website des Bundesarchivs Berlin:

http://www.bundesarchiv.de/aufgaben_organisation/abteilungen/reich/00340/index.html
Download am 30.11.08

Wikipedia, Die freie Enzyklopädie:

http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Weber, Download am 25.10.2008

Website Ariadne:

www2.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_mayrederrosa.htm, Download am 10.04.2008

Sekundärliteratur

- AFFLERBACH, Holger, Borojević von Bojna, Setozar Freiherr, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 390
- AFFLERBACH, Holger, Dreibund, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 447
- AFFLERBACH, Holger, Mittelmächte, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 723
- AMBERGER, Waltraud, Männer, Krieger, Abenteurer, Der Entwurf des ‚soldatischen Mannes‘ in Kriegerromanen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg (Frankfurt 1987)
- BARTHES, Roland, Mythen des Alltags (Frankfurt a. Main 1964)
- BOURNE, John M., Westfront, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 960-967
- DOSTAL, Thomas, Die Großdeutsche Volkspartei, in: Emmerich TÁLOS/Herbert DACHS/Ernst HANISCH/Anton STAUDINGER (Hrsg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs, Erste Republik 1918-1933 (Wien 1995) S. 195-207
- EISTERER, Klaus, „Der Heldentod muss würdig geschildert werden ...“, Der Umgang mit der Vergangenheit am Beispiel Kaiserjäger und Kaiserjägertradition, in: DERS./STEININGER (Hrsg.), Tirol und der Erste Weltkrieg (Innsbruck 1995) S. 105-137
- ETSCHMANN, Wolfgang, Die Südfront 1915-1918, in: Klaus EISTERER/Rolf STEININGER (Hrsg.), Tirol und der Erste Weltkrieg (Innsbruck 1995) S. 27-60
- FLEMMING, Thomas, Industrialisierung und Krieg, in: Rolf SPILKER/Bernd ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, Der industrialisierte Krieg 1914-1918 (Bramsche 1998), S. 55-67
- FREVERT, Ute, Das Militär als »Schule der Männlichkeit«, Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: DIES. (Hrsg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1997) S. 145-173

- FREVERT, Ute, Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert: Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen, in: DIES., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1997) S. 7-16
- GRESTENBERGER, Erwin A., k. u. k. Befestigungsanlagen in Tirol und Kärnten 1860-1918 (Wien 2000)
- GROSS, Gerhard, Stahlhelm, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ, (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 863f
- HABEL, Walter (Hrsg.), Wer ist Wer?, Das deutsche Who's Who (Berlin 1955)
- HAGEMANN, Karen, Der „Bürger“ als „Nationalkrieger, Entwürfe von Militär, Nation und Männlichkeit in der Zeit der Freiheitskriege, in: DIES./Ralf PRÖVE (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger, Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel (Frankfurt/New York 1998) S. 74-102
- HAGEMANN, Karen, „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“, Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens (Paderborn 2002)
- HAGEMANN, Karen/Stefanie SCHÜLER-SPRINGORUM (Hrsg.), Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege (Frankfurt/Main/New York 2002)
- HANISCH, Ernst, Die Rückkehr des Kriegers, Männlichkeitsbilder und Remilitarisierung im Österreich der Zwischenkriegszeit, in: Transit. Europäische Revue 16 (Frankfurt a. Main 1999) S. 108-124
- HANISCH, Ernst, Männlichkeiten, Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts (Wien/Köln/Weimar 2005)
- HÄMMERLE, Christa, Das Militär als „Schule der Männlichkeit“? Erste Anmerkungen zum Projekt „Zwischen Akzeptanz und Verweigerung: Männlichkeit und Militär in der Habsburgermonarchie 1848-1918“, in: Manfred LECHNER/Dietmar SEILER (Hrsg.), zeitgeschichte.at, 4. österreichischer Zeitgeschichtetag '99 (Wien 1999), S. 146-153
- HÄMMERLE, Christa, „Es ist immer der Mann, der den Kampf entscheidet und nicht die Waffe ...“, Die Männlichkeit des k. u. k. Gebirgskriegers in der soldatischen Erinnerungskultur, in: Hermann KUPRIAN/Oswald ÜBEREGGER (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg im Alpenraum, Erfahrung, Deutung, Erinnerung (Innsbruck 2006) S. 35-60

- HÄMMERLE, Christa, Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs, Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte, in: Thomas KÜHNE / Benjamin ZIEMANN (Hrsg.), Was ist Militärgeschichte (München/Wien/Zürich 2000) S. 229-262
- HÄMMERLE, Christa, Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für »Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868-1914/18)«, in: Martin DINGES (Hrsg.), Männer-Macht-Körper, Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute (Frankfurt/New York 2005) S. 103-121
- HARTUNGEN, Christoph von, Die Tiroler und Vorarlberger Standschützen – Mythos und Realität, in: Klaus EISTERER/Rolf STEININGER (Hrsg.), Tirol und der Erste Weltkrieg. Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, 12 (Innsbruck 1995) S. 61-104
- HELLER, Ludwig Viktor/Edwin LOEBENSTEIN/Leopold WERNER (Hrsg.), Das Nationalsozialistengesetz, Das Verbotsgesetz 1947, Die damit zusammenhängenden Spezialgesetze (Wien 1947)
- HOFER, Hans-Georg, Nervenschwäche und Krieg, Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880-1920) (Wien 2004)
- HÜPPAUF, Bernd, Langemarck, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 671f
- HÜPPAUF, Bernd, Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte 1 (Essen 1993) S. 43-84
- INSENGHI, Mario, Isonzo, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 589-590
- ISNENGI, Mario, Piave, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 773
- JAGSCHITZ, Gerhard, Die Nationalsozialistische Partei, in: Emmerich TÁLOS/Herbert DACHS/Ernst HANISCH/Anton STAUDINGER (Hrsg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs, Erste Republik 1918-1933 (Wien 1995) S. 231-244

- JERABÉK, Rudolf, Conrad von Hötzendorf, Franz Freiherr, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 419-421
- KILLY, Walter/Rudolf VIERHAUS (Hrsg.), Deutsche Biographische Enzyklopädie, 8, (München 1998)
- KRUMEICH, Gerd, Verdun, in: DERS./Gerhard HIRSCHFELD/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 942-945
- KÜHNE, Thomas „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“, Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jh, in: DERS. (Hrsg.) Männergeschichte-Geschlechtergeschichte (Frankfurt/Main/New York 1996), S. 174-192
- KÜHNE, Thomas, Der Soldat, in: Ute FREVERT/Heinz-Gerhard HAUPT (Hrsg.), Der Mensch des 20. Jh (Frankfurt/Main/New York 1999) S. 344-372
- KÜHNE, Thomas, Imaginierte Weiblichkeit und Kriegskameradschaft, Geschlechterverwirrung und Geschlechterordnung 1918-1945, in: HAGEMANN, Karen (Hrsg.), Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege (2002)
- KÜHNE, Thomas, Kameradschaft, Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jh, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft (Göttingen 2006)
- KÜHNE, Thomas, Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: DERS. (Hrsg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte, Männlichkeit im Wandel der Moderne (1996)
- KÜHNE, Thomas, Massen-Töten. Diskruse und Praktiken der kriegerischen und genozidalen Gewalt im 20. Jahrhundert, in: DERS./Peter GLEICHMANN (Hrsg.), Massenhaftes Töten, Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert. Frieden und Krieg, Beiträge zur Historischen Friedensforschung 2 (Essen 2004) S. 11-52
- KÜHNE; Thomas, Kameradschaft - »das Beste im Leben eines Mannes«. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in : Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) S. 504-529
- LACKNER, Daniela, Die Frauenfriedensbewegung in Österreich zwischen 1899 und 1915. Dipl. Arb. (Wien 2008)
- LANGES, Gunther, Die Front in Fels und Eis: Der Weltkrieg 1914-1918 im Hochgebirge (Bozen ¹²2001)

- MARTSCHUKAT, Jürgen / Olaf STIEGLITZ, „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit (Tübingen 2005) Historische Einführungen, 11
- MASSIGNANI, Alessandro, Dolchstoßlegende, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 444
- MOMMSEN, Hans, Militär und zivile Militarisierung in Deutschland 1914 bis 1938, in: Ute FREVERT, Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1997) S. 265-276
- MOSSE, George L., Gefallen für das Vaterland, Nationales Heldentum und namenloses Sterben (Stuttgart 1993)
- MOSSE, George L., Über Kriegserinnerungen und Kriegsbegeisterung, in : Marcel VAN DER LINDEN/Gottfried MERGNER, Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung, Interdisziplinäre Studien (Berlin 1991)
- NOACK, Paul, Ernst Jünger, Eine Biographie (Berlin 1998)
- Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950, Bd 3 (Graz 1965)
- RAPP, Christian, The Last Frontiers, Landschaft zwischen Krieg und Erinnerungskultur, in: Anton HOLZER/Wieland ELFERDING (Hrsg.), Ist hier schön, Landschaft nach der ökologischen Krise (Wien 2000) S. 232-247
- RAUCHENSTEINER, Manfred, Der Tod des Doppeladlers, Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg (Graz/Wien/Köln 1994)
- REIMANN, Aribert, Wenn Soldaten vom Töten schreiben – zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914-1918, in: Peter GLEICHMANN/Thomas KÜHNE (Hrsg.), Massenhaftes Töten, Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert. Frieden und Krieg, Beiträge zur Historischen Friedensforschung 2 (Essen 2004), S. 307-319
- RUPP, Heinz/Carl Ludwig LANG, Deutsches Literatur-Lexikon, Biographisch-bibliographisches Handbuch, 14 (Bern 1992)
- SCHAUMANN, Walther, Isonzo 1915-1917. Krieg ohne Wiederkehr (Wien 1993)
- SCHILLING, René, „Kriegshelden“, Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland (1813-1945)

- SCHNEIDER, Thomas F., Flex, Walter, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 494f
- SCHNEIDER, Thomas F., Erich Maria Remarque. Leben, Werk und weltweite Wirkung (Osnabrück 1998)
- SCHNEIDER, Thomas F., Remarque, Erich Maria, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 791f
- SIEFERLE, Rolf Peter, Ernst Jünger, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.) Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 600f
- STIEFEL, Dieter, Entnazifizierung in Österreich (Wien 1981)
- STORZ, Dieter, Alpenkrieg, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn) S. 331f
- ÜBEREGGER, Oswald, Der andere Krieg, Die Tiroler Militärgerichtsbarkeit im Ersten Weltkrieg Tirol im Ersten Weltkrieg, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, 3 (Innsbruck 2002)
- ÜBEREGGER, Oswald, Vom militärischen Paradigma zur ‚Kulturgeschichte des Krieges‘? Entwicklungslinien der österreichischen Weltkriegsgeschichtsschreibung im Spannungsfeld militärisch-politischer Instrumentalisierung und universitärer Verwissenschaftlichung, in: DERS. (Hrsg.), Zwischen Nation und Region, Weltkriegsforschung im interregionalen Vergleich, Ergebnisse und Perspektiven (Innsbruck 2004) S. 63-122
- UNRUH, Karl, Langemarck, Legende und Wirklichkeit (Koblenz 1986)
- VERHEY, Jeffrey, Der Geist von 1914, in: Rolf SPILKER/Bernd ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, Der industrialisierte Krieg 1914-1918 (Bramsche 1998) S. 47-53
- WAGNER, Claudia, Die Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur, Literaturreinigung auf Österreichisch. Dipl.-Arb. (Wien 2005)
- WERTH, German, Verdun: Die Schlacht und der Mythos (Bergisch Gladbach 1986)
- WERTH, German, Ypern, in: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ, (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2004) S. 973f

- ZIEMANN, Benjamin, die Macht der Maschine – Mythen des industriellen Krieges,
in: Rolf SPILKER/Bernd ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, Der industrialisierte Krieg 1914-1918 (Bramsche 1998) S. 177-189

Anhang

Abstract

Diese Diplomarbeit beschäftigt sich mit Männlichkeitskonstruktionen in der Erinnerungsliteratur der Zwischenkriegszeit. Anhand ausgewählter Werke des österreichischen Kriegsschriftstellers Fritz Weber (1895-1972) werden verschiedene Aspekte soldatischer Männlichkeit mit der politischen Gesinnung des Autors in Verbindung gebracht und auf Entwicklungen und Veränderungen hin untersucht. Die Arbeit ist in drei große Abschnitte aufgeteilt, wobei der erste Teil als theoretische Basis für die durchgeführte Werkanalyse gesehen werden kann. Im zweiten Teil wird die Person Fritz Weber näher beleuchtet und im dritten Teil werden Kriegsbücher, die Weber zwischen 1931 und 1935 publizierte, auf die oben genannten Aspekte hin untersucht.

Das Konzept kriegerischer Männlichkeit ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Entscheidende Impulse für das Männlichkeitsbild der Weltkriege lieferte bereits die Entwicklung im 19. Jahrhundert, in welchem das Leitbild einer militarisierten Männlichkeit mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht immer größere Bedeutung erlangte. Spätestens mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges nahm der ‚kriegerische Mann‘ gegenüber anderen Männlichkeitskonzepten eine dominierende Stellung ein. In diesem ersten industriellen Krieg entstanden zum Teil völlig neue Mythen von Männlichkeit und Kämpfertum, die bis weit nach Kriegsende weiterwirkten und von den Nationalsozialisten übernommen, teilweise umgedeutet und in der Konstruktion eines ‚neuen‘ Menschen zu ihrem Höhepunkt geführt wurden.

Fritz Weber, der als Soldat der k. u. k. Armee am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatte und mehrere Jahre an der sog. Südwestfront im Einsatz war, publizierte in den 1930er Jahren mehrere Bücher über seine Kriegserlebnisse bzw. über diese Front zwischen Österreich-Ungarn und Italien. In diesen finden sich verschiedene Elemente soldatischer Männlichkeit, die hier genau beleuchtet werden. Neben Aspekten wie Heldentum und Kameradschaft wird

auch der Umgang mit der durch den ‚modernen‘ Krieg bedrohten Männlichkeit analysiert.

Der Hauptfokus der Arbeit liegt jedoch auf der Untersuchung von deutschnationalen und nationalsozialistischen Tendenzen, die in Verbindung mit der Biographie Webers beleuchtet werden. Die Ausgangsthese, dass es eine deutliche Verstärkung dieser Elemente in den Jahren von 1931 bis 1935 gab, hat sich nicht vollends bestätigt. Allerdings konnten im Zuge der Analyse seiner Kriegsbücher zahlreiche Hinweise sowohl auf deutschnationale Tendenzen als auch auf Elemente eines nationalsozialistischen Kämpfertypus‘ gefunden werden.

LEBENS LAUF

Persönliche Daten:

| | |
|--------------------|--------------------|
| Name | Michaela Zumpf |
| Geburtsdatum/ -ort | 18.03.1980 in Wien |
| Staatsbürgerschaft | Österreich |

Ausbildung:

Schule:

| | |
|-----------|----------------------------------|
| 1986-1990 | Volksschule in 7433 Grodnau |
| 1990-1994 | Hauptschule in 7434 Bernstein |
| 1994-1999 | Handelsakademie in 7400 Oberwart |

Universität:

| | |
|-----------|--|
| 1999-2000 | Diplomstudium Internat. Betriebswirtschaft an der Univ. Wien |
| seit 2000 | Diplomstudium Geschichte an der Univ. Wien |
| | Diplomstudium Kunstgeschichte an der Univ. Wien |

Auslandsaufenthalt:

| | |
|----------------------|--|
| Sept. 2006-Feb. 2007 | Studium der Kunstgeschichte an der Univ. Utrecht |
|----------------------|--|

Berufliche Tätigkeit:

| | |
|-----------------|---|
| seit April 2005 | Technisches Museum Wien Mariahilferstraße 212, 1140 Wien |
|-----------------|---|

Sprachen:

| | |
|----------------|---------------------|
| Englisch | in Wort und Schrift |
| Niederländisch | in Wort und Schrift |
| Französisch | Schulkenntnisse |